Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

Die Mäntel der Liebe

Felden, Emil

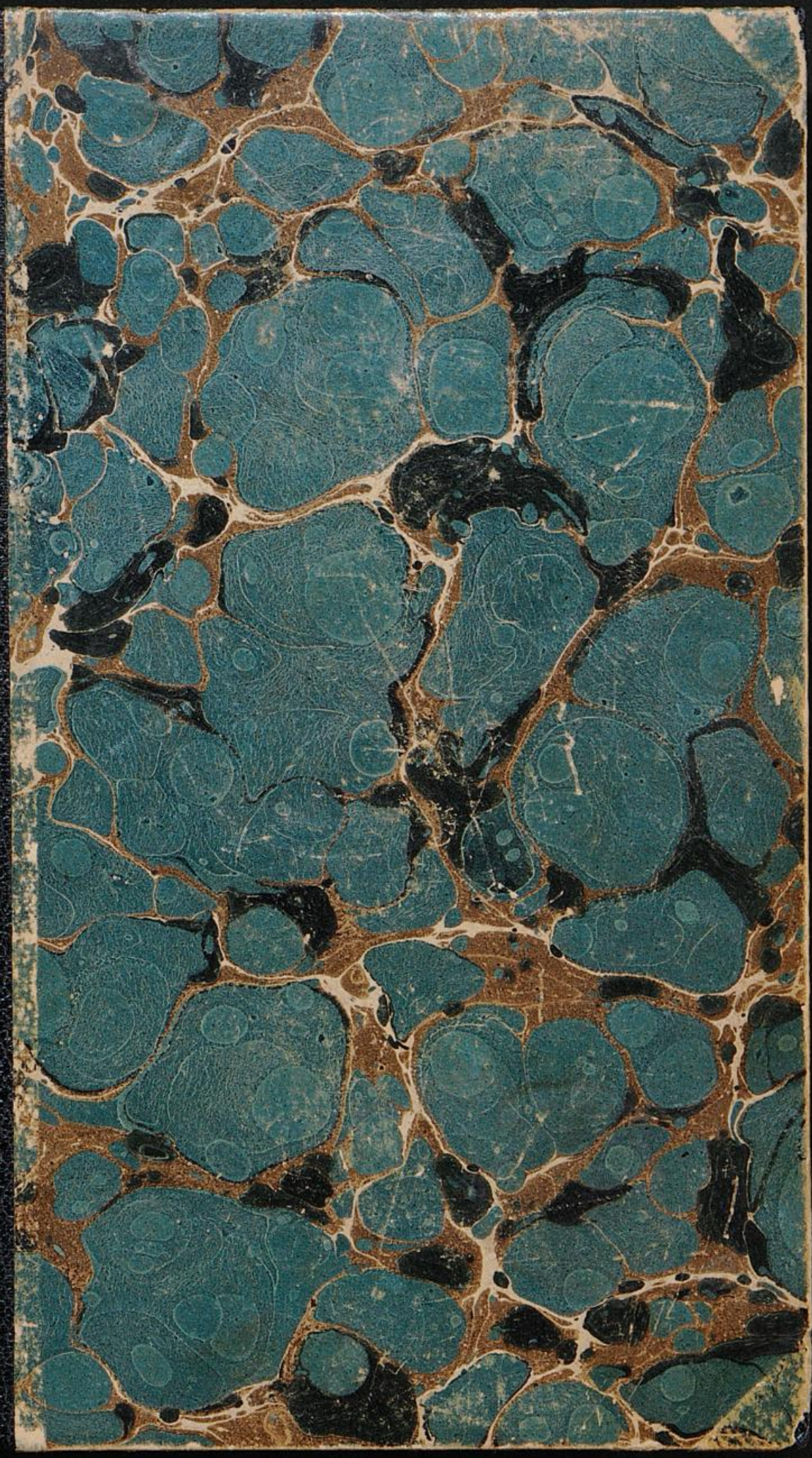
Leipzig, [1924]

urn:nbn:de:gbv:46:1-9677

Visual Library

Brem.c.3733

ilden
*
lhe
ntel
Liebe



Вѣнец 3733 а

Emil Felden

Die Mäntel der Liebe

Ein

humoristisch-satirischer Roman





1924:825.

Ernst Oldenburg, Verlag / Leipzig

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1924 by Ernst Oldenburg, Verlag / Leipzig.
Einband- und Umschlagzeichnung sind von Gerda Felden.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsangabe.

		Seite
1.	Die Stadt und ihre Umgebung	5
2.	Die besseren Leute	9
3.	Der Stammtisch der Reformer	12
4.	Das gesellschaftliche Leben	20
5.	Das Theater	23
6.	Der Schuhevokuwiulit	26
7.	Auguste Fischbach, ihre Freunde und Feinde	30
8.	Warum sich die Mitglieder des Stammtischs der Reformer so gut verstanden	34
9.	Goliaths Rache	39
10.	Der Schuhevokuwiulit arbeitet	49
11.	Herr Brandes	52
12.	Brandes wird Schuhevokuwiulitaner	57
13.	Lisbeth Brandes und ihre Verehrer	62
14.	Ernst Müller erlebt Freud und Leid	70
15.	Der Streik der schönen Margarete	76
16.	Die Brandesspritze	84
17.	Vom Dreckeimer und den Festvorbereitungen	92
18.	Einweihungsfeier und Rache	97
19.	Das Festmahl	106
20.	Zwei Jungfrauen	114
21.	Feurio!	128
22.	Emil Hurtigs Glück und Leid	135
23.	Mißglückte Verlobungsversuche	140
24.	Müller wird als Dichter anerkannt	148
25.	Die Vorstandssitzung	155
26.	Beim Hauptschriftleiter des „Anzeigers“	165
27.	Helenes Verlobung	173
28.	Hurtig verlobt sich abermals	178
29.	Dr. Wacklich in Seelennot	187
30.	Ernst Müller wird berühmt	195
31.	Müller wird Schuhevokuwiulitaner	200

Seite

32. Der Stich in den Ameisenhaufen 212
33. Frau Goliath bekommt unerwarteten Besuch 216
34. Das Strafgericht 218
35. Theateranfang! 221
36. Müller erlebt Überraschungen 226
37. Des Rätsels Lösung 236
38. Der Schlußakt 238
39. Die neue Vorstandssitzung 243
40. Abrechnung! 245
41. Goliaths Bekehrung 247
42. Wacklich darf heiraten! 249
43. Die Mäntel der Liebe 250
44. Schluß 252

1. Die Stadt und ihre Umgebung.

Kleinwinkelsheim — herrliches Städtchen in deutschen Landen! Dich zu besingen, taucht meine Feder tief ein in die schwarze, ach, so teuer gewordene Tinte, wird ein funkelnagelneues Farbband — feinste Ware; Preis: Schweigen, tiefes Schweigen! — auf die alte, klapprige Schreibmaschine gespannt. Einige Taten deiner Bewohner, dieser ehrlichen, biederen, harmlosen, Sitte und Zucht liebenden (und soweit es sein muß, auch betätigenden), allem Altbewährten treu ergebenen, jedem Ungewohnten oder gar Neuen, Unerprobten abholden, ja geradezu feindlichen Menschen zu schildern, sei unser Ziel. Einige Taten nur — deiner Besten! Denn alle zu erzählen, die Anspruch darauf hätten, der staunenden Mit- und der bewundernden Nachwelt überliefert zu werden, das überstiege eines Menschen Kraft, eines Poeten Zeit und eines Verlegers Geldmittel: müßten doch unzählige — dies Wort in seiner mathematischen Bedeutung genommen — Bogen Papier verbraucht und sämtliche Fässer Tinte geleert werden, so daß die vielen Akten nicht mehr geschrieben werden könnten, die jetzo Tausenden von ehrsamen, vom „Abbau" verschont gebliebenen Schreibern Brot samt Margarine verschaffen, um sodann in den Archiven, den Augen der Menschheit sorgsam entzogen, zu ruhen; so daß viele, viele von den Büchern nicht verfaßt werden könnten, die jetzt — Gott sei's geklagt — von schreibwütigen Gehirnathleten verfaßt und von geldgierigen Verlegern in die Menschheit geschleudert werden wie Bazillenbomben von französischen Fliegeroffizieren.

Kleinwinkelsheim — herrliches Städtlein im deutschen Reich! Ach, wie viele rümpfen, wenn sie deinen Namen hören, verächtlich die Nase. Bedauernswerte, die dich nicht kennen. Und dich darum nicht zu schätzen imstande sind! Deine Söhne

und Töchter aber werten dich in treuer Anhänglichkeit nach Gebühr. Leuchtenden Auges, mit stolz in den Nacken zurückgeworfenem Haupt erklären sie, besonders wenn sie, Spöttern fern, unter sich sind: „Es gibt nur ein Kleinwinkelsheim in der Welt!" Wie recht haben sie: es gibt nur eins!

Dies eine einzige liegt in einer weiten, weiten Ebene. Sie ist so flach wie der Busen der ältlichen Jungfrau Amanda Tugendmuß, die so sittsam ist, daß sie die Fahne der Marienkinder bei Prozessionen tragen darf und, wie sie dem Beichtvater anvertraute, erröten muß, wenn Ausdrücke wie „Liebe" oder „Kuß" oder gar „bärtige Männerlippe" an ihr Ohr tönen. Dazu ist sie so poetisch — die Ebene, nicht die Jungfrau —, wie es eine flache Ebene nur immer sein kann. Kein Hügel, kein Wald stört im weiten Umkreise die Harmonie des Ganzen oder lenkt den Blick vom fernen Horizont ab. Und in der Schule vergißt Herr Rektor Johannes Brinkmann nie, auf den ganz besonderen Vorzug dieser Ebene aufmerksam zu machen: sie biete, dank der Vorsehung, die es mit den Kleinwinkelsheimern sichtlich gut meine, den augenscheinlichen Beweis für die Kugelgestalt der Erde; kostenlos könne man ihn hier — dank dieser Vorsehung! — in sich aufnehmen. Weit und breit sieht man außer ebenso gutgedüngten wie wohlbearbeiteten Äckern, darauf neben Korn vor allem Kartoffeln und Rüben in unglaublicher Dicke gedeihen, unübersehbare Wiesen, durchschnitten von zahlreichen, kerzengerade verlaufenden Gräben voll nicht allzuklaren Wassers, darin sich Wasserkäfer tummeln und Blutegel schlängeln; die Weideflächen sind belebt von wiederkäuenden, hinterbeinschlenkernden, junoäugigen Kühen, die gedankentief und philosophisch mit den Schwänzen wackeln oder auch um sich schlagen, wenn sich die zahllosen, ausbeuterischen Fliegen vom Schweiß und Blut ihres Körpers zu mästen suchen. Stare mit metallisch glänzendem Gefieder umschwirren in Scharen das herrliche, gut gedeihende Rindvieh, und buntberockte, häßlich schreiende Kiebitze vervollständigen die idyllische Schönheit der Umgegend.

Die Häuser von Kleinwinkelsheim sind altersgrau und haben spitze Giebel. Ist der Himmel grau, so ziehen sie ein gelangweiltes Gesicht wie ein junger Mann, der, in eine Kaffeegesellschaft ebenso alter wie tugendsamer und selbstverständlich nur darum unverheiratet gebliebener Erbtanten geraten, Moralpredigten über sich ergehen lassen muß, die auf ihn niederprasseln wie Hagelkörner auf ein Glasdach. Lacht jedoch die Sonne, dann lachen auch die hohen Giebel: wie junge Mädchen sehen sie dann aus, die, auf den Zehenspitzen sich erhebend, mit gerecktem Halse dem Geliebten kußfreudig die Rosenlippen bieten. In der Dämmerung gleichen sie alten Grenadieren, die nach einer durchzechten, tollen Nacht gegen den Feind anmarschieren sollen; und in der dunkeln Nacht Ungeheuern, die aus glanzlosen, tiefliegenden Augen heraus den Wanderer anglotzen und mit ungeheuern Mäulern zu verschlingen drohen.

Die engen, winkligen Gassen laufen fast alle auf den Marktplatz, den größten Platz von Kleinwinkelsheim. Seine Mitte ziert der Springbrunnen, die große Sehenswürdigkeit der Stadt. Damit das teure Wasser gespart werde, sprudelt er auf Anordnung des hochweisen Rates nur an Sonntagnachmittagen, vorausgesetzt, daß es dann nicht regnet, schneit oder friert. — Im Norden trotzt eine hohe Brandmauer geschmacklos in den Platz hinein. Sie ist auf Veranlassung des „Verschönerungsvereins" mit vielen Inschriften und einigen Reklamebildern, „Gemälde" betitelt, versehen, die Einheimischen und Fremden künden, wo sie am besten und billigsten Würste und Schuhwichse, Gummiartikel und Liköre, Damenstrümpfe und Schokolade einkaufen können. Daran lehnt sich das einstöckige Polizeigebäude, das, dem einfachen, geraden, jedem unnützen Tand abgeneigten Wesen der Einwohner entsprechend, nicht gerade als erstklassige architektonische Schönheit angesprochen werden kann, sintemalen es der Herr Landrat, der es als höchster Beamter und Vertreter der Regierung doch wissen muß, zum allgemeinen Entsetzen einen „Stall" nannte, was besonders darum schmerzlich war, weil man ihm gegen-

über schweigen, ja, lächelnd Beifall nicken mußte. Denn in Kleinwinkelsheim war es Mode, nein, Sitte, ja Sittlichkeit, dem schönen Bibelworte zu folgen, wonach jedermann „untertan sei der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat", und der Herr Landrat war keiner von den Leuten, mit denen gut Kirschen essen war. Abgesehen davon, daß er adelig und darum eine besondere Autorität war. Dies Gebäude beherbergt die hochlöbliche Polizei, bestehend aus ihrem Oberbefehlshaber, Herrn Polizeiobermachtmeister Bäcker, und dem Schutzmannskorps, das sich aus dem Schutzmann Koch und dem Nachtwächter Schultz zusammensetzt. Da letzterer nicht die ganze Nacht draußen umherpatrouillieren kann (dazu ist die Nacht zu lang, die Stadt zu klein und sind der Spitzbuben zu wenig), so ist ihm vom hochweisen Magistrat ein Ruhebett bewilligt worden, das, am Tage als Sofa benutzt, des Nachts dem Nachtwächter in den „Dienstpausen", die die meiste Zeit in Anspruch nehmen, als Schlafgelegenheit dient.

Genau dem Polizeigebäude gegenüber, im Süden, steht das mit einem hohen Turme geschmückte „Rathaus". Seinen Namen trägt es mit Unrecht; denn es ist gar nicht das Rathaus. Im Gegenteil. In seinem Untergeschoß stehen die Feuerspritzen und -leitern und alles andere, was zum ordnungsmäßigen Löschen eines richtigen Brandes gehört. Den ersten Stock nimmt der „große Saal" ein, der, weil er einige hundert Menschen faßt, eine Sehenswürdigkeit der Stadt ist; er dient zur Abhaltung aller nur denkbaren Festlichkeiten, einschließlich der Kaninchenausstellungen und der Impfung der kleinen Kinder. Im zweiten Stockwerk aber sind die Wohnungen des „Hausmeisters", der sich, wie das zu seinem Beruf gehört, durch Faulheit und Grobheit auszeichnet, des Schutzmanns Koch und des Turmwächters Schläfrig. Denn Kleinwinkelsheim erlaubt sich den Luxus, sich einen Turmwächter zu halten, und ist überzeugt, daß dies eine dringende Notwendigkeit ist. Dieser wichtige Mann hat die Pflicht, tagsüber alle Viertelstunden von den Fenstern seines Turmgemachs aus, darin er

eine Schusterwerkstatt aufgeschlagen hat, nach allen Himmelsrichtungen Ausschau zu halten, ob er kein Feuer oder eine gefährlich scheinende Rauchentwicklung entdeckt. Und schon oft ist es vorgekommen, daß er, von ungeheurem Pflichteifer gepackt, Sturm läutete, wenn Bäcker Berens seinen Backofen mit zu feuchtem Holze geheizt hatte, während er einen Brand erst dann entdeckte, wenn der ganze Dachstuhl von den Flammen verzehrt war, weil das Feuer gerade ausgebrochen war, nachdem er „eben" Ausguck gehalten. Des Nachts braucht er zudem nur alle Stunden auszuschauen. Denn wenn die Menschen schlafen, so nimmt man in Kleinwinkelsheim an, schläft auch das Feuer. Damit er aber nicht etwa das stündliche Ausschauen vergesse, ist er verpflichtet, die volle Stunde, die von der Turmuhr nur an die kleine, hellklingende Glocke angehämmert wird, mit der großen, weit- und dumpfklingenden Glocke, der „Sturmglocke", zu wiederholen. Ach, wie oft lauert man vergebens auf diese Wiederholung! Dann stößt der Herr Bürgermeister — falls er gerade wach ist — die holde an seiner Seite schlummernde Gattin an und brummt ungnädig: „Horch, Alte, Schläfrig schläft wieder einmal!" — Da man in Kleinwinkelsheim wohlweislich mit der menschlichen Schwäche der Beamten rechnet, hat man vorsorglicherweise einen Klingelzug angebracht, der zur Turmstube hinaufführt. An diesem zieht der biedere Bürgersmann, wenn er statt Schläfrig einen Brand entdeckt, worauf dann der Turmwächter pflichteifrig die Sturmglocke in Bewegung setzt.

2. Die besseren Leute.

Um diesen soliden, alten Kern der Stadt lagert sich ein Ring großer viereckiger Kästen, in Kleinwinkelsheim „Villen" genannt, die sich meist in alten Parken ducken. Hohe Mauern verwehren Neugierigen den Einblick in diese Familienheiligtümer, oder es schließen sie Hecken oder auch Eisengitter von der Straße ab, durch deren Stäbe die Kinder der „kleinen" Leute die Köpfe hindurchzuzwängen suchen, um wenigstens

etwas von den Herrlichkeiten abzubekommen, die sie im Schatten der hohen Buchen oder der niedrigen Trauerweiden vermuten. Auch diese „Villen" sind grau und langweilig. Ihre Bewohner sind kleine Fabrikanten, Kaufleute, pensionierte Beamte — höhere, natürlich —, reichgewordene Krämer oder gar „Rentner". Es ist dieser Beruf des Couponschneiders der höchste, den ein Kleinwinkelsheimer sich auszudenken vermag. Also lauter gute, biedere, entschieden achtbare, ehrsame, ihre Steuern regelmäßig und, soweit sie sich nicht drücken können, auch durchaus ordnungsgemäß bezahlende Leute, die, soviel man weiß, nicht vorbestraft oder auch nur mit einem vorbestraften Individuum verwandt oder verschwägert sind. Verschrobene Menschen, die für das jeder Aufregung abholde Wesen dieser guten Bürger und einwandfreien Stützen der bestehenden Staats- und Wirtschaftsordnung keinen Sinn haben, scheuen sich nicht, sie in respektwidriger Weise „Spießer" zu nennen. Zweifellos zu Unrecht. Denn es handelt sich nicht um stumpfsinnige oder auch nur geistesträge Menschen. Im Gegenteil! Ist auch ihr Geist einem gefährlichen Flug in höhere Regionen nicht gerade geneigt — sie sind viel zu klug, als daß sie die Lehren der Vergangenheit, die ihnen den Sturz des übermütigen Ikarus so lebendig vor Augen führen, nicht beachten würden —, so suchen sie doch geistige Anregung überall, wo sie zu finden ist. Vor allem in der Weise, daß sie sich mit dem, was in den Häusern der Nachbarn, in Küchen, Wohn- und besonders Schlafzimmern vorgeht, was in den Straßen des Städchens geschieht, ja sogar, was auf den Äckern und den Weiden der soliden Ebene um Kleinwinkelsheim herum vorkommt, ausgiebig beschäftigen und ihre Beobachtungen ebenso mitteilsam und lehrfreudig wie wissensdurstig und lernbegierig mit gleichgesinnten Bekannten austauschen.

Zu diesem edlen Zwecke versammeln sich an bestimmten Nachmittagen in bestimmten Häusern zu bestimmten Stunden bestimmte Damen. Nicht allzu starker Kaffee oder hellichter Tee, Torten und Kuchen sind der materielle Untergrund der

geistigen Genüsse. Die fleißigen Hände der an dauernde „Handarbeit" gewöhnten Damen — der achtstündige Arbeitstag hat keine Gnade bei ihnen gefunden, o nein! — beschäftigen sich mit Häkeln und Sticken. Aber ihr Geist unternimmt dabei Höhenflüge wie brummende Maikäfer in warmen Frühlingsnächten. Vor allem umflattert er andere bestimmte Damen, die in anderen bestimmten Häusern zu derselben Stunde sich derselben Beschäftigung hingebend widmen. Ruhig, man könnte fast sagen: geschäftsmäßig, werden die Geschehnisse der Stadt besprochen, die Guttaten der einen, die Verfehlungen der anderen; gemütlich fließen die Reden, wie das Wasser des Winkelbachs, der durch Kleinwinkelsheim hindurchschleicht. Muß besonders erwähnt werden, daß die Guttaten anderer keiner langen Erörterung unterzogen werden? „Der Mensch ist gut," denken die Damen, indem sie ihre eigene werte Person ins Auge fassen; „klar und selbstverständlich, daß gute Taten verrichtet werden." Und sie erzählen viele gute Taten, die sie selbst getan. Anders aber, wenn es gilt, Taten zu be- und natürlich zu verurteilen, von denen sie mit voller Überzeugung sagen können: „Ich würde so was nie sagen, geschweige denn tun!" Ja, es kann sich dann der sonst so ruhigen Damen eine Leidenschaftlichkeit der Entrüstung bemächtigen, die in umgekehrtem Verhältnis steht zur Gewißheit des Geschehens: je unbestimmter das Gerücht, um so strenger das Gericht, um so tiefer die Empörung, um so höher die Wogen des zum Fanatismus gesteigerten Tugendwillens.

Preis der männlichen Bewohnerschaft von Kleinwinkelsheim! Sie ist mindestens ebenso geistig rege wie die weibliche, ja, vielleicht noch reger! Denn an jedem Abend, wenn die schwere Tagesarbeit erledigt ist, kommen zu bestimmten Stunden in bestimmten Bier- oder Weinstuben an bestimmten Tischen bestimmte Herren aus jeweils genau bestimmten Kreisen zusammen — der Harmonie und der Ordnung wegen —, die Männer, für deren Sittsamkeit die Frauen in den Kränzchen so besorgt sind, und geben sich genau derselben anregenden

Beschäftigung hin wie die Damen. Allerdings mit zwiefachem Unterschied. Erstens: sie trinken statt des weiblicheren Kaffees oder Tees das männlichere Bier und den dito Wein, auch wohl ein oder gar mehrere Schnäpslein. Zweitens: sie sticken oder häkeln nicht, sondern stopfen ihre Pfeifen oder rauchen ihre Zigarren. So besorgt sie auch um die allgemeine Sittlichkeit und Tugend der Mitbürger sind: für sich selbst stehen sie als erlauchte Geister, als ihrer eigenen Verantwortung vollbewußte Männer und geborene Führer der gestaltlosen Masse jenseits von Gut und Böse. Darum können sie es ohne Gefahr für ihre Seele wagen, einander Dinge zu erzählen, Dinge, die den Kaffee und Tee trinkenden Damen einerseits Gänsehaut über den wohlgepflegten, alabasterweißen Leib laufen lassen, andererseits ihre entrüstete Wißbegierde erregen und ihre Gemütsruhe erheblich stören würden, weil sie „öffentliches Ärgernis" nehmen könnten.

3. Der Stammtisch der Reformer.

Aus allen anderen hob sich in den Jahren, da diese Geschichte spielt, ein Stammtisch heraus, der die auserlesensten Geister des Städtchens alle Montage beim abendlichen Schoppen im „Roten Ochsen" zusammenführte: der Stammtisch der Reformer. Wer war sein geistiger Mittelpunkt? Schwer zu sagen! Jeder Teilnehmer war Mittelpunkt, ja, anerkannter Mittelpunkt eines bestimmten Kreises.

Da war Herr Dietrich Goliath, der Hauptschriftleiter des „Anzeigers", des meistgelesenen der beiden Blätter mit ca. 5000 Lesern. „Hauptschriftleiter" war er, weil er als Besitzer des Blattes mit seiner Frau zusammen sein Blatt redigierte. Dazu gab Frau Goliath „Die Frauenfreude" als „Beiblatt" heraus. Von seinem Beruf dachte Herr Goliath ungemein hoch. Er war für ihn geradezu Berufung. Journalisten hielt er für halbe Orakel, besonders wenn sie an bedeutenden Blättern tätig waren. Darum schnitt er meistens die geistigen Erzeugnisse dieser Männer aus den Zeitungen aus, klebte sie

säuberlich mit gutem, nicht übelriechendem Kleister auf, verbesserte sie, das heißt veränderte sie so, daß sie für Kleinwinkelsheim paßten, und leistete auf diese Weise durch solche Verbreitung des Bedeutendsten und Besten, was große Männer gedacht hatten, wichtige Kulturarbeit. Wollte seine Frau diese Art der Betätigung bemängeln, so antwortete er ihr: „Die in dem Artikel ausgeführten Gedanken decken sich vollständig mit meinen. Warum soll ich also noch einmal schreiben, was schon geschrieben ist? Genügt es nicht, daß ich es für das Volk zurechtmache, verbessere und verbreite? Und die Zeit, die ich auf diese Weise für andere wichtige Kulturarbeit gewinne!" Das Originellste an Dietrich Goliath war zweifellos sein Vorname, den er in lateinischen Buchstaben und abgekürzt zu schreiben pflegte; so: Dr. Goliath. Dr. — das hieß beileibe nicht Doktor; es war vielmehr die Abkürzung für Dietrich. Wenn irgendwelche Leute, die den großen Vorzug nicht hatten, Herrn Goliath genauer zu kennen, auf den sonderbaren Einfall kamen, diese Abkürzung als „Doktor" zu lesen — nun, er, Dietrich Goliath, er konnte nichts dafür. Oder hatte er Schuld daran, daß er „Dr." hieß, und nicht etwa „Pr." (Peter) oder „Rr." (Richard) oder so ähnlich? Nein, er hatte sich seinen Vornamen nicht gegeben, er nicht. Sein Dusel war es, daß er ihn bekommen hatte. Die Spezialität des Anzeigers bestand darin, in edler Unabhängigkeit über den Parteien zu stehen und allen zugleich zu dienen, den Konservativen und den Demokraten, den Juden und den Antisemiten, den Monarchisten und den Republikanern. Welche große Selbstverleugnung zu diesem hochherzigen, nur den lautersten Absichten entsprungenen Standpunkte gehörte, mag man daran ermessen, daß Herr Dr. Goliath selbst ein überzeugter demokratisch-republikanischer Monarchist war und sich persönlich ganz offen dazu bekannte. Aber in seinem Blatte vertrat er seinen persönlichen Standpunkt nicht, da er niemand seine Weltanschauung aufzwingen, vielmehr in vaterländischem und allgemeinem Kulturinteresse eine selbständig denkende Leserschaft erziehen wollte. Sein Ehr-

geiz bestand darin, so viel Anzeigen zu bekommen, um seinen Lesern in der Sonntagsnummer 2—3 m Zeitung vorsetzen zu können, was bei einer Auflage von 5000 nicht weniger als ein bis eineinhalb Kilometer Kultur ausmachen würde.

Da war Herr Buchdruckereibesitzer Ochsberg. Dieser Mann war sich bewußt, seinen Beruf verfehlt zu haben: war er doch eigentlich seiner ganzen Natur nach, wie er immer wieder in tiefem Seelenschmerze betonte, zum ausübenden Künstler bestimmt. Hatte er nicht tatsächlich den Beweis dafür erbracht? O, ja! Er hatte einen Roman geschrieben, der beinahe des Abdrucks im Anzeiger für würdig befunden worden wäre, wenn sein Verfasser sich dazu hätte entschließen können, einige Stellen zu streichen, von denen Goliath befürchtete, daß sie vielleicht am Ende von diesem oder jenem Leser als „anstößig" angesehen werden könnten, weil das Wort „gebären" darin vorkam, obwohl er, Goliath, persönlich nichts darin fand. Ochsberg konnte sich jedoch zu einer solchen „Verstümmelung seines Kunstwerkes" nicht entschließen, so daß der Roman ungedruckt blieb. Die kleine Verstimmung, die sich infolgedessen zwischen den beiden Stammtischlern einstellte, hob sich rasch, als der Anzeiger einige Artikel Ochsbergs — ohne Honorar natürlich — abdruckte. Dieser Künstler hatte auch ein Stück geschrieben, das literarisch so bedeutend und fortschrittlich war, daß es, weil es von der „Masse" nicht verstanden worden wäre, von keinem Theater angenommen wurde. Über alle diese Mißerfolge tröstete sich Ochsberg mit dem Bewußtsein hinweg, daß er turmhoch über seinen Zeitgenossen stände, die ihn nicht zu erfassen vermöchten. Nur in einem hatten sie ihn begriffen und seine geistige Überlegenheit anerkannt: sie hatten ihn zum Brandmeister der freiwilligen Feuerwehr gewählt. Wieso? Weshalb? Nun, er war, wie viele andere ehrsame Bürger der Stadt, als junger Mann in die freiwillige Feuerwehr eingetreten. Die Uniform war ja so schön! Man stellte wirklich etwas vor, wenn man darin steckte; zugleich tat man etwas für die Allgemeinheit! Besonders bei den Übungen, wo es keinen

Rauch zu schlucken gab und die Uniform nicht beschmutzt wurde, konnte man sich hervortun und seinen Geist leuchten lassen. Bei Bränden ließ Herr Ochsberg lieber diejenigen vorgehen, die in der Handarbeit erfahrener und geschulter waren als er, der hoch-geistige Arbeiter, ohne jedoch seine Stimmittel zu schonen und gute Ratschläge zu sparen. Vor allem hatte er sich in den Versammlungen durch Reden und Vorschläge hervorgetan und, weil es so sein mußte, durch wütende Gegnerschaft gegen den damaligen Brandmeister, den er für ungeschickt und ganz und gar ungeeignet hielt. Kein Wunder, daß er in Würdigung seiner auf diese Weise bewiesenen geistigen Bedeutung bei der nächsten Wahl von einigen Freunden zum Brandmeister vorgeschlagen und gegen eine nicht geringe Minderheit — Querköpfe und Neider sind ja allenthalben zu finden — auch gewählt wurde. Betätigte er sich nun durch weise Reden und kluge Ratschläge in den Versammlungen und durch stramme Kommandos beim Löschen der Brände, so betätigte er sich durch die Tat beim Löschen des Durstes nach den Brandlöschungen und nach den allmonatlich stattfindenden Löschübungen. Es kam ihm auch nicht darauf an, ein „paar Halbe" für gute Freunde oder gar ein ganzes Fäßlein Bier für alle zu „schmeißen", vor allem vor den Vorstandswahlen, so daß man allgemein mit ihm zufrieden war und seine Tätigkeit lobte.

Da war weiter Herr Rektor Johannes Brinkmann. Zweifellos ein hochbedeutsamer Kopf. Mit klarem Auge erschaute er die vielen Schäden der Gegenwart. Sein umfassendes Wissen beherrschte alle Gebiete des Lebens. Das oft spöttisch und falsch angewandte Wort: „Der liebe Gott weiß alles, aber der Schulmeister weiß es besser," hatte in ihm seine Verkörperung gefunden. In erster Linie ist hier die Schule zu nennen, die seinen Reformergeist Tag und Nacht beschäftigte. Sodann die Säuberung der Muttersprache von Fremdwörtern, endlich die Frauenfrage. Mit seiner Seelenfreundin Auguste Fischbach erläuterte er oft ganze Abende hindurch, ja bis in den

dämmernden Morgen hinein, die schwierigsten Probleme, zum Beispiel das des unehelichen Kindes, so daß seiner Frau die Augen zufielen vor geistiger Überanstrengung, vom bloßen Zuhören! Dann wurde sie wohl von einem gerechten Zorn wider Auguste gepackt, und oft ließ sie sich nach solchen Abenden mit bitteren Worten und unter Tränen bei ihrem Gatten über „dies eingebildete Weibsbild mit seinem Plättbrettbusen" aus — ja, so nannte sie respektlos die vergeistigte Frau Auguste, und noch dazu beinahe ohne Berechtigung. Von „gelbem Neide" sprach alsdann Herr Johannes Brinkmann, und von grundloser, geradezu ekelhafter Eifersucht, und unter tiefem Seufzen und anklagendem Augenaufschlag äußerte er den Wunsch: „O daß du doch auch einen Seelenfreund fändest, der deiner geistigen Veranlagung entspräche!" Ein Wunsch, den die Gattin mit höhnischem Lachen und den Worten beantwortete: „Ich möchte das nicht riskieren! Was du mir dann für Szenen machen würdest!" — Johannes Brinkmann war ebenfalls eifriger Mitarbeiter des Anzeigers. Da er aber schließlich Honorar für seine Artikel verlangte, anstatt sich mit dem stolzen Bewußtsein zu begnügen, sich gedruckt zu sehen und an der geistigen Hebung des Volkes mitzuarbeiten, so bestand zwischen ihm und Dr. Goliath eine Zeitlang eine gewisse Spannung, die er — es muß zu Ehren seines verträglichen Gemütes gesagt werden — durch eine geradezu rührende Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit dem Pressegewaltigen gegenüber beseitigte. — Die Hauptbedeutung Brinkmanns aber bestand in seinem literarischen Wirken. Ja, er hatte sich als „Schiller von Kleinwinkelsheim", als „Heimatdichter" geradezu einen Namen gemacht. Gab es eine größere Festlichkeit im Städtchen, ohne daß er einen Prolog dazu gedichtet hätte? In berauschenden Worten und tadellosen Reimen — er benutzte sein Reimlexikon mit Geschmack und unbezweifelbarer Geschicklichkeit — brachte er seine erhabenen Gedanken zum Ausdruck. Und wenn Neider ihm nachsagten, daß seine Gedichte trotz seiner Genialität hinter denen des echten Schiller zurückständen, so behauptete er da-

gegen, daß es in seiner Absicht läge, als Reformer mit dem alten Schema zu brechen; er war moderner Dichter! Darum besang er auch die rindviehübersäte weite Ebene rings um sein Heimatstädtchen, an der er immer neue poetische und romantische Reize entdeckte, und wenn's nur ein Blutegel in einem Graben war. Alltäglich ging er mit langen, dünnen Beinen mittags um ein Uhr und nachmittags um fünf Uhr mit seinem Dackel an der Wallstraße spazieren und freute sich kindlich, wenn der eine oder andere ihn als „Heimatdichter" erkannte. Zu seinem fünfzigsten Geburtstag — er würde allerdings erst in neun Jahren sein — hatte ihm Goliath einen langen Artikel versprochen, in dem seine literarische Bedeutung gewürdigt werden sollte.

Auch Herr Süß nahm an diesem Stammtische teil. Er war kein Artikelschreiber, kein Geistgewaltiger, kein Reformer an sich — sondern ein richtiger Bauer, der dicht bei der Stadt in einer landwirtschaftlichen Musteranstalt Gemüsebau, Geflügel- und Schweinezucht betrieb. Aber da er viele Anzeigen im Anzeiger aufgab, durch die er die Produkte seiner Tätigkeit „ganz frisch und billig" anbot und Goliath Gemüse und Milch lieferte, so trug er, wie der Herr Hauptschriftleiter ausgeführt hatte, ebenfalls zur geistigen Hebung von Kleinwinkelsheim bei. Oder konnte die Zeitung ohne Anzeigen, konnte der Hauptschriftleiter ohne Milch und Kartoffeln bestehen? Seine großen Aufgaben lösen? So war Süß, obwohl sich seine Reformtätigkeit auf Dünger beschränkte, durch Goliath an den Stammtisch gebracht und gegen alle Einwendungen zum Stammtischler gewählt worden. Schließlich war er einigermaßen gern gesehen, da er für einen Landmann nicht allzu geizig war, vielmehr, wenn er ein gutes Geschäft gemacht hatte, den Stammtischlern ein oder zwei Runden stiftete.

Wer aber war der Gewaltigste des Stammtisches?

Studienrat Dr. Wanderer hieß er. Ein Mann, der sich in Kleinwinkelsheim eines weitaus größeren Ansehens erfreute als alle anderen Studienräte, die doch als Akademiker so an-

gesehen waren, daß sie gleich hinter den Referendaren rangierten. Man bewunderte ihn wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften. Die Männer bestaunten seine Trinkfestigkeit. Auf Anruf fand er sich jederzeit bereit, eine feste Kneiperei mitzumachen und alle Teilnehmer unter den Tisch zu saufen. Bei den Frauen war er angesehen, weil er, obwohl zweiundvierzig Jahre alt, noch Junggeselle war. Er war bei ihnen angesehen? Nein, sie verehrten ihn, sie beteten ihn förmlich an. Nicht etwa seiner schönen Gestalt wegen. Seine etwas stark mit einem rötlichen Schein behauchte Nase war keine besondere Zierde seines aufgequollenen Gesichts, das durch die allzu kleinen, wenn auch pfiffigen Schweinsäuglein mehr lustig als klassisch aussah; seinen dünnen Beinen fehlte nicht eine wehmütige Krümmung, ja, man konnte sie sogar als „Romanbeine" bezeichnen: denn wie in einem guten Roman gingen „sie" erst auseinander, um sich zum Schluß dennoch zu „kriegen". Ein Adonis war Dr. Wanderer also nicht. Das würde ihn aber nicht hindern, so meinten die Kleinwinkelsheimer Mamas, ein guter Schwiegersohn zu werden. Oder ein guter Gatte, so meinten die jungen und besonders die älteren „jungen Mädchen", die ihn umschwärmten wie die Fliegen den Siruptopf. Ach, war er nicht zu süß mit seinen Beinchen? Aber Dr. Wanderer war auf seiner Hut. Nicht als ob er nicht gern geheiratet hätte. Seit Jahren schaute er nach einer „passenden" Partie aus, nach einer edlen, reinen Jungfrau, die schön, geistvoll und reich war, vor allem reich; aber er hatte noch keine gefunden, die diese drei Eigenschaften in sich vereinigt hätte und seiner würdig befunden wäre. — Er besaß aber noch eine Eigenschaft, um derentwillen er umschwärmt wurde; das war das hohe Amt, das er im Nebenamt in Kleinwinkelsheim ausübte: das Amt des Kritikers am Anzeiger. Des Kritikers schlechthin. Kritisierte er doch alles, was es zu kritisieren gab, sofern es nur einigermaßen mit Kunst zusammenhing, sogar Ausstellungen von Kaninchen und anderen landwirtschaftlichen Produkten. Wodurch er seine Fähigkeit zu dieser wichtigen Tätigkeit er-

wiesen hatte, wußte kein Mensch richtig zu sagen, obwohl man munkelte: durch sein Studium des Mittelhochdeutschen. Tatsache war, daß ihn Goliath eines schönen Tages gelegentlich einer solennen, bis zum Morgengrauen währenden Kneiperei zum Kritiker ernannt hatte. Seitdem war er der verkörperte künstlerische Geschmack von Kleinwinkelsheim, der in Kunstfragen die öffentliche Meinung „machte". Konnte eine Feier stattfinden ohne Dr. Wanderer? Unmöglich, ganz unmöglich! Alles riß sich um den Geistesgewaltigen. Man war ja Sänger oder Sängerin, oder man hatte eine singende Tochter oder eine Freundin, deren Freundin irgendwo und irgendwann als Sängerin auftreten könnte und eine Lobeshymne in der „Kritik" gesungen haben wollte. Durfte man es da wagen, den Zorn des verkörperten Geschmacks auf sich zu laden? War es nicht klüger, ihn zum Freunde zu haben? Das Schicksal des Amtsrichters schreckte! Gelegentlich eines Bierabends — der Herr Amtsrichter nahm hie und da gern einmal an einer fidelen Kneiperei teil — hatte er den Dr. Wanderer in vorgerückter Stunde einen „Idioten im allgemeinen und einen musikalischen Fötus im speziellen" genannt. Dr. Wanderer hatte diese Kosenamen zwar eingesteckt, eingedenk der Mahnung, daß man nicht wieder schelten soll, wenn man gescholten wird, besonders wenn man einen kleinen Schwips hat. Aber wenn der Herr Amtsrichter in Zukunft einmal mit seinem Cello auftrat, wurde er entweder überhaupt nicht in der Kritik erwähnt oder mit einer nachlässigen Handbewegung als unzulänglich abgetan. Im übrigen fielen die Kritiken sehr selten, besser gesagt nie schlecht aus. Wenn es hoch kam, konnte man sie als „nicht so gut" bezeichnen. Denn Dr. Wanderer war kein Barbar. Man mußte schon ganz besonders hellsichtig sein, um ein Stirnrunzeln des Kritikers über einen falschen Ton zwischen den Zeilen herauslesen zu können, weshalb der Amtsrichter an seinem Stammtisch die Behauptung aufstellte, Dr. Wanderer habe überhaupt kein Gehör. Was entschieden falsch war. Denn der Spezialist für Ohren- und Nasenkrankheiten stellte Dr. Wanderer auf

sein Ersuchen das Zeugnis aus, daß er „vollkommen normalhörig" sei. Also! Und der Herr Amtsrichter war blamiert!

4. Das gesellschaftliche Leben.

Während des Sommers verlebte man in Kleinwinkelsheim seine Freistunden im Garten. Jeder anständige Bewohner des Städtchens, jeder, der Wert darauf legte, nicht zum „Pack" gerechnet oder als Faulenzer angesehen zu werden, hatte ein Stück Land in Besitz oder Pacht, darin er Gemüse und einen Teil seiner Kartoffeln zog, selbst zog, im Schweiße seines Angesichts nach dem Motto: „Arbeit macht das Leben süß", falls er nicht genug Geld hatte, sich einen Gärtner oder einen Tagelöhner zu halten, dem er selbstlos die Süßigkeiten des Lebens überließ. Es ist auch nicht jeder ein Freund von Süßigkeiten! In dem vortrefflichen Boden und bei der liebevollen Pflege erreichten die Bodenfrüchte oft eine geradezu anormale Größe, und da fremde Witzbolde, wenn sie im Hotel übernachteten, ihre Witze darüber rissen und die Intelligenz der Bewohner in das umgekehrte Verhältnis zur Dicke der Kartoffeln zu setzen wagten, so wurden diese Bodenfrüchte Fremden nur noch in zerschnittenem Zustande gereicht, so daß Kleinwinkelsheim bald als „Stadt- der Brat- und Salzkartoffeln" bekannt wurde.

Im Winter herrschte von jeher ein reger gesellschaftlicher Verkehr in der Stadt. Diese Jahreszeit war geradezu die Blütezeit der Damenkaffees und der Herrenstammtische, aber auch der wunderbarsten Feste. Ja, man kann sagen: zeitweise jagten sich die Festtage geradezu.

Da war der Turnverein „Vater Jahn". Zweimal in der Woche wurde gesprungen, gehantelt, gereckt, geklettert, gefreihandübt. Zweimal im Verlaufe des Winters fand ein Ballabend statt, dem große turnerische Schauübungen vorangingen. Obwohl sich der Herr Bürgermeister am Zusehen „beteiligten", so galt der Turnverein doch nicht für ganz fein. Waren es doch in der Hauptsache „nur" Arbeiter, die sich in den Abendstunden

abrackerten, um der Gesundheit wegen die Säfte des Körpers durcheinander zu bringen. Beamte und Bureauleute, die den ganzen Tag saßen, hielten sich im Gefühl ihres hohen Standes dieser ebenso gesunden wie vaterländischen Bewegung fern.

Da war der „Gesellige Verein Eintracht". Seine Mitglieder entstammten dem Kreise der Handwerker und kleinen Beamten. Alles vortreffliche Leute. Die vortrefflichsten Leute. Jedes Mitglied zählte sich zu diesen; darum waren auch alle bereit, dem geliebten Vereine die größten Opfer an Zeit und Kraft zu bringen. Kann es da wundernehmen, wenn bei jeder Vorstandswahl ein edler Wettlauf nach dem Präsidentenposten entstand? Der Eifer, die schwere Bürde dieses Amtes in aufopferungsvoller Weise auf sich zu nehmen — es war wirklich eine schwere Bürde; denn noch niemals hatte ein Präsident sein Amt zur Zufriedenheit aller auszuüben vermocht —, war so groß, daß trotz des schönen Vereinsnamens Zank und Zwietracht entstand. Bei einer solchen Gelegenheit zogen diejenigen, deren Opfersinn sich nicht betätigen konnte, mit ihren nächsten Verwandten und besten Freunden aus und gründeten den

„Geselligen Verein Frohsinn", der leider auch nicht immer seinem Namen Ehre einlegte. Wie oft kam es nämlich vor, daß die Mitglieder einander verbissen gegenübersaßen, wütend anblickten und grob anknurrten. Darum ist es zu verstehen, wenn auch nicht zu verzeihen, geschweige denn zu billigen, wie viele „Einträchter" es schadenfroh taten, daß das Mitglied Moses Veilchenblüth eines Tages aufstand, mit den Händen wild herumfuchtelte und höhnisch ausrief: „Wie haißt Frohsinn? Stumpfsinn muß es haißen! Ich geh'! Gu'n Abend!" Ging und erklärte seinen Austritt aus dem „Frohsinn". Trotzdem beschloß eine „Außerordentliche Generalversammlung" vierzehn Tage später, den Ausgetretenen aus dem Verein wegen „allzu großer Frechheit" auszustoßen.

Der Gesangverein „Arion" und der „Gemischte Chor Hochgesang" vereinigten die sangeslustigen Männlein und Weiblein, die sich im Besitze vorzüglicher Stimmittel wähnten.

Tatsächlich fanden sich in diesem Verein einige, die singen konnten; zahlreicher aber waren die, die es gern gekonnt hätten. Letztere waren zwar zweifellos eine Zierde des Vereins und „hochwertige" Mitglieder, zugleich aber die Plage des Dirigenten.

Außer den genannten Vereinen halfen die drei Kegelklubs „Gut Holz", „Alle neun" und „Hals- und Beinbruch", der Radfahrklub „Schnell hinaus", der Sparklub „Rette dein Geld", der „Unpolitische Verein für echte Freunde der Heimat" und noch einige andere dem dringenden Bedürfnis nach Anschluß, Geselligkeit, Freundschaft und — Heiratsmarkt ab.

Der vornehmste Verein war das „Kasino". Nur höhere Beamte und „bessere" Kaufleute konnten Mitglieder werden. Zu diesen „besseren" wurden „größere" Tuch- und Manufakturwarenhändler gerechnet, falls sie ein gutgehendes Geschäft lange betrieben, der eine der beiden Buchhändler und die Besitzer der Eisenwarenhandlungen. Dagegen wurde der Kolonialwarenhändler Seeferich, obwohl er nur ganz leise und geradezu anheimelnd nach feiner Seife, geräucherten Heringen und Muskatnuß roch, der Aufnahme nicht für würdig befunden.

Alle diese Vereine hatten ihre „festen Abende", ihre „Familienabende", ihre „Tanzkränzchen", ihre „Winterfeste", vor allem ihr Stiftungsfest! Und alle rissen sich um die Ehre, Herrn Dr. Wanderer bei sich zu sehen, damit er am nächsten Tage der Mitwelt im „Anzeiger" verkündige, was die Abende an Schönem und Gutem geboten hatten. So begehrt war er, daß er oftmals seinen Freund, Herrn Rektor Brinkmann, als seinen Vertreter schicken mußte.

Kein einziges Fest freilich kam dem der Freiwilligen Feuerwehr gleich. Keines! Auch nicht das des vornehmsten Vereins. Dieses Fest war ein Fest — ein Fest im wahren Sinne des Wortes! Vollkommenste Brüderlichkeit war seine höchste Zierde, wenn es auch die gottgewollte Abhängigkeit

selbstverständlich mit sich brachte, daß die „besseren" Herren die höheren Posten innehatten; Ordnung muß eben sein, das sieht jeder vernünftige Mensch ein! Aber diese „besseren" Herren scheuten sich durchaus nicht, auf den Festbällen mit den Frauen der „gemeinen" Feuerwehrmänner zu tanzen, und diese durften es ihrerseits wagen, die Damen der „besseren" Herren, ja, der höchsten Würdenträger, zum Tanz aufzufordern. Natürlich nur — soweit die Damen anwesend waren! Denn ein tückischer Zufall wollte es sonderbarerweise regelmäßig, daß sie an den betreffenden Abenden zu ihrem eigenen und zu ihrer Gatten allergrößtem Leidwesen am Erscheinen verhindert waren infolge von Schnupfen, Zahn-, Hals-, Kopfweh, allgemeinem Unwohlsein, rheumatischen Schmerzen im linken Fuß — oder auch im rechten Fuß — oder weil gerade an diesem Abend langentbehrte, sehnlichst erwartete Verwandte aus weiter Ferne zum Besuch eingetroffen waren. (Je weiter die Verwandten wohnten, desto vornehmer erschienen sie!) Kismet! Der Mensch ist machtlos gegen Schicksalsfügungen! Schön waren die Feste darum doch! Die weißgekleideten Jungfrauen drehten sich bis in den frühen Morgen hinein im Tanze. Vermittelst eines weißen Taschentuches wurden sie behutsam angefaßt, damit keine Fett- oder anderen Flecken von Wurst-, Butter- und anderen Fingern die Stellen auf den Kleidern bezeichneten, wo des begeisterten Tänzers Hand geruht. Herr Dr. Wanderer aber thronte am Vorstandstische hinter Biergläsern und Weinflaschen, zu denen er eingeladen worden war. Neben ihm saß sehr oft Herr Dr. Goliath, dessen Anwesenheit als ganz besondere Ehre empfunden wurde.

5. Das Theater.

Ein Ereignis ist es, wenn eine Theatergesellschaft die Stadt mit ihrer Anwesenheit beglückt. Im „großen Rathaussaale" finden die Aufführungen statt. Links von der Bühne ist der Ankleideraum für die männlichen, rechts für die weiblichen Mitglieder der Gesellschaft — der Sittlichkeit wegen! Auch die ver-

heirateten Künstler dürfen sich nur auf verschiedenen Seiten der Bühne, voneinander getrennt, zum Auftreten fertig machen. Das verlangt der Anstand! „Sonst könnten ja ‚welche' sagen, sie wären verheiratet", erläuterte in einer Pause der dicke Metzgermeister Pfündlein diese geniale Einrichtung einer neben ihm sitzenden Verwandten vom Lande. Da hob sich der Vorhang. Unerwartet, aus Versehen und nur auf einen Augenblick. Aber es genügte, das Publikum die Naive sehen zu lassen, wie sie — shoking! — in weißen Spitzenhöschen — wohlgemerkt in ihren eigenen! in ihren echten! nicht in solchen, die sie zur Vorstellung anzuziehen hatte — lachend aus dem Ankleideraum links heraushüpfte und nach rechts über die Bühne tänzelte. Frau Bäckermeister Schrott hätte einen Ohnmachtsanfall bekommen, wenn die heilige Pflicht der Ehefrau, wie sie nachher erzählte, sie nicht aufrechterhalten hätte. Sie hielt ihrem Mann, um ihn vor sündhaften Gedanken zu schützen, schnell ihr Taschentuch vor die Augen, die bereits tellergroß geworden waren und beinahe aus ihren Höhlen heraustraten.

Zahllose Sprechsaalartikel brachten in den nächsten Tagen Herrn Hauptschriftleiter Goliath, der zu fortschrittlich war, als daß er an „sowas" persönlich Anstoß genommen hätte — im Gegenteil, er sah „sowas" ganz gern —, fast zur Verzweiflung. Aber um sie nicht seiner Konkurrenz, dem „Tageblatt", zukommen zu lassen, und weil er in seiner Zeitung seinen persönlichen fortgeschrittenen Standpunkt dem allgemeinen, zurückgebliebenen der Kleinwinkelsheimer gegenüber nicht zum Steine des Anstoßes machen wollte, nahm er sie auf: wußte er doch, daß seine Leser nichts Interessanteres kannten als — Sprechsaalartikel, besonders wenn sie ein „unsittliches Thema" wie Spitzenhöschen behandelten. Die arme „Naive" mußte das Städtchen verlassen. Frau Direktor, eine Dame Anfang der Fünfziger, ersetzte sie. Und man war zufrieden. Nur der Bürgermeister brummte unzufrieden in seinen Bart und meinte: das sei nun einmal ein richtiges Theater!

Eine solche Theatergesellschaft brachte immer viel Leben nach

Kleinwinkelsheim. Denn da Requisiten kaum, ein „Fundus" überhaupt nicht vorhanden war, so wurden die nötigen Kleider und Möbel gegen freien Eintritt für den betreffenden Abend pumpweise in der Stadt zusammengesucht. Frau Baurat lieh den Ledersessel (worüber ihr Mann wütend war, da er nun sein Mittagsschläfchen nicht darin halten konnte), Frau Direktor ein Sofa, der Konditor Kielitz sein Arbeitszeug. Sogar der dicke Herr Polizeiwachtmeister Bäcker gab einmal einen Dienstanzug auf flehentliches Bitten des Herrn Direktors her. Er bereute es tief! Denn der „Nachtwächter", der in die Uniform gesteckt wurde und über die Bühne torkelte, war nicht nur spindeldürr, nein, er stellte auch einen vollkommenen Trottel dar, was die Polizei als eine Verhöhnung ihres Amtes ansah. Seitdem war sie auf Theaterleute nicht gut zu sprechen, obschon sie freigebig mit Freibilletten für sich, ihre Frauen, Kinder und Verwandten und sogar deren Verwandte bedacht wurden.

Eine solche Theatergesellschaft darf sich freilich nicht allzulange in Kleinwinkelsheim aufhalten und nicht zu oft spielen; zweimal in der Woche genügt! Bei unvermeidlicher Strafe vollkommener Pleite! Steht doch die Aufnahmefähigkeit der Kleinwinkelsheimer im umgekehrten Verhältnis zu Angebot und Dauer des Kunstgenusses. Sind auch die ersten Vorstellungen stets gut besucht, so spielen die Künstler doch nach einigen Wochen regelmäßig in gähnend leerem Saale. Weder das Zugstück: „Genoveva, die verfolgte heilige Unschuld", noch das klassische Drama: „Das Verbrechen aus Liebesschmerz oder die sieben Todsünden der Donna Katharina" vermögen den Überschuß an Platz zu beheben. Die Kleinwinkelsheimer streiken einfach. Sie wollen nicht den üblen Großstadtsitten folgen, die die Menschen allabendlich aus dem traulichen Haus hinauslocken. Nein, das eigene Heim ist der Ort, an dem sich der Mann von seiner anstrengenden Tagesarbeit, nach Beendigung des Stammtisches, zu erholen hat, im Schoße der Familie, bereit, mit ihr zusammen gegen zehn Uhr artig zu Bett zu gehen — an den Tagen wenigstens, da seine Vereine ihn nicht zum Aus-

gehen zwingen. Was kann der Gewissenhafte gegen Pflicht? Die unvermeidliche Folge aber ist der Ruin des Schauspieldirektors, der den Versuch wagt, die geheiligten Sitten anzutasten.

6. Der Schuhevokuwiulit.

„So kann es nicht weitergehen; es muß etwas geschehen!" Dr. Wanderer sprach dies inhaltsschwere Wort am Stammtisch der Reformer aus. Es wurde der Anstoß zu einem bedeutungsvollen Ereignis: der Gründung des Schuhevokuwiulit!

Wiederum war ein Theaterdirektor eines Morgens spurlos verschwunden. Viele, viele Tränen wurden ihm nachgeweint. Nicht nur seine Schauspieler jammerten, da sie seit Monaten statt Gage nichts als specklose Erbsen- und Bohnensuppen, mit Versprechungen gewürzt, bekommen hatten; nicht nur Bäcker, Schuster und Kolonialwarenhändler klagten: denn da der Herr Direktor trotz seiner Armut ein guter Kunde gewesen war, berührte es sie doppelt schmerzlich, daß er vor seiner Abreise das Bezahlen unterlassen hatte; es war vor allem die Familie, die über das Verschwinden ihres Ernährers und Beschützers heulte. Sie bestand aus der Frau Direktor Aurelia, einem temperamentvollen, glutäugigen Weibe, das, bei abendlicher Bühnenbeleuchtung geschminkt ganz frisch aussah, sich mit seinem Wuschelkopfe leicht in unbewachte Männerherzen einbohrte und auf der Bühne bei Rührszenen echte Tränen weinte, worauf das Programm besonders aufmerksam machte, und aus zwei langaufgeschossenen eckigen Töchtern von 15 und 16 Jahren, Hortensia und Kleopatra benamst, die als Pagen und Naive auftraten. „Mit Erfolg"", hatte Dr. Wanderer in seiner „Kritik" festgestellt, während die Frau Direktorin das Prädikat: „mit ganz besonderem Erfolg" bekommen hatte.

Frau Aurelia wandte sich in ihrer Not an Dr. Wanderer. Schon manche von der Zunft war in ihrer Eigenschaft als Liebhaberin oder Sentimentale oder Naive zu ihm gekommen, um ihn mit holdem Augenaufschlag um sein „gütiges Wohlwollen"

zu bitten. In der Kritik natürlich! Stets war er kalt geblieben. So dumm war er nicht, daß er sich als Kritiker kompromittierte! Aber diesmal unterlag er glatt. Sie saß auf dem Sofa und klagte ihr Leid unter vielen Tränen. Tiefe Furchen rissen sie in die auf der Schminke aufliegenden Pudermassen, so daß Frau Direktor aussah wie eine vorjährige, verschrumpelte Kartoffel. Dr. Wanderer sah es nicht. War ihm doch ob des bedrängten Weibes Klage das Wasser in die Augen gestiegen, und sein Herz wurde gefangen. Da lehnte Aurelia, auf dem Sofa sitzend, in ihrem tiefen Seelenschmerz das kummerschwere Haupt unerwartet und urplötzlich an den Arm ihres Gönners (wie sie später behauptete: ganz unabsichtlich) und legte vertrauensvoll erst die eine, dann auch die andere Hand auf die seine. Regungslos saß Dr. Wanderer da, steif wie ein Stock. Er fürchtete sich, sich zu bewegen, fürchtete, Aurelias kummergebeugtes Haupt könnte höher rutschen, ihre Hände möchten die seinen noch fester umschließen...

Der feine Duft, der vom kummerbedrückten Weib ausging — Aurelia benutzte, trotz ihrer Armut, nur bestes Puder —, und der warme Hauch ihres Atems ließen ihn unsicher, gerührt, weich werden, daß er tief, tief aufseufzte, worauf Aurelias schweres Haupt leichter wurde, in die Höhe zu rutschen und verführerisch zu lächeln begann. Da — da packten ihn Teilnahme und Mitleid. Er senkte sein Haupt zur Betrübten hinab, und seine Lippen fanden die rotgemalten Aurelias zu einem verstehenden, reinen Bruderkuß.

Am nächsten Tage betrachtete Dr. Wanderers Haushälterin kopfschüttelnd und brummend den Rock ihres Herrn. Am Ärmel und an der Brust waren große rötlichweiße Fettflecken. Wie waren sie dahin gekommen? Sie roch daran... sonderbar... merkwürdig... was mochte das sein?

Am Abend aber sprach Dr. Wanderer, der Reformer, das große Worte: „So kann es nicht weitergehen; es muß etwas geschehen!"

Mit großer Beredsamkeit schilderte er die verzweifelte Lage

der hauptlosen Familie und Künstlerschaft und erklärte: es müsse geholfen werden, es frage sich nur, wie.

„Wie?" fragte Süß. „Das ist sehr einfach: sie sollen arbeiten! Wenn ich im Rathaussaal herumhopse und dummes Zeug schwatze, habe ich auch nichts zu essen; sie sollen's machen wie ich: ich pflüge, säe, miste."

Allgemeines Schweigen nach diesem, dem Kleinwinkelsheimer Kunstverständnis entsprechenden Erguss, bis Johannes Brinkmann, der Schiller von Kleinwinkelsheim, sich räusperte und sprach: „Meine Herren, die Kunst muß leben. Sie lebt aber nur, wenn der Künstler lebt. Drum ist uns, die wir für Kunst was übrig haben, unsere nächste Aufgabe klipp und klar vorgezeichnet: wir müssen den brotlosen Künstlern Lebensmittel verschaffen."

„Bravo!" rief Dr. Goliath und schlug, ein Beifallsklatschen zart andeutend, den Daumen der rechten auf den der linken Hand, „sehr wahr; sehr fein gesagt!"

„Ich mache den Vorschlag," rief Brinkmann, dadurch angefeuert, „Herr Süß liefert einige Sack Kartoffeln, Speck, Butter und Eier. Ihm fällt dies in seinem landwirtschaftlichen Musterbetriebe ja nicht schwer."

„Lieber vielleicht ein ganzes Schwein, nicht wahr?" entgegnete Süß giftig. „Das fahr' ich den Herrschaften noch vor die Tür; vielleicht kann ich mich selber als Esel vor den Wagen spannen!"

„Wenn Sie das gerne tun, warum nicht?" sagte Brinkmann arglos. Er meinte das Schwein und nicht den Esel.

Aber Süß begehrte auf: „Mein Herr, was unterstehen Sie sich? Mein Herr, Sie beleidigen mich! Ich habe keine Lust, mich beleidigen zu lassen, meine Herrn. Darum muß ich diesen erlauchten Kreis verlassen, der mich als Esel vor meinen eigenen Wagen spannen will!" In Erregung sprach er stets feines Deutsch.

Goliath legte sich ins Mittel. Stirnrunzelnd bat er Brinkmann, etwas vorsichtiger in seinen Reden zu sein, um sodann

seinen „lieben Freund", seinen „besten Herrn Süß" mit wohlgesetzten und schmeichelnden Worten zu beschwichtigen, wobei er von Dr. Wanderer kräftig unterstützt wurde. Mit Mühe gelang es ihnen, den biederen Landmann zum Bleiben zu veranlassen. Noch lange knurrte er in sich hinein, wie ein abziehendes Gewitter grollt.

Nun enthüllte Dr. Wanderer seinen Rettungsplan: „In allen Städten," so begann er, „wo sich bedeutendere, literarisch interessierte Kreise zusammengefunden haben, sind Vereine zum Schutze der Literatur gegründet worden. Nur hier in unserem geliebten Kleinwinkelsheim ist es bisher unterblieben. Ich schlage daher vor, aus unserem Stammtisch heraus einen solchen Verein ins Leben zu rufen. Doch umfassender wollen wir ihn gestalten; geradezu mustergültig soll er werden. Nicht nur dem Schutze der Literatur, nein, auch dem Schutz von Kunst und Wissenschaft soll er dienen, und nicht nur ihrem Schutze, sondern auch ihrer Hebung. Meine Herren, wir schaffen Vorbildliches, wenn wir noch in dieser Stunde einen Verein ‚zu Schutz und Hebung von Kunst, Literatur und Wissenschaft' ins Leben rufen. Also geschehe es!"

In seiner ganzen Größe hatte er sich erhoben. Seine Augen strahlten, seine Nase leuchtete in der Begeisterung rötlicher denn gewöhnlich, so daß die Begeisterung auf Dr. Goliath übersprang. Er erhob sein Glas und rief: „Meine Herren, machen wir unseren Stammtischnamen Ehre, seien wir echte, rechte Reformer! Mein Blatt stelle ich Ihnen zur Verfügung. Die Macht der Presse wird uns den Sieg bringen!"

Dies war die Geburtsstunde des „Vereins für Schutz und Hebung von Kunst, Wissenschaft und Literatur". Er wurde noch an demselben Abend mit Statuten und einem Vorstande versehen. Dem Zeitgeist entsprechend nannte man ihn, um einen allzu langen Namen zu vermeiden und ein bequemes, sinnentsprechendes Kurzwort zu haben: „Schuhevokuwiulit".

Vorsitzender wurde Dr. Wanderer. Und die übrigen Herren des Stammtisches brachten das Opfer, sich in den Vorstand

wählen zu lassen, da einer immer den andern vorschlug. Außer diesen wurde auf Brinkmanns Vorschlag hin noch ein Mensch der Ehre gewürdigt, den eben gegründeten Verein mitleiten zu dürfen: des Rektors Seelenfreundin Auguste Fischbach.

Als erste Aufgabe wurde die Theatersache kräftig in die Hand genommen. Zunächst brachte man Süß so weit, daß er den hungernden Künstlern einen Sack Kartoffeln und zwei Säcke Kohlrüben spendete. Sodann verkaufte man Eintrittskarten, machte Reklame, kurz, man rettete, dem Namen „Schuhevokuwiulit" Ehre machend, die Künstler vor dem Verhungern und die Kunst vor ihrem Untergang.

7. Auguste Fischbach, ihre Freunde und Feinde.

Wenn Auguste ein Mann gewesen wäre! O, wenn sie ein Mann gewesen wäre! Wie vieles, vieles würde sich in ihrem Leben anders gestaltet haben!

Zunächst hätte sie niemals ihren Mann geheiratet! Nie! Das sagte sie ihm tagtäglich. Denn abgesehen von der physiologischen Selbstverständlichkeit dieses Gedankens war er ein Trottel und Pantoffelheld, der der tatkräftigen und temperamentvollen Auguste nichts sein konnte. Sie machte auch kein Hehl daraus. „Mein Mann kann mich nun einmal nicht befriedigen," klagte sie, wenn sie mit ihm — oder er mit ihr? — ausgegangen war, und sie mit guten Bekannten bei einem guten Glas Wein oder Bier zusammensaßen. Der also belobte Gatte duckte sich unter dieser Beschuldigung wie ein Hund unter der Peitsche seines Herrn. Nach einer Weile hob er langsam das Haupt, schaute sein geliebtes Eheweib mit traurigen, an einen in einen Käfig gesperrten Schimpansen erinnernden, Augen vorwurfsvoll an, trommelte mit den Fingern der rechten Hand auf den Tisch, räusperte sich, rückte ängstlich auf seinem Stuhle hin und her, um endlich bescheiden zu erklären: „Seelisch, meint meine liebe Frau, natürlich nur seelisch."

„Das ist selbstverständlich," knurrte ihn Frau Auguste an, „das sieht man dir doch an!" Worauf der Gatte schuldbewußt

schwieg. Diese Klage des armen Weibes hatte Johannes Brinkmanns Herz getroffen, und da er die Kraft in sich fühlte, Auguste zu befriedigen — seelisch! —, so schloß er sich an sie an. Auf diese Weise war der beiden Seelenbündnis entstanden.

Sodann wäre Auguste, wenn sie ein Mann gewesen wäre, bestimmt Mitglied des Stammtisches der Reformer geworden. War sie doch eine leidenschaftliche Reformerin. Eine Prima-Prima-Reformerin. In erster Linie schwärmte sie für Ehereform. Mit klaren Augen und verständnisvollem Herzen erschaute sie die ungeheuren Verwüstungen seelischer und sittlicher Art, die unsere heutige Ehe im Gefolge haben — kann. Mit allen Kräften trat sie für die Rechte der Frau ein. Für die Frau in jeder Hinsicht. Für die Frau als Frau. Für die Frau als Gattin. Für die Frau als Mutter. Für die Mutter an sich. Also auch für die „jungfräuliche Mutter", wie sie sagte, also auch für — man höre und staune und entsetze sich baß, wenn man Kleinwinkelsheimer ist — für das uneheliche Kind.

Dies letzte — nein, das ging den Frauen von Kleinwinkelsheim, wie sich jeder anständige und vernünftige Mensch an den fünf Fingern seiner rechten Hand (oder auch seiner linken) abzählen kann, entschieden zu weit; obwohl sie Mütter waren. Oder gerade darum. Wie? Sie, die ehrbaren Ehefrauen, sie, die ehelichen Mütter, sie sollten für... nein, es war ja nicht zu sagen, man schämte sich geradezu, auszusprechen wofür... eintreten? Die Unsittlichkeit schützen, stärken, geradezu fördern? Das wäre noch schöner! Das hieße den Fuchs in den Hühnerstall setzen, den Gockelhahn zum Wächter des Getreidespeichers und die Katze zur Hüterin des Milchtopfes machen. Sie entrüsteten sich vor allem unter der Anführung des in Kleinwinkelsheim allbeliebten Seelsorgers Pfarrer Seeleknet über Auguste. Und brachten es mit seiner Hilfe durch ihre flammende Empörung so weit, daß auch die Männer sich über „dies Weibsbild" entrüsteten. Sie mußten es tun, wollten sie nicht beim kirchlichen Würdenträger und bei ihren Eheliebsten als höchst verdächtige Gesellen gelten, denen scharf

auf die Finger gesehen werden müßte. Und so geschah es, daß sich diejenigen am lautesten entrüsteten, die eigentlich am wenigsten Anlaß dazu gehabt hätten. Sie wollten eben dadurch bezeugen, daß sie der Idee nach den hochsittlichen Standpunkt der Kirche und ihrer Frauen teilten, wenn auch die bekannte, durch die Kirche approbierte „Schwäche des Fleisches" sie im praktischen Leben nicht immer die Idee verkörpern ließ. Idee ist eben Idee! So gelang es Auguste nicht, den von ihr zum Schutze der Mütter schlechthin gegründeten Verein zusammenzuhalten. Denn nach dem ersten Vortrage traten, nachdem in der Aussprache Pfarrer Seeleknet mit großer Beredsamkeit die ungeheuren sittlichen Gefahren geschildert hatte, die entstehen müßten, von fünfzig eben angeworbenen Mitgliedern siebenundvierzig wieder aus, darunter die Mitglieder des Vorstandes, mit Ausnahme von Johannes Brinkmann, der treu zur Stange hielt. So kam es, daß in der Folgezeit der Verein ausschließlich aus dem Vorstande bestand, in den Auguste und Johannes noch Herrn Fischbach zwangsweise aufgenommen hatten. Dieser Unglücksmensch hieß von da ab nur noch der „Mutterschutzmann". Trotzdem arbeitete Auguste unentwegt im Dienst ihres Gedankens weiter. Und kam einmal ein junges Mädchen, das in seiner Not nicht mehr ein noch aus wußte, mit der Bitte um Rat und Tat zu ihr, so bekam es, da materielle Hilfe nicht zu Gebote stand, viele gute Ratschläge und ausgezeichnete Moralpredigten mit auf den Weg.

Kein Wunder, daß Johannes Brinkmann immer mehr der verständnisvolle Seelenfreund Augustes wurde. Zum großen Ärger seiner Gattin, die dem „verschrobenen Frauenzimmer" nicht über den Weg traute. Schließlich kam es so weit, daß Frau Brinkmann die Seelenfreundin ihres Mannes geradezu haßte, die ihr immer als Beispiel für Vorurteilsfreiheit und Weitblick vor Augen gehalten wurde.

Auch Frau Goliath haßte die Reformerin. Gewiß, wenn irgendeine Frau, so war sie selbst Reformerin! Bewies es nicht jede Nummer ihrer „Frauenfreude", die ständig auf-

klärende und reformistische Artikel brachte? War sie nicht auch Frauenrechtlerin? Und wie! Aber im entgegengesetzten Sinne wie Frau Auguste Fischbach. Sie wollte die Frauen vollkommen frei machen. In erster Linie selbstverständlich vom Manne. Menschen sollten sie werden, „Vollmenschen". Nicht sollten sie zuerst Geschlechtswesen sein, bestimmt zum Kindergebären, also „Weibchen"; und da die Frau durch solche falsche Einstellung in die Hörigkeit des Mannes geraten sei und heute noch darin stecke, so müsse sie sich vor allen Dingen das Ziel setzen: Kein Kind! Nur über dies: „Kein Kind!" führe der Weg zu Freiheit und wahrem Menschentum. Es lebe die Freiheit!

Wenn Goliath einen solchen Artikel in der „Frauenfreude" las, ging er vor Wut hoch. Ach, er kannte den Geist der Kleinwinkelsheimer! Und wußte, daß drei bis vier Abbestellungen des Blattes und ein Dutzend Postkarten mit höhnischen, frechen, zynischen und anzüglichen Bemerkungen einlaufen würden. Darum traf er die Anordnung und setzte sie auch in schweren Kämpfen mit der geliebten Gattin durch, daß in der „Frauenfreude" nichts erscheinen durfte, was er nicht vorher gelesen hatte. Auch er stellte Auguste seiner Frau als leuchtendes Beispiel eines echten Weibes vor Augen: „Siehe, sie ehrt die Mutter!" rief er aus, „hörst du, die Mutter! Mutterschaft ist die Bestimmung des Weibes, nicht Blaustrumpf oder gar Leserschreck!"

Frau Goliath hatte nämlich keine Kinder.

Auguste aber war Mutter. Sie hatte leider zwei von drei Kindern verloren. Das eine an Krämpfen, als es sechs Jahre alt war. Das andere starb dreijährig; es war ein Idiot gewesen. „Es waren deine Kinder!" pflegte Auguste ihrem Mann in bösen Stunden zuzurufen. Er schwieg darauf. Als aber einmal an seinem Stammtische Geburtstag gefeiert worden war, brachte er es fertig, mutig zu fragen: „Kommt's nicht vielleicht daher, daß die Kinder eine zu kluge Mutter hatten? Der Sanitätsrat sprach letzthin diese Vermutung aus." Ein-

mal wagte er solches, und niemals wieder! Denn Augustes Nerven ertrugen solchen Widerspruchsgeist im eigenen Hause nicht! — Ihr Stolz und ihre Freude war ihre Tochter Helene. Sie war mit äußerster Sorgfalt erzogen worden. Kein häßliches Wort, kein zweideutiger Witz, nicht einmal das Wort „Storch" hatte an ihre Ohren klingen, kein unedles Bild, kein unsittliches Buch vor ihre Augen kommen dürfen. Nicht einmal von den mütterlichen Theorien und Reformbestrebungen durfte „das Kind" etwas erfahren, obwohl es beinahe zwanzig Jahre alt war. Ja, Auguste brüstete sich oft damit, ihre Tochter in solcher Reinheit erzogen zu haben, daß sie kaum oder gar nicht wüßte, daß es „zweierlei Menschen" — sie meinte Männlein und Weiblein — auf Erden gäbe. Und Helene senkte — im Beisein der Mutter — fromm die hell-klaren Schalkaugen und lispelte brav: „Jawohl, Mama!"

Dieser Unterschied von Theorie und Praxis, den die bösen, unverständigen Menschen nicht kannten, weil sie ihn nicht kennen wollten, war es wohl vor allem gewesen, der auch Herrn Goliath Frau Auguste so schätzenswert gemacht hatte.

8. Warum sich die Mitglieder des Stammtischs der Reformer so gut verstanden.

Gewiß, mannigfaltig waren die Ziele, die die einzelnen Reformer verfolgten, literarische, künstlerische, ethische, journalistische, schultechnische und viele, viele andere. Aber ein Band umschlang sie alle: das Wort „Reform". Es flatterte als Fahne über ihren Häuptern; ihm hatten sie Treue zugeschworen. Mit Ausnahme von Süß, der sich stets nur als „indirekten Reformer" bezeichnete. Denn da er eigentlich gegen jede Änderung des Bestehenden war, das er, weil es bestand, für bewährt hielt, so war er nur so weit Reformer, als er am Stammtische saß und gegen alles leidenschaftlich und erfolglos anredete, was von den Reformern im Schuhevokuviulit beschlossen wurde. (Beschlossen, nicht durchgeführt!) Diese Eintracht blieb auch bestehen, als sie erkannten, daß ihre Reformen, wenn sie

durchgeführt würden, alte, bewährte Einrichtungen aufheben müßten. Was mißlich hätte sein können! Was war da zu machen? Dr. Goliath war es, der die erlösende, jeden Zwiespalt im Keim erstickende Formel fand.

Eines Tages kam ein junger Hilfslehrer zu ihm, Herr Ernst Müller. Ein sonderbarer Mensch, der durch „die Gnade" eines Gönners „hochgekommen" war. Goliath mochte ihn nicht leiden. Schon als Seminarist hatte Müller nämlich dem Anzeiger allerhand kleine niedliche Sachen, Gedichte, Novellen, Aufsätze aller Art angeboten, die an sich nicht übel waren, von Goliath aber abgelehnt wurden, weil er sich über den „Grünschnabel" ärgerte. Da jedoch regelmäßig einige Tage später das Zurückgewiesene im Konkurrenzblatt, dem „Tageblatt", abgedruckt war, hatte Goliath, wenn auch voll Wut, Müllers dichterische Erzeugnisse schließlich doch zum Abdruck gebracht, weil er sie unter keinen Umständen „der Konkurrenz" überlassen wollte. Obwohl er diese keineswegs fürchtete; denn es war der Generalanzeiger, in dem „alles" stand! Und siehe, eines Tages, als Müller Hilfslehrer wurde, verlangte er — Honorar! Goliath blieb einige Augenblicke sprachlos; dann brach er los: „Wie? Was? Honorar? Sie, junger Mann, Sie verlangen Honorar? Meine ältesten Mitarbeiter schreiben aus Idealismus! O, über den Materialismus unserer Jugend!"

„Es ist mir neu, daß Artikel nach dem Alter des Verfassers bezahlt werden," entgegnete Müller seelenruhig. „Könnte ich nicht die Skala kennenlernen, nach der sich diese Entlohnungsart vollzieht?"

„Wir zahlen Ihnen kein Honorar!" schnauzte Goliath, und Müller ging. Am anderen Tage stand der Artikel im Tageblatt, und am übernächsten Tage las man in demselben Blatt ein ulkiges Gedicht Müllers, das von einer neuentdeckten Entlohnungsart für Dichtungen handelte.

Goliath spie Gift und Galle. Und als Müller nach einiger Zeit wieder ein Gedicht gegen Honorar anbot und bei dieser

Gelegenheit seine Honorarabrechnung mit dem Tageblatt vorwies, jagte er ihn hinaus.

Müller unterrichtete an der Schule Brinkmanns. Dieser nahm, auf Goliaths „Anregung" hin, über solche Unverschämtheit, Honorar zu verlangen, empört, den „jungen Dachs" gründlich vor. Er sollte lieber das Dichten lassen; dichtende Lehrer seien nicht beliebt; übrigens gehöre seine ganze Kraft der Schule.

Müller lachte, stimmte ihm geräuschvoll zu und — dichtete weiter. Auch als Brinkmann ihn in jeder Weise schikanierte. Der Rektor ärgerte sich vor allem deshalb über „seinen" Hilfslehrer, weil er selbst von Goliath kein Honorar bekam. In dem Ulkgedicht glaubte nun jeder der beiden Anspielungen auf sich selbst zu finden. Als Müller einmal wieder mit einem Aufsatze bei Goliath erschien, schrie ihn dieser an: „Danke! Ich danke! Ich nehme von Ihnen nichts, Herr! Nichts, hören Sie, nichts!"

„Schadet nicht, Herr Dr. Goliath," sagte Müller freundlich und steckte sein Manuskript wieder ein. „Ich dachte nur, Sie würden diesen Aufsatz selber gern abdrucken, weil er Ihre Reformgedanken vertritt."

Goliath wurde blaß. „Meine — meine Reformgedanken? Zeigen Sie 'mal her!" Steckte eine Bosheit dahinter? Der Aufsatz handelte vom „Schutze der Mütter".

„Woher wissen Sie...?" stotterte Goliath voll Angst. Herrgott! Wenn dieser Müller ausposaunte, daß er...

„Ich erfuhr es neulich bei Frau Auguste Fischbach. Ganz zufällig! Da dachte ich: Wenn Herr Goliath diese Gedanken vertritt, so fasse ich sie zusammen und bringe sie in seine Zeitung."

Da raffte sich Goliath auf. Stolz blickte er den jungen Mann von oben herab an und sprach: „Jawohl, mein Herr, ich vertrete diese Gedanken, durchaus; aber zunächst privat, nicht öffentlich. Privat und öffentlich sind zweierlei. Wenn Sie größere Erfahrung besäßen, so brauchte ich Ihnen das nicht

zu erklären. Sodann vertrete ich diese Gedanken in der Idee oder — hm — als Idee. Nimmermehr aber in der Praxis. Auch Idee und Praxis ist nämlich zweierlei. Aber das lehrt wiederum nur die Erfahrung des Lebens. Man hüte sich vor der Praxis, junger Mann; denn in der Praxis, da gestalten sich die Dinge immer anders, immer!"

Müller feixte. „Was kauf' ich mir für bloße Ideen. Nein, danke, die Suppe ist mir zu dünn."

Beinahe verächtlich blickte Goliath den jungen Lehrer an. „Zu dünn? So können nur Unerfahrene sprechen. Kommt es nicht zuerst darauf an, einen solchen Gedanken überhaupt zu fassen? Ist das nicht bereits ein Verdienst an der Menschheit? Sodann gilt es, ihn auszudenken. Endlich muß man ihm das Heimatrecht unter den anderen bereits anerkannten Gedanken erkämpfen, es muß ihnen ein... hm... ein Gedankenleib gegeben werden, nicht aber ein Tatenleib! Ei, sehen Sie, ein feines Wortspiel, das mir soeben geglückt ist... Einen Augenblick, bitte; ich will es mir sofort notieren." Seine Feder flog über Papier.

Müller grinste vor Wonne. „Was sollen Gedankenleiber nützen, wenn keine Taten daraus erstehen?" fragte er mit dummem Gesicht. Mißtrauisch schaute Goliath ihn an. Aber da blickte Müller ihn so treuherzig an, daß er beruhigt wurde. Er räusperte sich mehrfach, wurde verlegen, dachte angestrengt nach. Dann begann er unsicher, um immer bestimmter zu sprechen: „Helfen tut's immer was... zweifellos... Ja, sehen Sie, jetzt haben wir's. Der Tatenleib in seiner Materialität, der bildet eine große Gefahr für den Gedankenleib; er kann diesen zertrümmern, zerschmettern, zerreißen, in seine geistigen Atome auflösen. Daher muß der Gedankenleib erst fest geworden sein; jawohl, erst muß er fest sein."

Müller krümmte sich innerlich vor Lachen; aber äußerlich blieb er ernst und meinte: „Herr Dr. Goliath, das sind wirklich wunderbare Gedanken und Wortspiele, ganz herrliche!

Aber — was hilft das alles? Müssen wir nicht doch auch zu Taten kommen?"

Goliath, der nun wirklich Eindruck gemacht zu haben glaubte, fuhr, an seinen eigenen Worten sich berauschend, fort: „Zu Taten kommen? Ist es nicht Tat genug, solchen himmelanstürmenden Gedanken zu denken und, wo es geht — hören Sie — wo es geht, nicht überall, sondern wo es geht, zu vertreten? Ist es nicht verdienstvoller, geistiger Vater zu sein als körperlicher? Ersteres kann nur ein Auserlesener, letzteres jeder Esel!"

„O, wie ist das wahr!" heuchelte Müller Bewunderung.

„Sehen Sie, junger Freund, dieses sind Taten! Gedankliche Taten. Nicht tatliche Taten. Die ersteren verrichten wir, die Ritter vom Geiste; die anderen überlassen wir denen, die nicht denken!"

„Bravo, Herr Doktor Goliath! So soll es sein! Amen!"

„Wie?"

„Ich meinte nur! Ich will Ihnen helfen, den Gedankenleib zu schaffen. Drucken Sie also meinen Aufsatz ab!"

„Das hieße einen Gedankenleib bilden!"

„Dann nicht! Leben Sie wohl!" Müller ging.

Am Abend brachte Dr. Goliath seine neue Entdeckung, die erlösende Formel vom Unterschiede zwischen Gedankenleib und Tatenleib, zum Stammtische der Reformer. Sie atmeten auf, sie jubelten, sie feierten den tiefen Denker als Genie. Wie herrlich dieses Wort! Ja, Gedankenleiber, die wollten sie bauen. Alle, ausnahmslos! Fort mit den Tatenleibern, die sich naturgemäß zwischen die Freunde stellen und die schönste Harmonie stören!

Doch siehe, in der nächsten Nummer des Tageblattes stand ein Aufsatz, der den dümmsten und stumpfsinnigsten Kleinwinkelsheimer fesselte. **„Ein Interview mit Dr. Goliath"** hieß die Überschrift. Darin schilderte Müller wortgetreu seine Unterhaltung mit Goliath über Gedankenleib und Tatenleib. Und Dr. Krüger, der Schriftleiter des Tageblattes,

hatte boshaft, wie er war, in gelbem Konkurrenzneid eine Anmerkung daruntergesetzt: „Dr. bedeutet selbstverständlich — wie jedes Kind weiß — Diedrich."

Als die Kleinwinkelsheimer den Aufsatz gelesen hatten, legten sie die Finger an die Nasen und bekannten nach tiefem Sinnen: „Er ist doch ein kluger Kopf, der Goliath. Das Ei des Kolumbus! Ja, so ist es! So ist es genau, wie es der Müller auseinandergesetzt hat." Und ihre Achtung vor den geistigen Fähigkeiten Goliaths — stieg. Müller hatte sich verrechnet. Statt Goliath lächerlich zu machen, hatte er ihn zum Weisen unter den Weisen gestempelt. Trotzdem wurde er seit jenem Tage von Goliath bitter gehaßt, und grollend spähte der Herr Hauptschriftleiter nach einer Gelegenheit aus, sich an dem „frechen Idioten" zu rächen.

9. Goliaths Rache.

Diese Gelegenheit ließ nicht auf sich warten.

Erich Wacklich, Müllers Jugendfreund, hatte nachträglich „den Doktor gebaut". Eine ungeheure Leistung für ihn! Denn er war, wie er selber genau wußte, weder körperlich noch geistig zu den Starken zu rechnen. Seine langaufgeschossene, schmale, spindeldürre, etwas vornübergebeugte Gestalt, auf der ein ziemlich großer aschblonder Kopf saß, der bereits kahl zu werden begann, sah an und für sich schon aus, als bäte sie um Entschuldigung. Auch wenn die wasserblauen Augen geistreicher in die Welt geblickt hätten! Über seine geistigen Fähigkeiten hätte er sich auch dann nicht getäuscht, wenn ihm auf dem Gymnasium die Lehrer und auf der Universität die Professoren schmeichelhaftere Dinge über seinen Geistreichtum gesagt hätten. Um so mehr freute er sich über seinen „Doktor" und feierte das welterschütternde Ereignis im „Roten Ochsen". Lauter frohe Burschen waren gebeten; von „würdigen" Herren nur der Amtsrichter, bei dem Wacklich als Referendar arbeitete. Der „würdige Herr", an und für sich schon ein fröhlicher Geselle, war im Kreise der Jungen vollends wieder jung ge-

worden und hatte mit ihnen brav gekneipt, gesungen und Reden geschwungen.

„Übel!" rief Goliath, als es im Nebenstübchen immer lauter wurde. Er hatte nach dem „offiziellen" Stammtischschoppen mit dem allzeit zu jeder menschenfreundlichen Tat bereiten Dr. Wanderer noch ein paar Gläser geleert. Draußen tobte das Unwetter. Der Sturm heulte und peitschte den mit schweren Schneeflocken durchsetzten Regen an die Fenster, so daß er keine Lust verspürte, den „weiten Weg" nach Hause zu machen. Waren es doch wenigstens fünf Minuten bis zu seinem Heim! Dr. Wanderer hob die Nase und schnupperte umher: roch es nicht nach Freibier? „Ach Gott, sie sind fröhlich," sagte er entschuldigend.

„Sagen Sie den Leuten da drin, sie sollen sich ruhiger verhalten!" schnaubte Goliath schließlich Resi, die Kellnerin, an. „Solch einen Lärm um so 'n dummen Titel!"

Resi versprach sich irgendein Vergnügen von der Botschaft und richtete sie grinsend aus. Kam freudestrahlend wieder mit der Antwort: „Die Leute da drin ließen den ollen Sauertöppen da draußen sagen, sie sollten, anstatt Ach und Weh zu schreien, lieber 'reinkommen und mitmachen."

„Hahaha!" brüllte Dr. Wanderer in Wonne, indem er sogleich aufsprang; „das sind ulkige Brüder! Kommen Sie," drängte er Goliath. „Feines Vergnügen!"

Der war zwar durch den ihm an den Kopf geflogenen „Sauertopp" bitter gekränkt; aber die Einladung schmeichelte ihm, und gutes Zureden half, so daß er nach einigem Zögern dem Drängen seines Kritikers nachgab.

Lautes Hallo und Jubelgeschrei empfing sie, als sie eintraten. Zunächst vermochten sie niemand zu erkennen; denn dichter Tabaksqualm umhüllte die Kneipenden, von deren hilfsbereiten Händen sie kurzerhand gepackt und irgendwohin auf Stühle gezogen wurden. Als sie sich umsahen, saß Dr. Wanderer neben seinem Feinde, dem Amtsrichter, demselben Menschen, der ihm das Gehör abgesprochen hatte, und Goliath saß

Müller gegenüber, dem „unverschämten Dichterling", der ihn freundlich angrinste. Das verdarb dem Herrn Hauptschriftleiter die Laune erst recht. Das Bier schmeckte ihm nicht, die Zigarren ebensowenig. Und als gar Müller eine Rede hielt, in der er mit begeisterten Worten die beiden Nachzügler als die „Leuchten von Kleinwinkelsheim" pries, Doktor Goliath wegen seines Blattes als „Leuchter", durch den es Herrn Dr. Wanderer möglich wäre, als „großes Licht zu glänzen", da kannte sein Zorn keine Grenzen mehr. Denn ganz deutlich hatte er wiederum Anzüglichkeiten und Hohn und Spott aus der Rede herauszuhören geglaubt. Er konnte es sich nicht verkneifen, mit zornfunkelnden Augen „diesem" Müller zu sagen, daß er ihn verstanden habe! Aber der lachte ihn freundlich an und sagte: „Herr Goliath, Sie sind es schon ihrem klassischen Namen schuldig, sich nicht mit Kleinigkeiten abzugeben! Der Riese Goliath darf sich nicht selbst zum Zwerge stempeln. Im übrigen: Prost! Wollen wir nicht Brüderschaft trinken wie die anderen? Es ist so gemütlich hier!"

Das war zu viel für Diedrich Goliath. Zornig sprang er auf. Vergeblich war seine Aufforderung an seinen unterdessen durch Genuß von Freibier und zahlreichen Freischnäpsen selig gewordenen Kritiker, mit ihm von dannen zu ziehen. Wanderer hatte soeben mit dem Amtsrichter, nachdem ihm von diesem versichert worden war, er besäße ein „weitreichendes Gehör", Brüderschaft getrunken, ihm bei seinem nächsten Auftreten eine glänzende Kritik verheißen und ihn als Mitglied des Schuhevokuwiulit gewonnen; so weigerte er sich, die „prächtige Gesellschaft" zu verlassen. Da stürzte Goliath wutschnaubend allein in die Regennacht hinaus.

Im „Roten Ochsen" aber kneipten sie weiter. „Bis das Wetter besser ist," erklärte Müller dem verzagenden Dr. Wacklich, der als Gerichtsperson die Polizeistunde innehalten wollte. Der Amtsrichter, der selig war, lachte ihn aus. „Polizeistunde — haha! Hat sich was, wenn ich dabei bin!" Immer gehobener wurde die Stimmung, und als es gegen die vierte

Morgenstunde zu regnen aufhörte, machte irgendeiner den Vorschlag, einen „gemütlichen Morgenbummel" zu machen und Goliath ein Ständchen zu bringen. Begeistert stimmte Dr. Wanderer zu, und Arm in Arm mit seinem neuen Freunde, dem Amtsrichter, zog er der lustigen Schar vorauf.

Lärmend zogen sie durch die Straßen auf den Marktplatz. Aus der Polizeiwache drangen laute Töne an ihr Ohr: als ob fleißige Arbeiter Holz sägten. Das war sicher Nachtwächter Schultz, der seinen aufreibenden Dienst auf dem Ruhebett versah! Jubel wurde laut, Beratung abgehalten, und schließlich schlich Müller, der der nüchternste war, mit einem anderen an die Wache heran und hob die Fensterläden aus.

„K... K... Kinder, Kinder — das ist ja B... B... eamten—bebe—leidigung, das hab' ich... nee, das hab' ich nicht gesehen," stotterte der Amtsrichter, der infolge des Temperaturwechsels ebenso schwankte wie sein Begleiter. Und plötzlich stöhnte er auf: „Ich... will heim... heim will ich." Da führte ihn Dr. Wanderer brav und fürsorglich in die Arme seiner treuen, in Sorge seiner harrenden Gattin. Die Zurückgebliebenen aber schleppten unter Ächzen und Stöhnen die schweren Fensterläden zur Redaktion des „Anzeigers". Nachdem Müller mit Kreide — als guter Schulmann hatte er stets ein Stück in der Tasche — „Gefunden! Abzugeben an den, der sie vermißt" darauf geschrieben, wurden sie an die Haustür angelehnt. Als er sich wieder umsah, waren seine Zechkumpane bis auf zwei verschwunden, vom gleichen Schicksal ereilt wie der Amtsrichter. Trotzdem begannen die Zurückgebliebenen zu singen. „In einem kühlen Grunde", klang es durch die stille Nacht, während einer vermittels eines Spazierstockes auf den polizeilichen Fensterläden herumtrommelte, um das Klappern der Mühlenräder nachzuahmen. Bis Goliath voll Wut den Kopf zum Fenster herausstreckte und laut scheltend nach der Polizei schrie. Da verschwanden die Sänger lachend. —

Gemütlich kam am anderen Morgen Schutzmann Koch zur Polizeiwache. Sein Dienst begann eigentlich um sieben Uhr.

Da aber der Nachtwächter nicht gern so früh gestört wurde, pflegte sich Koch erst kurz vor acht einzustellen. Wozu sich überanstrengen? In Kleinwinkelsheim gab es keine Spitzbuben, die sich in der Morgenfrühe von einem Polizisten fassen ließen! — Verwundert, mit weit aufgerissenen Augen und ebensolchem Munde blieb er vor dem Hause stehen. Träumte er? Wie sonderbar sah heute die Polizeiwache aus! Wie seine Frau, wenn sie ihr Gebiß nicht angelegt hatte! Nein, wie er selbst in Unterhosen. Was war das nur? Endlich ging ihm ein Licht auf: „Teufel, die Fensterläden!"

„Du! Wo hast du die Fensterläden, he?" brüllte er Schultz aus dem Dienstschlafe heraus.

„Was hast du mich erschreckt!" begehrte dieser auf und rieb sich die Augen. „Was ist wo?"

„Wo die Fensterläden sind?"

„Herr Gott, schrei doch nicht so. Was für Fensterläden?"

„Unsere. Die an unserer Wache!"

„Wo werden die wohl sein!" spottete Schultz. „Hast du Kümmel getrunken?"

Koch brach in ein satanisches Hohngelächter aus. „Hat sich was mit Kümmeltrinken! Fort sind sie, weg, futschikato sind sie!"

Es ließ sich beim besten Willen nicht leugnen, daß er recht hatte. Ratlos blickten sich die beiden Wächter der Sicherheit an. „So ein gemeiner Schuft," begann dann Schultz zu schelten; „ausgerechnet unsere Fensterläden zu stehlen. Als ob es nicht genug andere gäbe!" Und Koch sekundierte ihm: „So ein gemeiner Lump, abzupassen, wenn man gerade schläft. Ja, ich sag's immer: die Menschen werden schlechter von Tag zu Tag. — Wir müssen gleich Anzeige erstatten; das wird eine üble Geschichte. So fest darf ein Nachtwächter halt nicht schlafen. Beginne 'mal gleich mit den Recherschen." Er liebte schöne Fachausdrücke anzuwenden, die er sich aus Kriminalromanen aneignete. Er las sie eifrig, um sich in seinem Fache auszubilden. Und während Schultz betrübt den Säbel um-

schnallte und durch die Straßen schlich, um den Dieb zu fangen, schrieb Koch folgende Anzeige:

„An das hoche Amtsgericht hier. Der Endesunterzeichnete erlaubt sich ehrerbietigst dem hohen Amtsgericht folgende schwere Anzeige zu machen: In disser Nacht ist in hisicher Statt ein Verbrächen verübt worden. Was das Verbrächen noch gröser und gemeiner macht, das ist das, das es an die hisiche löpliche Polizei selbst verübt worden ist und zwar in dunkler Nacht wärend Nachtwächter Schultz zwischen zwei oder drei Dienstgängen auf das Polizeiliche Ruhebett ein wennig döste. Da hat einer die Fensterläden der löplichen Polizei gestolen, so ein Aß — mit Respekt zu melden. Da der Täter bißher unbekannt ist, beantragt der Endesunterzeichnete ehrerbietigst und gehorsamst seine stekbriefliche Verfolgung und seine strenge Bestrafung nach seiner glücklich erfolgten und vorgenomenen Ergreifung. Rescherschen sind von mich eingeleidet. — Für die löpliche Polizei Koch, Schutzmann."

Er wischte sich den Schweiß, den ihm die schwere Geistesarbeit ausgepreßt hatte, von der Stirn, überlas das Geschriebene und freute sich über seine schöne Handschrift. Da trat Polizeiwachtmeister Bäcker ein. Da er kurzsichtig war, hatte er das Fehlen der Fensterläden noch gar nicht bemerkt. Auch er regte sich über die bodenlose Gemeinheit des Diebes auf, der sich, statt an anderem Gut, an dem der Polizei vergriff!

Während die beiden im besten Schelten waren, kam Schultz angekeucht, zwei der gestohlenen Fensterläden auf dem Rücken. „Wir haben ihn!" schrie er schon von weitem strahlend und berichtete, was er von Goliath gehört.

„Der Müller ist's gewesen und kein anderer!" stellte Bäcker fest. „Ich hab' ihn immer für einen Revoluzer gehalten. Muß einer nicht auf schlechte Gedanken kommen, wenn er immerzu Artikel schreibt und Gedichte — sogar Liebesgedichte! — macht?" Und er diktierte Koch diesen „Nachtrag" zu der Anzeige:

„Den sofort in opiger Anzeige bereids erwähnten eingeleideten Rescherschen ist es gelungen die Fensterläden zu entdecken. Selbige befanden sich in der Druckerei des ‚Anzeigers', in die sie von mitleidigen Personen getragen worden sind. Selbige waren an die Tür angelehnt und auf sie stand geschrieben: ‚Gefunden', was aber nicht war ist, weil sie gestolen worden sind und der Täter auch noch dazu von uns herausgerescherschiert worden ist und es der Hilfslehrer Müller ist, wo er noch mit andern ein Lied gesungen und die Polizeistunde übergetreten hat. Es wird infolgedessen diesseitig höflich ersucht einen Haftbefehl gegen selbigen besagten pp. Müller wegen selbigen Diebstalls auszustehlen. — Für die löpliche Polizei von Kleinwinkelsheim: Bäcker, Polizeiwachtmeister. — Koch, Schutzmann. — Schultz, Stättischer Nachtwächter."

Stehenden Fußes brachte Koch die Anzeige zum Amtsgericht. Der Herr Amtsrichter saß mit einem furchtbaren Brummschädel vor einem Aktenbündel, das er anstierte, ohne etwas dabei zu denken — denken zu können! Als ihm der Gerichtsdiener den Schutzmann Koch meldete, der gesagt habe, es sei dringlich, verwies er ihn grob an Referendar Dr. Wacklich. Dessen Schädel brummte nicht weniger, eher noch mehr als der seines Vorgesetzten. Dazu hatte er, außer einer kleinen Magenverstimmung, einen unheimlichen Brand in sich. Trank er aber, ihn zu löschen, Wasser oder Tee, so wurde ihm übel. Ruhelos schwankte er zwischen seinen Akten und einem gewissen Örtchen hin und her, und seine langaufgeschossene Gestalt war noch gebeugter und bat noch inniger um Entschuldigung als gewöhnlich. Vergebens gab er sich die größte Mühe, durch Nachdenken herauszubekommen, wodurch er in den Besitz dieses Katers gekommen sei; wußte er doch genau, daß er sehr wenig getrunken hatte. Aber die Schnäpse zum Schluß, die Schnäpse, die hatten ihn geschmissen! Und die Zigarre, die er sich von Müller hatte aufschwatzen lassen; denn Zigarren, die waren sein Ruin. — Wie schmerzte ihn die linke Schulter! Woher kam

nur dieses? Und plötzlich überlief es ihn siedendheiß: er hatte ja einen Fensterladen geschleppt! Daran hatte er gar nicht mehr gedacht. O, o! Das war ja verboten nach einem Paragraphen des Strafgesetzbuches... Welcher Paragraph war es doch gleich...? Ach, ganz gleich, es war verboten... Richtig, mindestens war es grober Unfug, § 360, Nr. II... Wenn nun der Nachtwächter... O!

Er stand auf, um irgend etwas in der Sache zu tun. Aber — was! Eben trat Koch bei ihm ein. Da kam es wieder, das Übelsein, und käsefarbig stürzte Wacklich an dem ihm erstaunt nachschauenden Schutzmann vorüber...

Etwas weniger, wenn auch noch immer stark käsefarbig, kam er nach einer Weile zurück und nahm dem harrenden Koch die Anzeige aus der Hand. Die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen, tanzten auf dem Papier, was aber half's? gelesen mußte werden. Seufzend begann er Wort um Wort zu buchstabieren, erst gedankenlos, sehr bald aber ungemein gefesselt... und wurde noch käsefarbiger denn vorher. Gebrochen stand er auf. „Ich... ich muß mit Herrn Amtsrichter darüber sprechen", flüsterte er und schwankte hinaus. Der Amtsrichter saß, als er mehr tot als lebendig in sein Bureau trat, vor einem sauren Hering und einer Flasche Bier und schrie ihn freundschaftlich an: „Setzen Sie sich her, halten Sie mit; aber verschonen Sie mich mit Dienstsachen!"

Wacklich streckte beide Hände abwehrend vor sich; ihm wollte sich der Magen umkehren, wenn er an Bier nur dachte... „Es geht nicht, Herr Amtsrichter. Die Anzeige — — die ist ja gegen — uns!"

„Gegen uns? Zeigen Sie her... Nee, lesen Sie lieber vor; Sie haben's ja schon mal gelesen!" —

„Da soll der Teufel 'reinschlagen," schalt er, nachdem er kauend und trinkend zugehört hatte, „Sie können mich totschlagen — ich weiß von nichts. Bin ich wirklich dabeigewesen?"

„Zur Hälfte nur, Herr Amtsrichter," entgegnete der Refe-

rendar in klagendem Tone. „Die Nachtluft begann Sie gerade anzugreifen."

„Diese Hammel von Polizisten! Warten Sie, wir drehen den Spieß um!... Rufen Sie mir mal den Koch 'rein; ich will ihn kochen!" Er war gerade in der richtigen Stimmung. „Wie können Sie es wagen, mir mit einer solchen Anzeige vor die Augen zu treten, wie?" brüllte er den stolz ein Lob erwartenden Schutzmann an, der sofort verdutzt die Hände an die Hosennaht legte und stramm stand. „Schämen Sie sich gar nicht, wie? Die Polizei schläft, statt Dienst zu tun, sie läßt sich die Fensterläden ausheben, weiß nichts von Übertretung der Polizeistunde. O! Und dann wollt Ihr diesen... diesen... harmlosen Streich... natürlich ist's nichts anderes ... den wollt Ihr ‚Diebstahl' nennen und Eure Schlaferei damit entschuldigen... ja, und... und in alle Öffentlichkeit bringen, anstatt alles zu tun, daß niemand etwas davon erfährt? Ihr werdet alle entlassen, wegen... wegen... ja, wegen Nachlässigkeit im Dienst werdet Ihr abgesetzt, wenn's herauskommt... Jawohl, das werdet Ihr... Aber ich will ein Auge zudrücken, weil Ihr sonst Euern Dienst halbwegs anständig versehen habt... ich will nichts gehört haben — um Euretwillen, hört Ihr? Um Eure Ehre, Eure Stellung zu retten!" Er knüllte die Anzeige zusammen und warf sie dem kleingewordenen Schutzmann vor die Füße. „Scheren Sie sich, und sorgen Sie dafür, daß nichts von der Sache bekannt wird; sonst stehe ich für nichts!"

Koch zitterten die Beine. „Oje, Herr Amtsrichter, der dumme Kerl mit seinem Schlafen, oje, oje," jammerte er. „Aber, der Herr Goliath hat's ja schon in der Zeitung!"

„Der Teufel soll ihn holen! Laufen Sie schnell hin, Koch, so schnell Sie können. Er soll nichts darüber bringen — in Eurem Interesse."

Koch rannte davon, raste durch die Straßen, daß Gänse und Hühner mit Angstschreien auseinanderstoben und die Hunde wütend kläffend hinter ihm drein liefen. Die Bürger aber, die

nur an ein gemächliches Gehen ihrer Polizei gewohnt waren, liefen vor die Türen und fragten einander staunend, voll Besorgnis: „Was ist los? Brennt's? Warum läuft Koch?"

„Diese Eselei", tobte unterdessen der Amtsrichter. „Und ich war auch noch dabei und weiß von nichts — beinahe von nichts."

Wacklich hatte die Haltung eines Zylinderhutes, auf den sich jemand versehentlich gesetzt hat. „Wenn ich auch noch zum ‚Anzeiger' ginge?" fragte er bescheiden.

„Warten Sie!" entgegnete der Amtsrichter. Er nahm den Fernsprecher in die Hand. „Bitte, Fräulein, den ‚Anzeiger'!" — „Hier Amtsgericht... Jawohl, ich selbst, der Amtsrichter. Herr Goliath, ich höre eben zu meinem großen Befremden, daß Sie etwas über den harmlosen Streich bringen wollen, der heute nacht... richtig, die Fensterläden... Aber ich bitte Sie, ganz harmlose Sache... Gegen Sie gerichtet? Auf Ehrenwort nicht!... Aber ich muß Sie im Interesse der Polizei dringend ersuchen, nichts davon in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen... jawohl, wie ich sagte, im Interesse der Polizei... Wie? Unabhängigkeit der Presse? Aber, bester Herr, wer tastet denn die an!... Ja, wenn Ihnen nichts am Wohlwollen der Behörde liegt... Wollen wir denn nicht zusammenarbeiten? Wie?... Na also... das ist nett... jawohl... nett von Ihnen... Auf Wiedersehen, sehr verehrter Herr Goliath, auf Wiedersehen!"

Wacklich hatte während dieser Unterredung wieder hinausgehen müssen. Als er zurückkam, ließ der Amtsrichter gerade den letzten Schluck Bier die Kehle hinabrinnen und sagte befriedigt: „Es ist vollbracht. Was habe ich diesem eigensinnigen Idioten einheizen müssen! O, mein Schädel! Aber, wissen Sie — schön war's doch; schade, daß ich von den Fensterläden nichts weiß."

Goliath aber ließ fluchend den fertigen Satz aus der bereits umbrochenen Zeitung herausnehmen. So groß auch sein Rachedurst war — mit der Behörde, vor allem mit dem Gericht,

wollte er's nicht verderben, unbeschadet aller Unabhängigkeit und Allmacht der Presse. Die Zeitung kam infolgedessen nicht mehr zu den Mittagszügen, die Bezieher auf dem Lande weckten an und schalten über die Bummelei... alles wegen dieses Müllers! Goliaths Haß gegen den jungen Poeten schwoll lawinenartig. „Ganz ohne Denkzettel soll er nicht davonkommen," grollte er und weihte Rektor Brinkmann in das leichtsinnige Treiben seines Hilfslehrers ein.

Der Rektor nahm, um dem mächtigen Manne gefällig zu sein, Müller zwar gehörig vor, bekam aber von diesem, den Wacklich über den günstigen Ausgang unterrichtet hatte, eine witzig-ablehnende Antwort, die ihn „sprachlos" machte. Von nun an konnte er seinen Hilfslehrer noch weniger leiden denn vorher.

Und Nachtwächter Schultz erst! Nur noch vernehmlich knurrend ging er an dem Übeltäter vorüber, und auch Bäcker und Koch blickten ihn argwöhnisch an. Besonders als der Fensterladenraub durch den Reformer-Stammtisch, trotz aller „Diskretion", doch bekannt geworden war und die Polizisten weidlich mit ihrer Nachtwache geneckt wurden. — So endete Wacklichs Doktorfeier mit einer großen Verstimmung gegen den unglückseligen Müller.

10. Der Schuhevokuwiulit arbeitet!

Mit Macht arbeitete der Schuhevokuwiulit. Zunächst erließ er einen schwungvollen Aufruf, unterzeichnet von allen Vorstandsmitgliedern, unter Angabe von Namen, Vornamen und sämtlichen Titeln, in dem die „werten Mitbürger zur Mitarbeit an den hohen, erhabenen und idealen Bestrebungen" aufgerufen wurden. Doch nur wenige meldeten sich als Mitglieder, und diese wenigen waren meist Zwangsmitglieder, „gekeilt" von Dr. Wanderer, dem mächtigen Kritiker, oder gepreßt von Goliath, dem Fabrikanten der öffentlichen Meinung, oder von Brinkmann, der sich an alle erreichbaren Eltern seiner Schüler

heranpirschte. Wie wäre man in Kleinwinkelsheim auch sonst dazu gekommen, sich für solche „reingeistigen" Bestrebungen zu erwärmen, die weder Bier- noch Familien- noch Tanzabende in Aussicht stellten? „Verzagen Sie nicht, wir müssen das Publikum erziehen; nur langsam ist es auf die geistige Höhe zu heben, auf der wir einsam weilen müssen," tröstete der hoffnungsvolle Vorsitzende seine verzagenden Mitarbeiter.

Zu diesem Zwecke wurden Vorträge veranstaltet. Der erste Vortrag strafte die „Miesmacher" Lügen: er war glänzend besucht. Der zweite weniger; aber es ging noch an. Aber der dritte!

Süß hatte nämlich einen Freund, einen freigeistigen Schriftsteller, den er irgendwo und irgendwie kennengelernt hatte und aus irgendeiner mäzenatischen Laune heraus begönnerte, obwohl er genau die entgegengesetzten Anschauungen hatte. Dieser wurde auf seinen dringenden Wunsch aus der Hauptstadt herbeigeholt, um über das „Moderne Weltbild" zu sprechen. Trotz aller Warnungen Brinkmanns, der, obwohl er an den „bewährten Reformer-Stammtisch-Grundsatz vom Gedankenleib" erinnerte, überstimmt, nein, durch Süßens Stimmaterial überbrüllt wurde. „Leider behielt er wieder einmal recht", wie er nachher stolz bescheiden feststellte. Pfarrer Seeleknet, der beliebteste Geistliche von Kleinwinkelsheim, hatte nämlich Gefahr für seine Schäflein und die Kirchensteuer gewittert und in deutlichem Hinweis auf „seelenheilgefährdende Bestrebungen und allzu große Freigeisterei gewisser Kreise und Vereine" auf der Kanzel vor dem Besuche „gewisser Veranstaltungen" gewarnt. Infolgedessen war der Besuch sehr schwach. Wären nicht zwei Vorträge vorangegangen, dann hätte Seeleknets Warnung wie eine gute Reklame gewirkt. So aber griff man die seelenhirtliche Warnung nur zu gern auf, um einen Grund zu haben, dem „langweiligen Zeug" fernzubleiben. In Kleinwinkelsheim mußte bei Vorträgen mindestens ein Zauberkunststückchen sein, oder es mußte jemand Feuer fressen. Im Schuhevokuviulit aber machte man allgemein Süß für den Miß-

erfolg verantwortlich. Darum bezahlte er scheltend den Fehlbetrag.

Besseren Erfolg hatten die Konzerte. Sie waren so besucht, daß es dem berühmten Apfel auch beim besten Willen nicht möglich gewesen wäre, auf den Boden zu fallen. Herr Amtsrichter spielte „blendend, mit großer, wenn auch künstlerisch fein gedämpfter Leidenschaftlichkeit" und bewies „ein ebenso meisterliches Können wie ein unglaublich tiefes, wenn auch dem Laien nicht immer ganz offenbar werdendes, wohl aber den Kenner zu sprachlos-stumm-staunender Bewunderung hinreißendes Verständnis für die Seele und die aus ihr wie aus einem frischen Bergquell entquollene Musik des großen Komponisten", so rühmte Dr. Wanderer, seines Versprechens in der Kneipe eingedenk, in seiner „Kritik" den „Künstler". Außerdem waren zwei beliebte Sängerinnen aufgetreten, die, um der Gunst des großen Kritikers willen und in Hinblick auf eine bereits im voraus zugesagte „vorzügliche Kritik" ihr möglichstes taten, ihre Zuhörer zum Verständnis guter Lieder zu bringen. Alles erklärte sich für befriedigt, obwohl mancher biedere Bürger in seinem Innern leise dem beistimmte, was Süß laut zu sagen wagte: „Ich kann nicht verstehen, warum die Weiber da" — er meinte die Sängerinnen — „so brüllen müssen. Wir sind doch nicht taub! Ein schönes Lied, bei dem man selbst mitsingen kann, wie ‚Still ruht der See', ist mir lieber als der ganze Spektakel." —

Auch die „Theaterkommission des Schuhevokuwiulit" hatte guten Erfolg aufzuweisen. Sie verpflichtete einen Theaterdirektor zu zehn Vorstellungen und verkaufte, unter Aufwand einer gewaltigen Reklame, die Eintrittskarten für ihn. Das brachte freilich große Unkosten, ja, Ebbe in die Kasse. Vergebens versuchte man den Herrn Direktor, unter Hinweis auf die „glänzenden Einnahmen", die er durch des Schuhevokuwiulits Bemühungen gehabt hätte, zur Übernahme des Defizits oder wenigstens eines Teiles desselben zu veranlassen. Er schwur „bei Thalia, der göttlichen, und allen anderen Heiligen",

daß er nicht nur keinen Pfennig erübrigt habe, sondern mehr Schulden besäße als Haare auf dem Kopfe — was auch dann glaublich gewesen wäre, wenn er keine Glatze gehabt hätte. So sollte Süß wiederum den Fehlbetrag decken. Doch dieser weigerte sich ganz entschieden. „Erst sollen 'mal die anderen Herren Mitglieder des Vorstandes 'ran", war seine stereotype Antwort auf alle Bitten. Diese erklärten daraufhin alle, sie seien arme Leute. „Wie käme ich als armer Schulmeister dazu! Nein, ich bin total insolvent", erklärte Brinkmann.

Da machte Dr. Wanderer den Vorschlag: „Man ernenne Ehrenmitglieder und kooptiere solvente Leute in den Vorstand."

„Au!" rief Brinkmann, indem er sich die Ohren zuhielt. „Kooptieren, solvent! Diese Fremdwörter!"

„Erlauben Sie gütigst, mein sehr verehrter Herr Rektor, Sie haben gerade eben selbst insolvent gesagt," fuhr ihn Dr. Wanderer erbost an.

„Ich gebrauche nie Fremdwörter," stellte demgegenüber Brinkmann fest.

Dr. Wanderers Vorschlag wurde angenommen. Es entstand eine förmliche Jagd auf „Ehrenmitglieder". Wer in Kleinwinkelsheim reich war, wurde dazu ernannt; die Allerreichsten wurden von Vorstandsmitgliedern persönlich aufgesucht. Vor allen hatte es der Schuhevokuwiulit auf Herrn Brandes abgesehen.

11. Herr Brandes.

Herr Brandes genoß in der Stadt den Ruf eines Ausnahmemenschen. Er war in der Tat anders als die anderen. Besuchte er jemals einen Stammtisch? Ausgeschlossen! Respektlos hatte er einmal einem Herrn, der ihn zum „Dämmerschoppen" beim feudalsten Stammtisch eingeladen hatte, erklärt: er habe andere Sachen zu tun, als jeden Abend in der Kneipe zu sitzen und Klatsch und Tratsch anzuhören. Man denke! — Leitete und trug er nicht zielbewußt sein Geschäft — anstatt sich wie andere von seinem Geschäft leiten und tragen zu lassen? Und

wie war er „heraufgekommen"! Die meisten Leute in Kleinwinkelsheim erinnerten sich sehr wohl — natürlich, es war ja noch gar nicht lange her —, daß er mit zwei Gesellen eine Tischlerei betrieben hatte. Dann mit vier Gesellen, dann mit sechs. „Ja, aber nein, woher hat der Mann solche Aufträge?" fragte man sich allseits. — „Nach auswärts liefert er, denkt mal an!" flüsterte man sich zu und staunte und neidete den kühnen Unternehmungsgeist. Und siehe, Brandes beschäftigte zehn Gesellen. Baute an. Beschäftigte zwanzig Gesellen. „Das ist ja bereits eine Fabrik!" flüsterte man. Er kaufte das Nebenhaus, riß ein, richtete ein. Beschäftigte dreißig Gesellen. Nun wurde man unruhig in der Stadt. Es war nicht „Sitte", solchen gefährlichen Wagemut zu betätigen, wenn man es auch nicht gerade als sittenlos oder unsittlich bezeichnen konnte — Sitte war es keineswegs. Da kamen eines Tages Erdarbeiter und Maurer und Zimmerleute und gruben und bauten draußen vor der Stadt, wo Grund und Boden „für ein Butterbrot" zu haben war, eine nach allen Anforderungen der Neuzeit eingerichtete Möbelfabrik. Erst stand den Kleinwinkelsheimern, wie sie selbst erklärten, der Verstand still. Dann ergingen sie sich in düsteren Prophezeiungen und behaupteten zu wissen, daß Hochmut vor dem Falle komme. Die Aufregung stieg, als Pfarrer Seeleknet — bekanntlich der beliebteste Prediger — nachdem ihm gerade eine ziemlich bedeutende, seiner Beliebtheit entsprechende Gehaltserhöhung bewilligt worden war — eine warnende und mahnende, von allen, die in der Kirche waren, auf Brandes gedeutete Predigt über die Gefährlichkeit des Trachtens nach Geld und anderen irdischen Schätzen, die doch nur von Rost und Motten verzehrt würden, hielt. Man barst überall vor Eifersucht und Neid; aber man hütete sich wohl, Brandes solches merken zu lassen. O nein, man wußte, was sich einem solchen Manne gegenüber ziemte. Man erstarb vielmehr beinahe vor Ehrerbietung vor dem „erfolgreichen Herrn Fabrikanten"; ja, selbst der Landrat zog den Hut vor ihm, obwohl er sonst kaum an die Hutkrempe faßte.

Noch höher stieg die Achtung, als der „aufstrebende Mann" eine der alten Villen am Rande der Stadt kaufte. Am höchsten aber, als er, anstatt hineinzuziehen, den „alten Kasten", wie er die Villa, ach, so respektlos nannte, bis auf den Grund niederreißen ließ. An ihrer Stelle erhob sich bald ein Gebäude, das den Namen „Villa" verdiente. In Renaissancestil erbaut, bot es in seiner vornehmen Einfachheit, mit seinem von Zierpappeln umsäumten Zufahrtwege, mit seinen weiten Rasenflächen, auf denen bunte Wiesenblumen massenhaft blühten, mit seinen hübschen Laubpartien, seinem Springbrünnlein vor dem Eingangsportal ein prächtiges, künstlerisch vollendetes Bild. Und wie war die Villa erst ausgestattet! Geschmackvolles Getäfel in Eiche und Mahagoni, in ihrer Einfachheit kostbare Möbel. Alles gediegen, äußerst vornehm!

„Des ungetrübten Glückes Freude ward keinem Sterblichen zuteil." Auch Brandes mußte die Wahrheit dieses Dichterwortes erfahren. Einige Wochen nach dem Einzuge der Familie in „Villa Blumeneck" erkrankte Frau Brandes plötzlich und starb nicht gar lange darauf. „Magengeschwüre", stellte der Arzt fest. „Krebs", flüsterten die Bekannten. Sie flüsterten es nur! Galt es doch in Kleinwinkelsheim für nicht ganz — sagen wir einmal milde — vollwertig, an Krebs zu sterben, wenn es auch nicht gerade eine Schande war. Lungenentzündung oder Herzschwäche war entschieden ansehnlicher, oder Schlaganfall bei älteren Herren besseren Standes. Auch Blinddarmentzündung war noch einigermaßen angängig, obwohl diese Krankheit des nicht ganz anständigen Wortes „Darm" wegen schon bedenklich an Krebs herankam; aber sie war allmählich modern geworden, besonders seitdem man operiert werden und seinen Blinddarm, wie es Rentner Säklein getan, in Spiritus aufbewahren konnte.

Als wenn er seinen Schmerz durch Arbeit hätte überwinden wollen, so warf sich Brandes ganz auf seine Unternehmungen. Daß er reich geworden war, wußte man, bald erfuhr man auch, wie über alle noch so hochgespannten Erwartungen hinaus

reich. Am Stammtische der ersten Kreise meinte eines Tages jemand, Brandes sei gewiß einer der reichsten Leute in der Stadt. Zu dieser Behauptung schmunzelte Herr Steuerinspektor.

„Ist es etwa nicht so?" fragte ihn lauernd der schlaue Einhornapotheker.

„Nicht ganz," entgegnete Herr Steuerinspektor. „Eigentlich darf ich nichts darüber verlauten lassen. Dienstgeheimnis, meine Herren! Jeder, der das hohe Glück genießt, Beamter, besonders höherer Beamter zu sein, weiß, was dies zu bedeuten hat. Aber in diesem vertrauten und verschwiegenen Kreise darf ich wohl so viel verraten: Herr Brandes ist Höchstbesteuerter in unserer Stadt. Unter uns, meine Herren, unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit!"

„Aber selbstverständlich, Herr Steuerinspektor. Ich erlaube mir, auf Ihr Wohl zu trinken." —

„Unter uns", hieß es jedesmal, wenn es die einzelnen Stammtischbrüder unter Berufung auf die unantastbare Quelle den „besten" Freunden und „unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit" ihren Frauen weitererzählten; bald darauf bellten es sich die Hunde auf der Straße an den Laternenpfählen und piepsten es sich die Spatzen auf den Dächern zu. Und die Achtung vor Herrn Brandes stieg wie der Dollar in Deutschland in der Nachkriegszeit.

War es zu verwundern, daß sämtliche Körperschaften, Vereine, zeitweiligen und dauernden „Ausschüsse" Herrn Brandes für ihre Bestrebungen, die alle „zeitgemäß", „überaus wichtig", „vielfachen Bedürfnissen entgegenkommend" waren, zu gewinnen suchten? Ging es ihnen bei der entsetzlichen Idealloſigkeit aller Zeiten nicht allen mehr oder weniger schlecht? Mußten sie aber nicht alles tun, um sich der geliebten Vaterstadt, dem deutschen Volke, ja der ganzen Menschheit zu erhalten, selbst wenn es der „Verein der Hundeliebhaber mit kupierten Ohren und Schwänzen" war? Dies, baten sie Herrn Brandes, wohl zu bedenken, wenn er es, freundlich lächelnd,

ablehnte, in den Vorstand oder Ausschuß einzutreten, da er „leider" zu wenig Zeit und Verständnis für diese „zweifelsohne anerkennenswerten, edlen Bestrebungen" habe. Und unter größtem Bedauern zogen sie mit langen Gesichtern wieder ab. Ganz Schlauen gelang es, „wenigstens einen kleinen Beitrag" für den so notwendigen Verein herauszuschlagen.

Welche Schwierigkeit wäre jedoch unüberwindlich dem begeisterten Eifer sinnenden Menschengeistes? Herrn Brandes zu gewinnen, war für die Stadt das Ei des Kolumbus geworden. Dies Ei wurde vom Gesangverein „Gute Stimme" nicht nur gelegt, sondern auch regelrecht zum Stehen gebracht!

Herr Brandes hatte die Bitten, in den Vorstand der „Guten Stimme" einzutreten, mit dem Hinweis darauf abgelehnt, daß er nicht nur keine gute Stimme habe, sondern sogar vollkommen unmusikalisch sei.

„Das schadet nichts. Auch ich bin unmusikalisch," hatte der Vorsitzende geantwortet; „es würde sich ja nicht um Ihr Mitsingen handeln, sondern darum, daß Sie im Vorstande mitraten — so wie ich auch."

Da auch dies Anerbieten nichts nützte, ernannten sie ihn kurzerhand zum „passiven Ehrenmitglied des Gesangvereins ‚Gute Stimme'". Am nächsten Tage setzten die Vorstandsmitglieder ihre abgeschabten Zylinderhüte auf, zwängten sich in die zu eng gewordenen Gehröcke, die von der Hochzeit her noch im Schranke hingen, und überbrachten Herrn Brandes feierlich Kunde nebst Urkunde seiner Ernennung. Trotz allen Abwehrens nahmen sie sie nicht mehr zurück. Nein, nein, diese Ehrung habe er reichlich verdient, diese Ehrung sei das mindeste, was ihm zukomme! — Da ergab er sich in sein Schicksal.

Allen Vereinen, Körperschaften, Ausschüssen stockte der Atem. Also so wurde es gemacht! O, daß man nicht selber auf diesen klugen Einfall gekommen war! Die Lorbeeren, die sich die „Gute Stimme" gepflückt — oder besser, der Beitrag, den die Kasse geschluckt —, ließen den Gesangverein „Lyra" ebensowenig schlafen wie den „Gemischten Chor Lieblichkeit".

Ob Brandes wollte oder nicht — er wurde Ehrenmitglied und bekam eine Urkunde darüber zugestellt, immer in Zylinderhüten und zu engen Gehröcken. Ja, Schneider Böcklein aus der „Lyra" zog sogar einen Frack an! Den Gesangvereinen folgten die Turn-, diesen die „geselligen", diesen die übrigen Vereine bis zum Verein „der Hundeliebhaber mit kupierten Ohren und Schwänzen", so daß der überaus geehrte und verehrte Brandes schließlich eine ganze Sammlung von Urkunden in Besitz hatte.

12. Brandes wird Schuhevokuwiulitaner.

Dr. Wanderer, der Vielumschwärmte, der Führer in Geschmackfachen der öffentlichen Meinung und Herrscher im Reiche von Kunst, Wissenschaft und Literatur in Kleinwinkelsheim, stand vor dem Tore der Villa Blumeneck. Seine rötlich angehauchte Nase strahlte vor Erwartung und Begeisterung. Erfüllt von seiner hohen Sendung, zupfte er mit der weißbehandschuhten Rechten die weiße Halsbinde zurecht und öffnete den obersten Knopf seines Gehrocks, damit man das rotumsäumte seidene Tüchlein sähe, das er in die oberste Westentasche gesteckt hatte. Der Zylinder war neu aufgebügelt, die schiefgetretenen Absätze waren mit neuem Gummi belegt worden. Er drückte auf den weißen Knopf der elektrischen Klingel, daß sie aufschrie wie ein Kater, den ein Unachtsamer auf den Schwanz getreten, drückte so andauernd darauf, daß Bussinek, der alte polnische Diener, den Brandes als Inventarstück der Villa beim Kaufe mitübernommen hatte, seinen Gang beschleunigte — etwas, das er bis in die Tiefen seiner Seele hinein haßte, besonders da er dem ihm in neuester Zeit von einem anderen Diener aus der Hauptstadt übermittelten, geradezu klassischen Grundsatze huldigte: „Ein Kavalier laufet nie. Sein Diener noch weniger!" Als er an der Pforte „nur" Dr. Wanderer stehen sah, hob er die Nase um einige Zentimeter höher und brummte leise allerhand Unverständliches in den Bart. Der Besuch blieb nur deshalb von einer lauten Zurechtweisung verschont, weil er in Gala war.

Der Hausherr, zu dem Dr. Wanderer geführt wurde, saß in seinem vornehm ausgestatteten Arbeitszimmer an einem mächtigen Schreibtisch. Sein kahler Schädel glänzte wie eine Billardkugel im Mondenschein. Er schien dem Klavierspiele zu lauschen, das im Nebenzimmer erklang. Wenn auch Dr. Wanderer als echter Kritiker von Musik nichts verstand — weshalb sein Urteil, wie er stets hervorhob, vollkommen vorurteilsfrei war —, so ward ihm doch so viel klar, daß das Spiel geistvoll, ja geradezu meisterhaft war. „Ausgezeichnet, ganz, ganz ausgezeichnet!" sagte er leise, seine Schweinsäuglein in Bewunderung nach oben verdrehend, nachdem er Herrn Brandes durch viele tiefe Bücklinge seine ganz besondere Achtung bewiesen hatte. Dann riß er sich zusammen. Seine hohe Sendung heischte es. Und begann: „Herr Brandes, ich komme zu Ihnen als Herold von Kunst, Wissenschaft und Literatur." — Er hielt einen Augenblick inne, um zu sehen, welche Wirkung diese Worte auf den Angeredeten machten. Mußte aber zu seinem Schmerze feststellen: gar keine. Denn Brandes saß regungslos da, sah an ihm vorbei und spielte mit einem messingenen Lineal. Und Dr. Wanderer wiederholte: „Jawohl, als Herold! Und zugleich als Abgesandter des ‚Schuhevokuwiulit'."

Dies Wort machte sichtlich Eindruck auf den Fabrikanten. „Wie bitte?" fragte er; in seinem Auge lag etwas Aufleuchtendes, Fröhliches.

„Des ‚Schuhevokuwiulit'," wiederholte Dr. Wanderer. „Gewiß haben Sie schon von uns gehört. Gutes gehört!" Er schilderte beredt Aufgaben, Ziele, Leistungen dieses Vereins. Aber er schien wenig Eindruck auf Brandes zu machen, denn nicht einmal „Hm" machte er. Das hätte Dr. Wanderer als das geringste Zeichen des Interesses erwartet. Er wurde unsicher; vor Erregung glühte seine Nase förmlich wie eine Blutapfelsine in der Sommersonne; er schluckte hörbar, um fortzufahren: „... Und ... und ... da wollten wir Sie bitten, die Ehrung anzunehmen, die wir ... hm ... Ihnen erwiesen

haben: der ‚Schuhevokuviulit' hat Sie zum Ehren- und Vorstandsmitglied ernannt. Er hofft entschieden auf Ihre wirksame Unterstützung bei der Lösung seiner Aufgaben."

Da blickte Brandes den Bittsteller freundlich lächelnd an und sagte: „Herr Studienrat, ich bin ein kleiner Tischlermeister, der nur die Volksschule besucht hat; wie könnte ich mich da erkühnen, in einen so gelehrten und bedeutenden Kreis, wie es der Shuhu ... Schuhe ..."

„Schuhevokuviulit" half Dr. Wanderer stolz ein.

„Jawohl, des Vorstandes Ihres Schuh und so weiter — Sie sehen, ich bin nicht einmal imstande, dies wirklich wundersame, seltene Kurzwort richtig auszusprechen! — Also: ich verstehe weder etwas von Wissenschaft noch von Literatur, noch gar von Kunst."

„Aber, Herr Brandes," rief Dr. Wanderer aus, geradezu entsetzt über diese übertriebene Bescheidenheit, von der er sich selbst vollkommen frei wußte. „Ihr Haus beweist das Gegenteil! Erst recht die geradezu meisterhafte, die wunderbare Musik, die ich die Ehre und das Vergnügen, nein, den Genuß habe, jetzt wiederum zu hören."

„Ach nein, meisterhaft oder wunderbar spielt meine Tochter nicht. Aber sie spielt richtig. Das mag freilich ... hm ... hier in Kleinwinkelsheim etwas Seltenes sein. Sehen Sie, Herr Studienrat, wenn Sie durch Ihre Kritiken die Kunst etwas mehr als bisher vor Leuten schützen wollten, die sie und die Menschen mit Hilfe von allerhand Musikinstrumenten mißhandeln, so würde sehr viel im Sinne Ihres Vereins geschehen, und ich würde Ihnen gern einen Beitrag für Ihren Schuh und so weiter bezahlen."

Dr. Wanderers Nase erlosch. Schuldbewußt senkte er das Haupt. Bescheiden flüsterte er: „Ich werde mich bemühen, Ihren Wünschen entsprechend vorzugehen. Ich werde aber erst richtig dazu imstande sein, wenn Sie in unserem Vorstande mitarbeiten und uns mit Ihrem Rate beistehen. Solche

Männer wie Sie, sehen Sie, Herr Brandes, mit solchem musikalischen Gefühl, müssen wir haben."

Brandes lachte fröhlich auf. „Wenn ich von einer Sache nichts verstehe, so heißt es für mich: Finger davon."

„Aber... Sie verstehen bestimmt ebensoviel, nein, mehr davon als alle anderen Vorstandsmitglieder."

„Muß das ein sonderbarer Vorstand sein! Wer gehört eigentlich dazu?"

„Alle sind Reformer ersten Ranges," entgegnete der Gefragte und zählte die Vorstandsmitglieder einzeln auf. Als Brandes den Namen „Süß" vernahm, brach er in ein herzliches Lachen aus. Ganz lebhaft fragte er: „Wie kommen Sie zu meinem alten Freunde Süß? Daß er von Ochsen und Pferden, Kartoffeln und Kohl sehr viel versteht, wußte ich bisher, aber nicht, daß er sich zur Hebung von Kunst und Wissenschaft berufen fühlt."

„Herr Süß vertritt in unserem Vorstande die Landwirtschaft. Im übrigen versteht er... hm... allerdings nicht allzuviel von Kunstsachen. Das ist ja, was ich Ihnen sagte! Sie sehen also, wie notwendig Sie unserem Vorstande sind."

„In Ihrem Interesse, Herr Doktor — wenden Sie sich an einen andern! Null plus Null gibt Null. Nur wenn eine Eins vor Nullen steht, kann etwas werden."

Da erhob sich Dr. Wanderer in seiner ganzen Größe. Und sprach langsam, würdevoll: „Herr Brandes, ich — ja, ich will diese Eins sein, die sich vor die Nullen in unserem Vorstande setzt... stellt. Meine ganze Kraft soll dieser Aufgabe gewidmet sein."

„Daß Sie, hm... Sie, Herr Doktor, diese Eins in Ihrem Vorstande sind, bezweifle ich nach dem Gehörten keineswegs," erklärte Herr Brandes. Mit tiefernstem Gesichte. Doch um seine Mundwinkel zuckte es. „Aber wissen Sie, die Rolle einer Null zu spielen, ist auch nicht sonderlich angenehm."

Dr. Wanderer ließ ein mehrfaches, tiefnachdenkliches Räuspern vernehmen, dem man deutlich anhörte, daß es die Rolle

des Anlaufs beim Hochsprung um die Geistesmeisterschaft spielte. Schließlich begann er stockend, um nach und nach immer wärmer zu werden: „Die Herren ... sollen ja ... keine gewöhnlichen Nullen sein, um Ihr herrliches Bild weiter auszuführen, nein, das nicht, sondern Nullen, die schließlich eine siebenstellige Zahl bilden! Verstehen Sie wohl — eine sieben—stel—lige Zahl! Sie, Herr Brandes, werden die letzte Null sein, die Null, die die Zahl zur wertvollen Million erhebt. Ich beschwöre Sie, mein Herr ..." Er unterbrach seinen Redestrom urplötzlich, als unter der Türe des Nebenzimmers eine junge bildhübsche Blondine erschien.

„Herr Studienrat Dr. Wanderer — meine Tochter," stellte der Fabrikant vor.

Wanderers Nase erglühte in aufrichtiger Bewunderung. Endlich, endlich hatte er die Ehre! Und sie — sie erkannte ihn auch. Denn sie sagte lächelnd: „Vom Sehen kennen wir uns bereits." Der „alte, eklige Kerl", wie sie den Studienrat ihren Freundinnen gegenüber titulierte, war ihr schon oft nachgestiegen. „Entschuldige, lieber Vater, bitte, die Störung," begann sie. „Draußen wartet schon seit einiger Zeit Herr Garves. Er sei auf diese Zeit bestellt und habe es eilig, sagt er."

Brandes erhob sich; Wanderer mußte notgedrungen diesem Beispiele folgen. Nochmals begann er: „Ich beschwöre Sie ..." Da fiel ihm der Beschworene ins Wort: „Ich will es mir überlegen, Herr Doktor. Auf Wiedersehen."

Dr. Wanderer verbeugte sich tief vor ihm, tiefer noch vor Lisbeth Brandes, der er einen schmachtenden Blick zuwarf. Obwohl er nicht erreicht hatte, was er gewollt, eines war ihm doch gelungen: er hatte Fräulein Brandes persönlich kennengelernt. Ja, dies Mädchen, das wäre eine Partie für ihn, genau das, was er suchte: jung, hübsch, zweifellos klug und vor allem: reich! Jetzt brauchte er sie nur noch zu gewinnen! Würde das schwer sein? Wenn er daran dachte, wie die Weiber, alte und junge, ihn umtänzelten und umschwärmten ... Es

galt also vorläufig den Vater zu gewinnen. Dies Ziel zu erreichen, entfaltete Dr. Wanderer eine unglaublich zähe Beharrlichkeit. Er entsandte ein Vorstandsmitglied nach dem anderen, versuchte dann nochmals selbst seine Überredungskunst, schickte schließlich sogar Süß vor. Diesem zulieb sagte endlich Brandes zu, die „letzte Null" zu werden, die den Wert des Vorstandes zur „Million" anwachsen ließ, wie er lachend der blonden Lisbeth erklärte.

13. Lisbeth Brandes und ihre Verehrer.

So hatte sie einen neuen Verehrer bekommen, die blonde Lisbeth! Denn daß Dr. Wanderer diese Rolle spielte, darüber konnte kein Zweifel obwalten. Wenn sie den Vater mit seiner neuen „Nullenwürde" neckte, dann lachte er: „Ja, ja, man wird zur Null, wenn der Schwiegersohnskandidat eine Eins ist." — Wanderer kam ins Haus des Fabrikanten gelaufen, sooft er eine Gelegenheit beim kleinsten Härchen ihres Schopfes zu fassen kriegte. Meist um den „hochbedeutsamen Rat des hochverehrten Herrn Brandes einzuholen". Aber leider hatte er das Pech, immer gerade dann zu kommen, wenn der Fabrikant im Kontor war. „Wie schade," klagte er heuchlerisch; aber die Nase, die vor Freude aufleuchtete, strafte ihn Lügen. Nun hatte er ja die ersehnte Gelegenheit, mit Lisbeth zu sprechen und „das gnädige Fräulein um Rat zu bitten". In Geschmacksfragen, in dem und jenem, das den „Schuhevokuwiulit" betraf, sollte sie „die Führung übernehmen".

Als gut erzogenes junges Mädchen benahm sich Lisbeth freundlich zu ihrem Verehrer, wenn auch sehr zurückhaltend. In ihrer Gegenwart verließ ihn nie ein sonderbares Gefühl der Unsicherheit. Spielte es nicht andauernd wie feinster Spott um den an und für sich schon verteufelt lustig aussehenden Mund? Saß in ihren leuchtenden Blauaugen nicht der Kobold? Dessenungeachtet ward der Studienrat von ihrem Liebreiz und — Reichtum angezogen wie ein dicker Nachtfalter vom Licht.

Lisbeth spielte in der Tat mit dem dummen Verehrer wie die

Katze mit der Maus, unbewußt, rein aus weiblich-instinktivem Grausamkeitstrieb gegen den ungeliebten Verehrer heraus, ohne klare Absicht, ihn zum Narren zu halten. Sie schenkte ihm überhaupt niemals, wenn er nicht da war, auch nur einen Gedanken. Dazu hatte sie keine Zeit. War sie doch selbst verliebt. Bis über beide Ohren. In den Hilfslehrer Ernst Müller.

Dieser junge Mann war der Sohn eines alten Arbeiters, der jahrelang in Brandes Tischlerei und später als Werkmeister in der Fabrik tätig gewesen war und dem Fabrikanten, dessen ganzen Aufstieg er mitgemacht, sehr nahegestanden hatte. Von seinen Lehrern als sehr talentvoll gepriesen, hatte Ernst „Lehrer lernen" dürfen. Doch er hatte noch nicht sein erstes Seminarjahr hinter sich, als der Vater plötzlich starb. Was sollte nun mit dem mittellosen Knaben geschehen, der, da die Mutter sehr früh gestorben war, ganz allein auf der Welt stand? Zwar war er im Besitz einer Freistelle; aber wer kam für seinen Unterhalt auf? Die Brüder? Sie waren kleine Beamte, die fern von Kleinwinkelsheim wohnten und selber nichts besaßen. Nein, erklärte der Vormund, mit dem „Lehrer lernen" sei es nun vorbei, und bat Herrn Brandes, den Sohn seines alten Arbeiters als ungelernten Arbeiter in seinen Betrieb einzustellen.

Der Fabrikant ließ Ernst zu sich kommen. Das offene Wesen des langaufgeschossenen jungen Menschen gefiel ihm ebenso wie seine zielsicheren, verständnisvollen Antworten. Und da er merkte, daß der Arme mit allen Fasern seines Wesens am Lehrerberufe hing, so entschloß er sich, ihn auf seine Kosten weiterstudieren zu lassen. Er bezahlte dem Vormund ein nach dessen Begriffen reichliches Pflegegeld, kleidete selbst den Jungen ein, gab ihm Taschengeld, kaufte ihm die Bücher und lud ihn allsonntäglich in seine Villa ein. Ernst Müller zeigte sich dieser Großmut des Fabrikanten in jeder Hinsicht würdig. Nicht nur durch eisernen Fleiß zeichnete er sich im Seminar aus, sondern auch durch treue Anhänglichkeit an Brandes, an dem er wie an einem Vater hinaufsah. An der wenige Jahre jüngeren Lisbeth aber hing er wie an einer bewunderten, nein, vergötter-

ten Schwester, die ihn ihrerseits wie einen lieben Bruder behandelte.

Erst kurz vor dem Examen wurde dies geschwisterliche Verhältnis ein anderes — innerlich ein anderes, wenn es auch äußerlich das gleiche blieb. Die Liebe hatte siegreich Einzug in die jungen Herzen gehalten, beiden zunächst vollkommen unbewußt, nach und nach jedoch dem Jüngling durch die ihm aus der Schillerschen Glocke theoretisch wohlbekannten Erscheinungen sich verratend, so daß er sich selbst darüber verwunderte.

Als er sein Examen bestanden hatte, rannte er spornstreichs zur Villa Blumeneck. Im Garten ging, ungeduldig nach ihm ausspähend, Lisbeth hin und her; sie hatte ausgerechnet, um welche Zeit „die Schinderei des armen Jungen" zu Ende sein würde. Da sie ihn fröhlich winkend die Straße heraufeilen sah, lief sie ihm freudestrahlend entgegen und — hing im nächsten Augenblicke, der elementar hervorbrechenden Gefühlsaufwallung nachgebend, an seinem Halse. Er küßte sie auf den Mund, sie hing sich an seinen Arm — es war ihnen etwas ganz Selbstverständliches. „Du," raunte er ihr zu, da sie vor des Vaters und Gönners Arbeitszimmer standen, indem er ihren Arm aus dem seinen löste: „Deinem Vater sagen wir besser vorläufig noch nichts von unserer Liebe."

Sie sah ihn ganz erschrocken an. Die Röte der Erkenntnis schoß in ihre pfirsichblütenen Wangen. „Von ... von unserer ...," stammelte sie. „Aber das ist ja gar nicht wahr, du."

Er lachte fröhlich auf und schritt stolz hinein. Brandes freute sich herzlich über seines Schützlings ersten großen Lebenserfolg und lud ihn zum Mittagessen ein. Lisbeth saß verstört da. Wenn Ernst sie ansprach oder nur ansah, errötete sie. Sprach kein Wort. Als sich der Vater aber zum Mittagsschläfchen zurückgezogen hatte, begann sie mit dem Jugendgespielen zu schelten: „Wie konntest du das sagen! Gut, daß Vater es nicht gehört hat; und überhaupt haben wir uns gar nicht lieb."

„Doch, wir haben uns lieb!" war Ernsts Antwort.

„Nein, nicht," beharrte Lisbeth eigensinnig.

„Sei nicht dumm, Lisbeth. Dein Kuß war ein richtiger Liebeskuß."

„Ich habe dich gar nicht geküßt!"

„Aber ich dich. Und du hast ganz still gehalten. Jawohl, du hast mich doch lieb."

„Du bist ein ganz Ungezogener; ich, nein, ich mag dich jetzt einfach nicht mehr leiden." Ihre Wangen röteten sich vor Erregung, ihre Augen füllten sich mit Tränen, und plötzlich fing sie an zu weinen, daß der Jüngling ratlos dastand.

„Sei mir doch nicht böse, Lisbeth," flehte er. „Warum weinst du eigentlich? Das ist nun mal so. Kann ich was dafür? Und du — du kannst ja auch nichts dafür, daß ich ... daß du ... daß wir ... ach, es ist ja gleich, wie man es ausdrücken will."

Sie hatte den Kopf auf Hände und Tisch gelegt und schluchzte. Als er ihr das blonde Seidenhaar streichelte, ließ sie es sich gefallen, weinte aber dabei: „Laß mich, ich hab' dich doch nicht lieb!"

„Mußt das nicht sagen!" sagte er sanft. Plötzlich riß er sie auf und an sich und küßte sie. Und siehe da — sie hielt still, ganz still, einmal — zweimal — dreimal, um sich beim vierten Kuß an ihn zu pressen und zu klagen: „Überrumpelt hast du mich, bist ein böser Mensch ... aber, ich glaube, du hast doch recht."

Da jauchzte er auf und küßte sie von neuem, und Lisbeth küßte wieder, und konnte es ebensogut wie er. — Sie trieben dies unterhaltende Spiel eine ganze Weile, ohne müde zu werden. Hätten es wohl bis zum Abend weitergetrieben, wenn nicht plötzlich eine flüsternde Stimme ihre Ohren getroffen hätte: „Gneddiges Freilein Lisbeth, wissen Sie nicht zu sagen, wo ist der Hut von gneddiges Herr? Will er sich ausgehen, gneddiges Herr, und kommt gleich her — will sein Hut!" Der alte Bussinek war's, der im Hause das Gras wachsen hörte und über sein „guttes, gneddiges Freileinchen" wachte, damit Papa es nicht erwischte. Der neugebackene Herr Hilfslehrer

hatte kein reines Gewissen und verkrümelte sich eilig, während Lisbeth-Eva mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt dem Vater Hut und Handschuhe brachte.

Bussinek aber, der den lustigen Müller auch gern mochte, wachte fürderhin als guter Geist über den Liebenden, die sich noch sehr oft der anregenden und unterhaltenden Beschäftigung des Küssens und Kosens widmeten. Doch nicht nur dieser. In den Pausen las der junge Mann seinem Lieb die Gedichte vor, die seiner mit Liebe bis zum Bersten angefüllten Brust mit Naturnotwendigkeit entquollen. Mit geschlossenen Augen saß sie dann da und trank mit süßer Wonne die funkelnden Gedanken, die treffenden Vergleiche, die klingenden Reime des Geliebten. Dann aber gab sie sich einen Ruck. Strophe um Strophe, Vers um Vers, Wort um Wort wurden vorgenommen und mit gutem Geschmack und feinem Verständnis einer strengen Prüfung unterzogen, die oft genug mit dem Urteilsspruch abgeschlossen wurde: „Noch nicht reif", oder „es muß noch sehr sorgfältig ausgefeilt", oder gar „umgearbeitet" werden. Und Müller blickte voll Stolz und Hochachtung auf sein feines, kluges Lieb und beugte sich willig dem Urteilsspruche, den es sich, das wußte er wohl, vom Herzen gerissen hatte. — So kam es, daß er bedächtig arbeiten lernte und mit seiner liebenden Kritikerin zusammen wirklich Gutes zustandebrachte. Lobte sie ihn, so küßte er sie und sagte: „Schweige, Lisbeth, du bist es ganz allein, die aus mir spricht: deine Liebe läßt alle Saiten meiner Seele klingen, dein Schönheitssinn schafft das Beste an meinen Dichtungen: dein Werk sind sie mehr als meines." Dann lachte das blonde Mädchen lustig auf und nannte ihn ihren lieben „Lump". Denn: „nur die Lumpe sind bescheiden..." — Den Hauptschriftleiter Goliath aber haßte sie mit ganzer Seele, weil er in gehässigem Eigensinn weder Poesie noch Prosa ihres Herzensdichters abdrucken wollte. Dafür ärgerte ihn dann Müller nach Möglichkeit.

Was sagte aber Brandes zu der Schriftstellerei seines Schützlings? „Die Dichteritis ist eine schwere Krankheit,"

warnte er ihn, nachdem ihm Lisbeth voll flammender Begeisterung einige Gedichte vorgetragen, „lassen Sie sich nicht von ihr unterkriegen. Als akuten Störungsprozeß des normalen Denkens lasse ich sie gelten; aber sie darf nicht chronisch werden."

„Wenn es mich packt und reißt und drängt — dann muß ich schreiben!"

„Wenn Sie durchaus schreiben müssen, so schreiben Sie Rechnungen in meinem Kontor — gegen gute Bezahlung natürlich, oder Aufsätze in Zeitungen, soviel ich weiß, gegen schlechte Bezahlung. Und wenn Sie durchaus dichten müssen, so dichten Sie Romane mit Einbruch, Mord und vielen Ehebrüchen, das bringt wenigstens das für Tinte und Papier verausgabte Geld wieder ein. Noch besser: Sie dichten Schwänke, die so dumm sind, daß vernünftige Menschen sich über die Menschen totlachen wollen, die darüber lachen müssen. Sehen Sie, alles, was von den Rössern in Kunst am lautesten bewiehert wird, das bringt am meisten ein. Aber gute Sachen, besonders Gedichte — nein, das lassen Sie. Ist unrentabel."

Müller hielt dies für Scherz. Brandes aber war es bitterer Ernst. Der praktische Mensch und nüchterne Geschäftsmann ärgerte sich geradezu über die Hartnäckigkeit, mit der der junge Mann die „brotlose" Kunst betrieb. Dazu kam, daß sich Müller auch äußerlich zum „Dichter" umformte: er ließ sich eine gewaltige Lockenmähne wachsen und „Koteletten" stehen. Darüber schalt Brandes gewaltig und nannte es „affig", trotzdem Lisbeth, die es „süß" fand, ein Mäulchen zog. Dabei hatte Müller seine Haare zunächst nur wachsen lassen, um seinen Rektor zu ärgern. Wie? Sein — sein Hilfslehrer wollte Honorar für seine Gedichte haben, hatte ihm Goliath erzählt? Wo er, der Rektor selbst, keines oder nur sehr selten und recht wenig bekam und sich mit der Ehre begnügte? Unerhört! Bei der nächsten Revision erklärte er stirnrunzelnd: „Man merkt dieser Klasse die Dichterei ihres Leiters an, Herr Hilfslehrer. Lassen Sie alle Allotria und studieren Sie zum zweiten Examen,

das ist gescheiter. Sie können sich ja dadurch schadlos halten, daß Sie sich dichterisch tragen — etwa à la Friedrich Schiller oder so."

„Ich danke Ihnen für diese Anregung, Herr Rektor," sagte Müller, indem er sich mit übertriebener Unterwürfigkeit verbeugte. — Und kein Schermesser berührte in den nächsten Monaten sein Haupt.

Darüber wurde der Rektor erst recht aufgeregt. Eine Dichtermähne — wahrhaftig! — ließ sich dieser Mensch stehen, echte Locken, während er selbst sein Haar kurz trug, weil es sich nicht zu Dichterlocken umbilden wollte, so oft er auch den Versuch, sogar mit „echtem und einzigem Lockenkräuselhaar", gemacht hatte! Darum nörgelte er bei der nächsten Revision: „Herr Müller, Sie sind nicht als Simson angestellt, sondern als Lehrer. Ich muß Sie ersuchen, sich das Haar ordnungsgemäß schneiden zu lassen. Die Kinder lachen ja über Sie!"

„Ich habe davon nichts gemerkt. Mir gefällt meine Haartracht, die ich zudem auf Ihren Rat hin trage," antwortete Müller.

Brinkmann runzelte die Stirn noch mehr, streckte die Brust vor und verkündete mit hohler Vorgesetztenstimme: „Herr Hilfslehrer, ich wiederhole mein Ersuchen."

„Entschuldigen Sie, Herr Rektor," begann Müller mit geheuchelter Unterwürfigkeit, „daß mir der betreffende Paragraph der Schulordnung oder der Erlaß der Schulbehörde, in dem die Länge des Haupthaares festgesetzt ist, bisher unbekannt war. Ich darf wohl ganz gehorsamst zur Kenntnisnahme darum bitten."

Brinkmann wurde rot vor Zorn. „Es bedarf dazu weder des einen noch des anderen; es ist meine persönliche Verordnung!"

„Aber, Herr Rektor! Darauf kann ich mich zu meinem Bedauern nicht einlassen! Die Kollegen Pauk und Trömmler zum Beispiel tragen überhaupt kein Haar!" — Mit einem Verachtungsblick auf den „Naseweisen" drehte ihm der Rektor

brummend den Rücken. Und revidierte von jener Stunde an noch öfter denn zuvor des jungen Lehrers Unterricht. Immer fand er etwas auszusetzen, niemals vergaß er boshafte Anspielungen und abfällige Bemerkungen zu machen über das „leider vielfach vorhandene proportionale Verhältnis zwischen ‚Dichterei' und Lehrfähigkeit".

Dann verbeugte sich Müller dankend und sagte: „Es freut mich, daß Sie meine Dichtungen so hoch einschätzen, Herr Rektor." Oder: „Ich freue mich, Ihnen voll und ganz beipflichten zu können, Herr Rektor. Ihre Aufsätze im ‚Anzeiger' beweisen schlagend, daß Sie recht haben." Oder ähnliches, so daß Brinkmann vor Wut platzen wollte.

In seinem jugendlichen Übermut übte der also Angefeindete eine noch viel gründlichere Rache. Jedesmal, wenn im „Anzeiger" ein Aufsatz Brinkmanns über „dringend notwendige Reformen in der Schule" erschienen war, pries Müller ihn in der nächsten Konferenz mit schwungvollen Worten und machte den Vorschlag, „die dringend notwendigen Reformen unseres hochverehrten Herrn Rektors ein- und durchzuführen, wenigstens aber eine diesbezügliche Eingabe an die hohe Schulbehörde zu richten". Dafür warf ihm Brinkmann einen haßerfüllten Blick zu und lehnte schroff den Antrag ab, da es ihm, „um einen vorzüglichen Gedanken eines zeitgenössischen Schriftstellers aufzugreifen, zunächst lediglich um die Bildung eines diesbezüglichen Gedankenleibes zu tun gewesen sei". Die übrigen Mitglieder des Lehrerkollegiums grinsten schadenfroh, wenn Herr Rektor sie nicht „sahen", nickten ihm dagegen ergeben zu, wenn er sie ins Auge faßte, und schwiegen sich im übrigen aus, obwohl auch ihnen, wie sie nachher Müller erklärten, ein „Wort auf der Zunge gebrannt hatte". Doch weil sie gute Menschen waren, die niemand Weh zufügen wollten, weil sie verträgliche Menschen waren, die den Zank verabscheuten, vor allem mit dem Vorgesetzten, darum übten sie sich in der schweren und erhabenen Tugend der Selbstverleugnung — wenn er zugegen war. Dagegen sparten sie tapfere Manns-

worte nicht, wenn er, weil er nicht da war, sich nicht verletzt fühlen konnte.

14. Ernst Müller erlebt Freud und Leid.

Aber Müller schriftstellerte und dichtete weiter: Skizzen, Novellen, Gedichte. Die Kinder seiner Muse und Muße suchte er mit größerem und geringerem Erfolg in Zeitschriften und Korrespondenzen unterzubringen. Schließlich stellte er eine kleine Auswahl seiner besten Gedichte zu einem Bändchen zusammen. Aber wo war der Verleger, der es unternehmen würde, den unbekannten Dichter in die Öffentlichkeit einzuführen?

Müller versuchte es bescheiden beim Buchdruckereibesitzer und Schuhevokuwiulitaner Ochsberg. Dieser saß in Feuerwehruniform im Kontor, in einer neuen Uniform, die soeben angekommen und von ihm anprobiert worden war. Da sie nach seinem eigenen Urteil auf Grund seines Spiegelbildes und nach dem seiner entzückten Gattin vortrefflich saß, hatte er sie anbehalten — aus Freude am Schönen natürlich nur! Hoheitsvoll hörte er den jungen Dichter an. Dann ließ er ein mehrfaches, durch melodisches „Jaja" unterbrochenes gönnerhaftes Räuspern hören. Nach einiger Zeit angestrengten Nachdenkens erhob er sich, stolzierte mehrmals im Kontor auf und ab, sein Spiegelbild jedesmal, wenn er am Spiegel vorbeikam, tief sinnend betrachtend, und sprach: „Lassen Sie Ihre Gedichte hier. Ich will sie erst mal lesen. Mit Verständnis lesen. Mit Wohlwollen sogar lesen. Ja, mit allem Wohlwollen, das ein älterer Kollege — Dichterkollege, meine ich — dem jüngeren, dem Anfänger, gegenüber nur immer aufbringen kann. Ich will tun, was ich vermag. Man ist es der Kunst schuldig, der man, ach, so gerne dient. — Was sagen Sie übrigens zu meiner neuen Uniform? Schick, was?"

Neid wollte ihn fressen, da er die schöngeschliffenen, gedankenreichen Gedichte las. „Unmoderne Reimereien!" schrie es in ihm auf. Da kam ihm das schöne Dichterwort in den Sinn: „Tapfer ist der Löwenzwinger, tapfrer ist der Welt-

bezwinger, tapfrer, wer sich selbst bezwang." Und er bezwang sich in seinem Streben, ein möglichst vollkommener Mensch zu werden, in hartem Kampfe mit sich selbst so weit, daß er schließlich die Gedichte für „nicht übel" erklärte. Er ließ Müller kommen und machte ihm folgenden Vorschlag: „Ich habe mir die Sache reiflich überlegt, mein lieber Herr Müller. Jawohl. Ich kann wohl sagen: sehr reiflich. Ich bin bereit, ein Opfer zu bringen. Um der göttlichen Dichtkunst willen, deren Jünger wir beide sind. Also kurz gesagt: ich will das Bändchen drucken und verlegen unter der Bedingung, daß Sie die Kosten tragen. Denn, sehen Sie, wenn die Gedichte auch nicht übel sind — wer kauft heutzutage das Erstlingswerk eines Unbekannten? Dazu, bedenken Sie es wohl, heißen Sie noch Müller."

Der fuhr in die Höhe wie von einer Tarantel gestochen. „Darauf kann ich mich unmöglich einlassen." — Da offenbarte sich Ochsbergs Großzügigkeit. Obwohl er durch solche schroffe, unverdiente Ablehnung seines Vorschlags tief verletzt war — er gestattete sich, es dem jungen Manne nicht zu verhehlen —, so wollte er doch ein „mehreres tun" und den Schuhevokuwiulit dafür interessieren.

Dies tat er auch, obwohl Müller nichts davon erwartete, da selbst Brandes nicht dafür zu haben sein würde. Er hatte sich nicht geirrt. Der Antrag Ochsberg fand, obwohl der Fabrikant verreist war, nichts als entschiedene Gegnerschaft. Goliaths Augen funkelten in Wut. „Wie? Sie wollen das Büchlein drucken, das Müller selbst bezahlt — und wir als Schuhevokuwiulit, wir sollen die Gewähr für den Absatz übernehmen? Mit anderen Worten, Sie wollen den Verdienst einsacken ohne jegliches Risiko! Sie vergessen, daß auch ich eine Druckerei habe, mein sehr verehrter Herr!" höhnte er.

Brinkmann nickte beistimmend und sagte: „Abgesehen von dem Fremdwort Risiko, für das wir das schöne deutsche Wort... ja, wie kann man doch dafür sagen...? hm... also abgesehen hiervon, bin ich eins mit unserm verehrten Herrn Haupt-

schriftleiter. Wie? Mein Hilfslehrer soll ein Buch herauskriegen, wo ich, sein Rektor, noch keins herausgebracht habe, obwohl ich der Verfasser zahlreicher Dichtungen bin, wie allgemein bekannt sein dürfte — oder etwa nicht? Das ist ja geradezu Insubordination! Dann verlange ich, daß zuvor meine Gedichte vom Schuhevokuwiulit herausgebracht werden; ich habe als Mitbegründer unseres Vereins doch wohl größere Rechte als einer, der draußen steht und — gar kein Dichter ist, sondern ein Dichterling. Nur so sind seine Erfolge zu erklären. Echte Dichter kommen in unserer so prosaischen Zeit gar nicht durch!"

Auguste war derselben Ansicht. „Unmöglich, Herr Ochsberg! Zudem sind diese Gedichte nur unreife und lamoriante Sentimentalitäten..."

„O, diese Fremdwörter, beste Freundin, Sie tun mir weh!" jammerte Brinkmann.

„Verzeihen Sie, lieber Freund. Also, ich wollte sagen: es sind gewiß nur leere Reimereien, die uns hier nichts angehen. Reformen fehlen ganz."

„Haben Sie denn die Gedichte gelesen?" fragte Ochsberg erbost.

„Das nicht," gab Auguste zu. „Ich schließe aus den wenigen im Tageblatt veröffentlichten Gedichten. Denn auch unser verehrter Herr Hauptschriftleiter hat die meisten für den Anzeiger ablehnen müssen."

„Lassen wir's also bleiben," entschied Wanderer. „Wegen dieses Müllers brauchen wir uns doch nicht in die Haare zu geraten; was geht der uns an!" Er hatte Müller öfter in der Villa Blumeneck getroffen und witterte in ihm den Nebenbuhler.

Dieser vernahm das Ergebnis der Beratung ohne Staunen. Um so mehr setzte er alles daran, seine Gedichte unterzubringen. Schließlich gelang es ihm mit vieler Mühe. Ein kurz vorher gegründeter Verlag übernahm das Wagnis. Daß er kein

Honorar zahlte, war beiden Teilen selbstverständlich; Müller freute sich, daß er nichts zuzuzahlen brauchte.

Nichts von alledem hatte er Lisbeth verraten. Als das Büchlein ankam, jauchzte er auf. Ein Exemplar, das er in Gold und Leder hatte einbinden lassen, wickelte er in viele Umhüllungen und brachte es der Geliebten. Mit pochendem Herzen legte das junge Mädchen eine Hülle nach der anderen beiseite. Und da... da... da hielt sie staunend das hübsche Bändchen in der Hand und las stolzstrahlend: „Blumen und Träume. Gedichte von Ernst Müller."

„Ernst? Das... das hast du...? Nein, nein, wie herrlich, wie wunder-wunderbar!" Und da sie auf der ersten Seite die Widmung las: „Meiner blonden Maid" — da kannte ihre Freude keine Grenzen. Sie fiel ihm um den Hals und erstickte ihn schier mit ihren Küssen, die er ihr, da er nichts geschenkt haben wollte, mit Zinseszins zurückgab. Dann blätterte sie im Büchlein, las dies oder jenes Gedicht, jubelte auf, wenn sie eins fand, an dem sie besonders hing, um ihn von neuem zu küssen, wieder zu blättern und zu lesen... So trieben sie es eine ganze Weile. Ja, je mehr Küsse sie von ihren Lippen tranken, um so heftiger begehrten sie danach, so daß sich allmählich die Kußpausen beim Lesen in Lesepausen beim Küssen verwandelten. Schließlich widmeten sie sich ausschließlich letzterer Beschäftigung.

Es war nach Beendigung der Vormittagsschule, zu einer Zeit, da sich Brandes stets in der Fabrik aufhielt. Kein Mensch dachte an ihn. Auch Bussinek nicht. Er stand, ein lustiges Liedlein pfeifend, am Gartentor und rieb mit Wollappen und Putzpomade das messingene Namenschild blank. Er wurde beinahe vom Schlage getroffen, als der Fabrikant unversehens vor ihm stand und ihm befahl: „Geh sogleich zum Bahnhof; Herr Brauns kommt zwölf Uhr fünfzehn an. Führe ihn hierher."

Entgeistert starrte ihn der alte Diener an. Das einzige, was er denken konnte, war: „Kißt sich unser gneddiges Freilein gerade dem Herrn Müller. Du mußt warnen das Freileinchen."

„Fehlt dir etwas?" fragte Brandes verwundert.

„Nix! Will ich laufen... schnell anziehen anderes Livree!" Er rannte, so schnell ihn seine alten Beine trugen, dem Hause zu.

„Halt, halt!" rief sein Herr hinter ihm drein. Dem unmißverständlichen Kommandorufe konnte die an unbedingtes Gehorchen gewöhnte Dienerseele nicht widerstehen; Bussinek hielt im Laufen inne und hörte mit jammervoller Miene den Befehl an: „Bist ja in Livree. Nur flink zum Bahnhof! Eben schlägt es zwölf. Hast also keine Sekunde zu verlieren." Trotzdem zögerte der Alte. Krampfhaft mühte sich sein Geist ab, einen Ausweg aus der Sackgasse zu finden; aber seine gewöhnliche Pfiffigkeit ließ ihn vollkommen im Stich. Erst als Brandes ärgerlich rief: „Was ist eigentlich mit dir los?" trollte er sich bekümmert, wie ein Hund, der von seinem Herrn nach Hause zurückgeschickt wird.

So kam es, daß Herr Brandes sein blondes Töchterlein in den Armen des bemähnten Dichters traf, gerade, wie er sie küßte und wiedergeküßt wurde. So sehr waren die Liebenden in diese Beschäftigung vertieft, daß Brandes, im Nebenzimmer stehend, seine Augen eine ganze Weile an dem hübschen Schauspiele weiden durfte. Da es gar kein Ende nehmen wollte, führte er es jählings dadurch herbei, daß er mit einem „Guten Tag!" in die Stube trat. Lisbeth fuhr auf. Blaß wie der Tod strich sie mechanisch das in Verwirrung geratene Blondhaar zurecht. Wie ein geölter Blitz sprang Müller auf die Beine und rief geistesgegenwärtig mit erheuchelter Freude: „Wie schön, Herr Brandes, daß Sie jetzt gerade kommen. Wir haben uns nämlich soeben verlobt, Lisbeth und ich. Gestatten Sie, daß ich Sie um die Hand Ihrer Tochter bitte."

Der Fabrikant lachte spöttisch auf. „Sie haben Geistesgegenwart, junger Mann, das muß ich gestehen!"

„Sieh doch, Vater, den schönen Gedichtband! Von Ernst. Eben hat er ihn gebracht. Sein erstes Buch! Und mir ist es

gewidmet. Bitte, erlaube, daß wir uns verloben," bettelte das Mädchen.

„Geh auf dein Zimmer!" befahl Brandes mit strenger Stimme.

„Bitte, bitte, Vater, laß mich zuhören, was ihr miteinander sprecht. Bitte, laß mich hier!"

Doch Brandes zeigte sich unerbittlich. Lisbeth mußte hinaus. Und auch Müller gegenüber war er unerbittlich. „Sie wissen, mein lieber Müller, daß ich viel von Ihnen gehalten habe. Und noch von Ihnen erwarte. Aber einem Menschen, der so stark wie Sie an Dichteritis leidet, kann ich meine Tochter nicht geben. Der Hilfslehrer ist es nicht. Ich, der ich mich aus eigener Kraft heraufgearbeitet habe, achte jeden Stand, das wissen Sie. Aber der ganz und gar unfertige junge Mann ist es, an dem ich Anstoß nehme, am Wirrkopf, der nicht weiß, was er will, der seine Kraft verzettelt und seine Zeit mit Dingen vertrödelt, die ihn nicht in die Höhe kommen lassen."

„Ich werde in die Höhe kommen, Herr Brandes. Ich beabsichtige, in absehbarer Zeit mein Amt als Lehrer niederzulegen und mich ganz der Schriftstellerei zu widmen."

Brandes knipste gerade eine Zigarre ab. Unwillkürlich hielt er damit inne, um Müller anzustarren. „Sind Sie nicht ganz...?" fragte er in ehrlichem, staunendem Entsetzen.

„Ich fühle das Zeug in mir, Großes zu leisten. Lesen Sie doch diese Gedichte. Bitte, tun Sie's. Seien Sie mir ein strenger, aber gerechter Kritiker. Sehen Sie, ich arbeite augenblicklich an einem Stück, einem Lustspiel. Das wird gut, glauben Sie mir. Es wird mich berühmt machen, mir viel Geld einbringen. Nein, es ist keine brotlose Kunst, die ich betreibe! Jeden Abend diktiere ich..."

„Was? Sie — diktieren? Wem diktieren Sie denn?"

„Meiner Stenographin."

„Ihrer... Ihrer Stenographin?" Brandes schüttelte den Kopf.

„Jawohl, Fräulein Mariechen Meyer."

„Sie sind total verrückt."

„Doch nicht, Herr Brandes." Und wieder begann er allerhand Zukunftsmusik vorzuspielen. Aber der nüchterne Mann der Praxis konnte nur den Kopf dazu schütteln und beendete schließlich die Unterredung mit den Worten: „Wenn Sie auf mich hören — Sie wissen, daß ich es wirklich gut mit Ihnen meine, nicht wahr? —, also: dann setzen Sie sich auf die Hosen, damit Sie Ihr zweites Examen bestehen. Wollen Sie aber nicht hören, wollen Sie ‚berühmt' werden — gut, werden Sie es. Aber kommen Sie erst dann wieder, wenn Sie es sind. Bis dahin werden Sie sich — ich muß wirklich ernstlich darum bitten — aller Vertraulichkeiten Lisbeth gegenüber enthalten. Ebenso — Ihre Besuche, obwohl ich diese ungern untersage. Aber sie stören Sie zu sehr in — Ihrem Berühmtwerden."

„Herr Brandes!" bat Müller. „Warum wollen Sie mir Ihr Wohlwollen entziehen? So gut waren Sie stets zu mir!"

„Ich entziehe Ihnen mein Wohlwollen keineswegs, bin Ihnen auch nicht böse; ich kann Sie im Gegenteil sehr wohl verstehen. Hätte früher an so was denken sollen, nein, müssen! Aber... nein, es geht tatsächlich nicht."

Müller hatte noch vieles zu sagen. Aber Bussinek trat demütig ein und meldete Herrn Brauns. Da blieb dem jungen Manne nichts übrig als zu gehen. Draußen wartete Lisbeth seiner. Papa Brandes war ja mit Herrn Brauns beschäftigt! Die jungen Menschen schwuren sich die bekannte ewige Treue und verhießen einander ein baldiges Wiedersehen. So sehr Lisbeth an ihrem Vater hing, sie machte sich trotzdem kein Gewissen daraus, in dieser Sache ein klein wenig hinter seinem Rücken zu handeln.

15. Der Streik der schönen Margarete.

Die freiwillige Feuerwehr von Kleinwinkelsheim war mit ihrer alten Spritze nicht mehr recht zufrieden. Immer war etwas mit ihr los. Einstmals war sie der Stolz des Städtchens gewesen. Damals, als sie ganz neu mit ihrem blauen Lack-

anstrich (mit roten Streifen verziert) wie ein schmuckes Frauenzimmer ungemein lieblich anzusehen aus der Fabrik gekommen war. Zu Ehren der jungen, hübschen Brandmeistersgattin, Frau Margarete Strull, hatte sie den Namen „die schöne Margarete" erhalten. Ein richtiges Spritzentauffest war veranstaltet worden. Die dienstältesten Feuerwehrmänner erinnerten sich noch gern des schönen Tages und wußten strahlenden Auges allerhand Herrliches darüber zu berichten. Und wenn sie vom Freibier erzählten, das damals geflossen war, und von den warmen Würstchen (echt Schweine- und Rindfleisch!) und den Bretzeln schwärmten, die es gegeben, so viel man hatte essen mögen, dann leckten sie sich noch jetzt nach so vielen Jahren die Lippen; und ihre alten Herzen schlugen höher und wurden wieder jung, wenn sie an den Ball dachten, der das wunderbare Fest abschloß, an jenen herrlichsten aller Bälle, auf dem Frau Margarete Strull mit dem Herrn Bürgermeister die Polonaise geführt und so viel mit ihm getanzt hatte, daß ihr Gatte und Frau Bürgermeister wie verirrte Fledermäuse in wütender Eifersucht im Tanzsaale herumgeschossen waren. Ach ja, es war ein schöner Tag gewesen...

Die „schöne Margarete" war alt geworden — genau wie die unterdessen verwitwete, weißhaarige Frau Strull. Kein Wunder! Hatte sie doch bei manchem Brande ungeheure Wassermengen in die lodernden Flammen gespritzt — die Spritze, nicht Frau Strull —, und auch bei den monatlichen Übungen, bei denen sie samt den Schläuchen auf ihren Zustand geprüft wurde, hatte man ihrer nicht geschont. So war ihr Lackkleid häßlich, der Bauch verbeult, der ganze Mechanismus klapprig geworden. Und eines Tages streikte sie.

Eine Herbstnacht war es. Die Stammtischler waren längst zu Hause, die meisten im Bett. Da — horch! War das nicht...? Jawohl, keine Täuschung, die Sturmglocke läutete. Bum... bum... bum — drei Schläge, denen zehn schnell hintereinander folgten, drohend, aufreizend. Kleine Pause. Wieder drei Schläge, und wieder zehn dröhnende hinterher.

Genau zehn. Es war Turmwächter Schläfrigs Stolz, daß es immer genau zehn waren. Selbst wenn er in größter Aufregung war. Schon flogen überall Fenster auf, streckten sich Köpfe heraus, wurden Fragen laut... Auf der Straße erschienen Frauen in Unterröckchen mit dem angstvollen Rufe: „Wo brennt's eigentlich?" Männer hasteten, im Laufen sich die Kleider zuknöpfend, zum Marktplatze, wo bald das ganze Feuerwehrkorps zusammengeeilt war: sogar der Brandmeister Ochsberg war schon anwesend. Aber wo blieb Feuerwehrtrompeter Emil Hurtig? Er, der sonst der allererste auf der Straße war, so daß seine aufpeitschenden Trompetenstöße sich mit den Sturmglocken zu schaurigen Disharmonien verbanden? Der seine Trompete über seinem Bette greifbar an der Wand hängen hatte? Wo blieb er?

Ach, Trompeter Emil Hurtig verlebte ein holdes Schäferstündchen mit der ehr- und tugendsamen Jungfrau Betti Fein, die in den Prozessionen, mit dem blauen Bande der jungfräulichen Marienkinder geschmückt, zur Belohnung ihrer Keuschheit das Band des Banners zu halten pflegte. Nur zwei Häuser neben Emil wohnte sie! Aber da alles im Hause auf den Beinen war, konnte er nicht aus der Kammer seiner Liebsten heraus, ohne sie bloßzustellen und das Geheimnis seiner süßen Liebesstunde zu verraten. Leise fluchend, stand er horchend an der Kammertür. Schon zweimal hatte er sich, die Schuhe in der Hand, auf den Strümpfen leise schleichend die halbe Treppe hinabgewagt, zweimal war er in zwei gewaltigen Sprüngen, die ihm bei jedem turnerischen Wettbewerb sicher den ersten Preis eingebracht hätten, wieder hinaufgejagt, um sich ins jungfräuliche Schlafgemach zu retten. Und draußen brüllte die Sturmglocke durch die Nacht, rannten Menschen auf den Straßen, und er — er, der Trompeter, er fehlte! Unmöglich! Wie konnte es in Kleinwinkelsheim brennen, ohne daß Emil seine Signale geschmettert hätte! „Das halt' ich nicht länger aus!" rief er leise und zog eilig seine Schuhe an; „ich muß fort!" Doch Betti umklammerte heulend seine Beine und be-

schwor ihn bei allen Heiligen, Erzengeln und Jungfrauen, sie nicht den Mäulern der Menschen und dem Zorne des Vaters auszuliefern, daß er wieder weich wurde und ungeduldig wie ein gefangenes Raubtier im Käfig in der engen Kammer herumrannte. Und immer weiter dröhnten die Sturmglocken... Ha, nun hatte er's! Ging's nicht über die Straße, so ging's über die Dächer! Stürzen? Unsinn! Wozu war er Dachdecker! Und kannte er nicht den Weg? Ach, wie süß war es gewesen, als er ihn das erstemal gekrochen war — in die Arme seiner süßen Betti hinein! Also los!

So kam Hurtig endlich in sein Junggesellenstübchen und in den Besitz seiner Trompete. In die Uniform sprang er förmlich hinein. Und nun raste er durch die Straßen, blieb alle hundert Schritte stehen und blies das Sturmsignal in die Nacht hinein. Auf keine der vielen höhnischen Anspielungen auf seine Fixigkeit hatte er eine Antwort, und die vielen Fragen: „Wo brennt's?" wies er mit einem ärgerlichen Kopfschütteln ab: dazu hatte er keine Zeit übrig; er mußte blasen! Wenn auch die ganze Stadt längst auf den Beinen und auf dem Marktplatz zusammengeströmt war.

Längst war die „schöne Margarete", von feurigen Rossen gezogen, unter schauriger Fackelbeleuchtung und vielen kräftigen Flüchen durch die holperigen Straßen gerappelt; aber noch immer brüllte Turmwächter Schläfrig in den Pausen seines Sturmläutens durch ein ungeheures Sprachrohr in die durcheinanderkribbelnde Menge hinab: „Es brennt! Feurio! Feuer! Es brrrreeeennnnttttt! Feuer in Bosenheim oder in Dudenhausen oder in Gossenstedt oder in Blotzheim... Man sieht's nicht genau!" Es waren sämtliche Bauerndörfer, die um die Stadt herumlagen. Da die biederen Bürger diese Namen hörten, atmeten sie auf, und eingedenk des menschenfreundlichen Stoßseufzers frommer Seelen: „Lieber, heiliger Florian — verschon' mein Haus, zünd' andre an", entrang sich ihrer Brust der befreiende Seufzer: „Gott sei Dank, daß es nicht bei uns ist!" — „Jawohl! — Unsere Wehr ist tüchtig. Sie wird

bald Herr über das Feuer werden!" In aufgeregten Gruppen stand man, in meist sehr mangelhafter Bekleidung, die in anderer Lage die sittliche Entrüstung aller Ehrsamen erregt hätte, beisammen und erging sich in Mutmaßungen, wo es eigentlich brenne, was wohl brenne, ob wohl Vieh umkommen und die Ernte vernichtet würde, und wie das Feuer wohl entstanden sein könnte. Ein gewaltiger Brand mußte es sein! Der ganze Himmel flammte; die Bäume hoben sich als schwarze Schattenbilder vom hellen Hintergrund ab. Gnade Gott dem Hause, aus dem diese Feuermassen gen Himmel schlugen! Aber... wie? Da... da konnte gar kein Haus stehen, sagten die Spritzenleute, die auf der Landstraße dahinkeuchten, da war überall freies Feld! Noch weit fort war jedes Dorf. Ganz richtig — freies Feld! Und darauf kohlten, als die „schöne Margarete" angerasselt kam, die letzten Reste eines großen Strohhaufens.

Die Kleinwinkelsheimer Feuerwehr stand davor, die einen mit verdutzten Gesichtern, die anderen rot vor Zorn, und alle begannen zu schimpfen, was das Zeug hielt: über den dummen Bauern, der nach dem Drusch das Stroh nicht heimgeholt hatte, über Turmwächter Schläfrig, über Trompeter Hurtig... Und als die Bauern, die sich aus dem benachbarten Dorfe eingefunden hatten, grinsten oder gar lachten, hätte es beinahe eine Prügelei gegeben.

Doch Brandmeister Ochsberg ließ sich nicht irremachen. „Sind wir einmal hier, so wollen wir auch unsere Pflicht erfüllen. Das Feuer brennt, also müssen wir es löschen."

„Aber, Herr Brandmeister — es brennt ja nicht mehr; Wind ist auch nicht..."

Ochsberg maß den Rebellen mit einem vernichtenden Blick. Und sprach: „Und die fünf Mark, die jeder zu kriegen hat, wenn gelöscht wird, wie?" Bewundernd hing daraufhin alles an seinem Munde, der weiteren Befehle harrend. Kommandorufe, kurz, schnarrend, an den jüngsten Leutnant in der Garnisonstadt gemahnend, ertönten, und wie besessen, als ob ihr

Seelenheil davon abhinge und das Wohl der ganzen Stadt, so rasten die braven Feuerwehrmänner mit ihren Segeltucheimern und fahrbaren Wasserbehältern zum nächsten Brunnen. Schon waren sie wieder zurück, schon war der weite Bauch der „schönen Margarete" mit Wasser gefüllt; es hoben sich die beiden Pumpenschwengel, senkten sich wieder; erwartungsvoll hielt Spritzenmeister Rund den Schlauch ganz dicht an den verglimmenden stinkenden Strohhaufen — aber siehe da, es preßte sich kein Wasserstrahl aus dem Schlauche hervor; nur drohendes Gurgeln und krankhaftes Rumoren ließ sich in Schönmargaretens Bauche vernehmen.

„So pumpt doch, zum Donnerwetter, sonst ist der Brand aus!" schrie Ochsberg wütend. Aber trotz aller Anstrengungen kam kein Wasser.

„Daß dich doch der Teufel!" brüllte der Brandmeister, sprang hin und riß Spritzenmeister Rund den Schlauch aus der Hand. War er verstopft? Er untersuchte ihn, schaute mit einem zugekniffenen Auge hinein, während ein Feuerwehrmann mit der Fackel leuchtete. Und siehe, in diesem Augenblick entsandte die Spritze den denkbar schönsten Wasserstrahl und gleich so kräftig, daß Ochsberg mit einem Schmerzensschrei hintüberstürzte und sich dreimal um sich selbst herumdrehte. In demselben Augenblicke gab der große Feuerherd seinen Geist auf: er war erloschen. Sowie aber der Herr Brandmeister wieder auf den Beinen stand, war auch Schönmargaretens Wasserstrahl wieder versiegt.

Ja, die alte, treue Spritze war in ihren alten Tagen boshaft und launisch geworden! Sie streikte. Und als man sie am nächsten Tage genau untersuchte, stellte sich heraus, daß sie zwar einigermaßen ausgebessert werden könnte, aber nicht mehr zuverlässig wäre. So beschloß der weise Stadtrat, eine neue Spritze anzuschaffen. — Im Anzeiger stand am selben Tage eine Notiz über den Brand, die ein begeisterter Lobpreis auf die Tüchtigkeit und „geradezu fabelhafte Schnelligkeit" der

tapferen Feuerwehr war, „die es unter der ganz vorzüglichen Leitung des Herrn Brandmeisters Ochsberg mit jeder noch so großstädtischen Feuerwehr aufnehmen könnte". Zum Schlusse wurde gefragt, wo „diesmal wohl unser lieber Trompeter Hurtig so lange gesteckt habe, der doch sonst immer als erster zur Stelle gewesen sei?"

Diese Frage war nur eine rhetorische gewesen. Trotzdem wurde sie Goliath bereits am Abend ausführlich beantwortet, und zwar in der Form eines „Eingesandt" für „unsern allseits so beliebten Sprechsaal". Es stammte aus der Feder der ebenso frommen wie sittenstrengen Amanda Tugendmuß, eines älteren, wohlhabenden, vertrockneten jungen Mädchens, der langjährigen Nachbarin von Fräulein Fein. Sie hatte, so beschrieb sie in ihrem „Eingesandt" ausführlich, in der Brandnacht beim Dröhnen der Sturmglocke zitternd ihr jungfräuliches Lager verlassen und, wie alle Leute, zum Fenster hinausgeschaut. Da habe sie plötzlich mit Entsetzen und Entrüstung den Herrn Trompeter aus der Dachluke des Feinschen Hauses auftauchen, über die Dächer laufen und in der Dachluke seines eigenen Wohnhauses verschwinden gesehen. Dies wolle sie der Mitwelt zu wissen tun. Gedanken darüber seien zollfrei.

Goliath schmunzelte. Doch nur privatim, ganz für sich. Auch seine Gattin, die im Nebenraum der Schriftleitung an der „Frauenfreude" arbeitete, rief er herbei, um sie mitschmunzeln zu lassen. Doch sie nahm schweres Ärgernis daran — wenngleich sie im theoretischen Leben so frei war, daß Goliath ihr immer wieder Artikel kassieren mußte. „Ich bin geknickt! Nein, diese furchtbare, niederschmetternde Lüftung des Geheimnisses!" rief sie aus. „Dies Mädchen, für das ich die Hand ins Feuer gelegt hätte, meine eigene Hand, jawohl. — Nein, nein, wie ist die Welt doch schlecht! — Im Interesse der öffentlichen Moral müssen wir das Geheimnis hüten!"

„Selbstverständlich. Redaktionsgeheimnis. Die Öffentlichkeit braucht nicht zu schmunzeln."

„Schmunzeln? Ärgernis würde sie nehmen!"

Er pfiff vielsagend leise vor sich hin. Schickte das „Eingesandt" mit einem höflichen Begleitschreiben zurück. Aber am Stammtisch erzählte er die Neuigkeit brühwarm — als Redaktionsgeheimnis natürlich und unter dem so unfehlbar wirkenden bekannten Siegel der Verschwiegenheit. Aber was nützen alle Siegel, wenn man sie beschmunzelt und andere ebenfalls zum Schmunzeln bringen will? Brandmeister Ochsberg war es gewiß nicht, der es weitererzählt hatte; denn er tat ungemein aufgeregt — nicht an und für sich, sondern um des guten Rufes seines Korps wegen —, als ihm gleich am folgenden Tage von „anderer Seite" der Dächerspaziergang seines Trompeters berichtet ward. So sehr er sich privatim darüber gefreut hatte, so stark schüttelte er öffentlich mißbilligend und verurteilend das Haupt und erklärte mit Überzeugung, nichts Böses glauben zu können. Da sich aber der Dachspaziergang mit unglaublicher Schnelligkeit in eine richtige Dächerorgie verwandelte — gerüchtweise! —, konnte er nicht umhin, Hurtig zum Verhör antreten zu lassen. Von sittlicher Entrüstung triefend, erklärte der Brave das Herauskriechen aus der Dachluke für eine grobe Sinnestäuschung der Amanda Tugendmuß, ohne im übrigen den Dachspaziergang als solchen zu leugnen. Er konnte seinem Vorgesetzten auch eine befriedigende Aufklärung geben: er leide seit einiger Zeit an Mondsuchtsanfällen. Tatsächlich legte er ein Zeugnis des praktischen Arztes, Dr. Gröber, über seine Mondsüchtigkeit vor.

„Hm," machte der Brandmeister bedeutungsvoll. „Sonderbar. Wir hatten an jenem Tage Neumond." Und lächelte — innerlich. Und drückte äußerlich seinem wackeren Trompeter mitfühlend die Hand, ihm baldige Genesung wünschend. Die Ehre des Feuerwehrkorps war gerettet! Und am nächsten Tage prankte im „Anzeiger" das Inserat: „Ich warne hierdurch jedermann, unwahre Gerüchte über mich zu verbreiten. Ich werde jeden, der es tut, strafrechtlich belangen, da ich laut ärztlicher Bescheinigung mondsüchtig bin. Emil Hurtig, Feuerwehrtrompeter und Dachdecker."

16. Die Brandesspritze.

Die neue Spritze war angekommen. Wie einstmals die „schöne Margarete", so sah sie in ihrem blaulackierten Kleide „appetitlich wie ein junges Mädchen" aus, wie der Brandmeister erklärte; „rein zum Reinbeißen", pflichtete ihm Spritzenmeister Rund bei. Hierüber war man also einig. Auch darüber, daß ein glänzendes Tauffest stattfinden sollte, das dem der alten Spritze mindestens ebenbürtig sein müßte. Worüber man nicht einig war, das war der Name. An allen Stammtischen und in allen Kaffeekränzchen fanden sehr erregte Aussprachen über Spritze, Namen und Tauffeier statt; die sonderbarsten Vorschläge wurden gemacht; auf Goliath regnete es geradezu Sprechsaalartikel. Den Vogel aber schoß Brinkmann ab, der Schiller von Kleinwinkelsheim, mit folgendem Gedicht, das der „Anzeiger" an hervorragender Stelle, fett gedruckt, brachte:

Unserer neuen Spritze.

Von Rektor Johannes Brinkmann-Kleinwinkelsheim.

In deinem herrlichen Kleid,
Neue verehrte Frau Spritze,
Stehest du da, allzeit bereit,
Als des Städtleins herrliche Stütze,
Jeglichen Brand in Kleinwinkelsheim
Zu löschen in Kälte und Hitze.
Darum: willkommen im neuen Heim,
Willkommen, geliebte Frau Spritze.

In deinem herrlichen Kleid,
Neue verehrte Frau Spritze,
Gleichest du wohl der minnigen Maid:
Daß voll wonniger Freud' sie aufblitze,
Sowie den geliebten Mann sie erschaut,
Dessen starker Arm sie einst schütze —
Wenn oben der Glöckner die Sturmglocke haut,
Daß das Wasser aus dir hochauf spritze.

In deinem herrlichen Kleid,
Neue verehrte Frau Spritze,
Rufst du uns zu zu jeder Zeit:
„Ob ich in Arbeit auch schwitze —
Ich helfe doch stets in Menschlichkeit,
Ich, die ich metallische Spritze.*)
Mein Beispiel — euch Menschen es nütze:
Das sag' ich euch, ich, eure Spritze."

*) Poetische Lizenz! Zu ergänzen ist selbstverständlich: „bin" am Ende des Verses, so daß es grammatisch richtig, also nicht in dichterischer Freiheit,

heißen müßte: „Ich, die ich (eigentlich nur eine) metallische Spritze bin, also nicht Mensch mit fühlendem Herzen wie Ihr."

Anm. des Dichters J. B.

Dies Gedicht war der Beginn einer selten fruchtbaren dichterischen Periode in Kleinwinkelsheim, die sich schließlich zur Epidemie auswuchs. Fast jeder fühlte den Drang in sich, die neue Spritze in schwungvollster Sprache, gewagtesten Reimen, kühnsten Bildern, modern-originellen, oft an Expressionismus und Dadaismus anklingenden Versen zu besingen, und alle diese Erzeugnisse der Poesie prasselten auf den „Anzeiger" nieder, daß Goliath den Hilferuf veröffentlichte: „Haltet ein, Dichter und Dichterinnen! Wir sehen uns außerstande, alle Einsendungen von Gedichten durchzuarbeiten, geschweige denn abzudrucken, da wir jetzt schon viele Nummern unseres Blattes füllen müßten, wollten wir nur die allerbesten der meist vortrefflichen Erzeugnisse dieses literarischen Schaffens veröffentlichen."

Das Gedicht hatte noch anderes bewirkt. „Frau Spritze", so hatte Brinkmann gesagt. Ein Fingerzeig für den Namen! Frau Brandmeister Dora Ochsberg griff ihn auf. Wie hieß die alte Spritze? Nach der Brandmeistersgattin: „schöne Margarete". Trug sie, die jetzige Brandmeistersgattin, nicht auch einen netten Namen? Jawohl, in ihren Namen hatte sich ihr Gatte verliebt, so beteuerte er jetzt noch oft. Also — folglich — mithin war der Name für die neue Spritze gefunden. Oder klang es nicht sehr gut: „die schöne Dora"?

Dora Ochsberg wartete eine Zeitlang darauf, daß ein anderer diese Entdeckung ebenfalls machte — sie hätte ihm gern den Entdeckerruhm überlassen! Da es nicht geschah, deutete sie dem Gatten zart an, was sie herausgefunden. Er schien nicht zu verstehen. Sie wurde deutlicher. Er schien schwerhörig geworden zu sein. Sie eröffnete ihm ihren Wunsch mit klaren Worten. Aber wenn auch sonst ihre Bitten, soweit es ihm paßte, Befehle für ihn waren — diesmal verweigerte er entschieden den Gehorsam: unmöglich könne er, der Brandmeister selbst, seinem

Korps diese Anregung geben; ja, wenn sie aus der Mannschaft herauskäme — oder noch besser von dritter Seite! Dabei blieb er, obwohl sie alle Suppen anbrennen ließ und Salz in die Zuckerdose und Zucker in die Salzbüchse tat — aus Versehen natürlich —, daß er sich Grog und Braten verdarb. Schließlich versuchte sie mit Hilfe des Gedichtes ihr Ziel über den Umweg des Kaffeekränzchens zu erreichen. „Nein, das wunderwunderschöne Gedicht!" flüsterte sie und verdrehte die Augen vor Entzücken wie ein wassertrinkendes Huhn. „Wie fein, wie poetisch von der Frau Spritze zu sprechen. Nun ja, der Gedanke lag eigentlich nahe, da die alte Spritze einen Frauennamen trug. Darum kann ich nicht begreifen, warum sich alle Welt den Kopf über einen Namen für die neue ‚Frau Spritze' zerbricht! Man kann es ja so ähnlich machen wie das letztemal."

Die Damen verstanden — denn sie waren alle Doras gute Freundinnen. Und waren darüber so geärgert und empört, daß sich ein süßes Lächeln um ihre Lippen legte. „Wie unbescheiden," flüsterte Frau Kanzleirat Lämmken der Frau Postinspektor Kleber, Frau Ochsbergs bester Freundin, zu — man munkelte sogar: seiner besten Freundin. Diese nickte, und mit einem weiblich-freundschaftlichen Lächeln sagte sie zu Dora: „Ein köstlicher Gedanke, liebe Dora! Die ‚dicke Dora', ja das wäre ein guter Name. Ich will heute noch meinen Mann bitten, ihn vorzuschlagen."

Dieser Vorschlag gefiel allen Freundinnen Doras überaus gut. Neidlos riefen sie begeistert: „Ja, so muß die neue Spritze heißen."

Da seufzte Dora Ochsberg tief auf, und indem sie ihren Traum von Ruhm und Ehre in einem Sarge von Gift und Wut im dunkelsten Winkel ihres Herzens begrub, lispelte sie verschämt: „Ach nein, so unbescheiden bin ich nicht, nein, meinen Namen soll die Spritze nicht tragen."

Indessen lief der Name „die dicke Dora" am nächsten Abend

bereits an allen Stammtischen herum. Am übernächsten Tage war er in jedem Hause der Stadt bekannt; kein Kind, das nicht von der „dicken Dora" gesprochen hätte. Die Götter mochten wissen, wie diese Bezeichnung so schnell volkstümlich geworden war. Und als ein paar Tage später in der Mitgliederversammlung der Freiwilligen Feuerwehr über die Benennung der neuen Spritze verhandelt wurde, da machte Trompeter Hurtig, da er sich Ochsberg zu Dank verpflichtet fühlte, allen Ernstes und ohne Arg den gutgemeinten Vorschlag, der neuen Spritze bei der Taufe „zur Ehrung unseres allverehrten Herrn Brandmeisters und seiner Gattin den in unserer Stadt mit Recht so beliebt gewordenen Namen ‚die dicke Dora' beizulegen". Einige ebenso harmlose Gemüter, wie er eins war, riefen „Bravo!" dazu; die meisten aber grinsten verlegen.

Wenn Blicke töten könnten — Emil Hurtig wäre auf der Stelle eine Leiche gewesen; mit einem vor Zorn geradezu verzerrten Gesichte blickte ihn sein „allverehrter Herr Brandmeister" an, so daß er verstummte und verängstigt auf seinen Stuhl zurücksank. Alle schwiegen.

Nur langsam kam die Erörterung wieder in Gang. Man konnte und konnte sich nicht einigen! Endlich stand der Spritzenmeister, Küfermeister Rund, auf und hielt folgende Ansprache: „Kameraden! Nun will ich etwas sagen. Ihr wißt, ich sage selten etwas. Ich bin ein einfacher Mann aus dem Volk und erfülle meine Pflicht, die mich meistens fern von das Tageslicht in die Kellers und Fässers von die Reichen führt — da kann man sehen, wie die Leute leben, sag' ich euch —; also ich erfülle meine Pflicht, ohne viel zu reden; denn damit kommt man nicht weit, unsereiner erst recht nicht. Wozu soll man auch viel reden? So rede ich nie bei Erfüllung meiner Pflicht. Sogar ohne viel zu kommandieren, wenn ich im Dienst bei die Feuerwehr bin, auch das tu' ich nicht, wie manche andere das tun. Womit ich aber natürlich keinen von hier aus diesen Kreis meine, das wißt ihr. Und ich habe das bisher stets so gehalten. Ohne zu murren, habe ich stets meine

Pflicht erfüllt. Ich will mir ja nicht loben, nein, das sei ferne; aber was wahr ist, das darf man doch wohl sagen, nicht? Und wer mir kennt, der weiß, daß ich die Wahrheit spreche. Warum sollte ich auch nicht? Es liegt ja nichts daran, nicht? Also — was ich noch sagen wollte —, ja, also — ich rede selten. Wirklich, das wißt ihr alle. Aber wenn ich mal was sage, Kameraden, dann muß es Hand und Fuß muß es haben; das hab' ich jedesmal bewiesen, wenn ich mal einige wenige passende Worte bei passender Gelegenheit gesprochen habe, nein, wenn ich sprechen mußte, weil ich was zu sagen hatte; sonst soll man nämlich das Maul halten, und mancher täte gut, wenn er's wirklich hielte, jawoll. Ich liebe nämlich, das wißt ihr alle, Kameraden, ich liebe das Reden nich, nee, gar nich. Handeln, handeln, sag' ich immer! Und das lange Reden erst — das lieb' ich überhaupt nicht, Kameraden! Ich kann auch nicht so reden, wie ich möchte; wenn ihr mir auch immerzu einen guten Redner nennt, Kameraden, wofür ich euch dankbar bin; aber nein, ich kann nicht so reden, wie ich möchte. Ich bin nur ein Mann aus dem Volk — was ich ja mit Stolz bin —; aber ich meine man bloß in diesen Zusammenhang, und darum, weil ich ein Mann aus dem Volke bin, darum rede ich, wenn ich mal rede, und ihr wißt, das kommt selten vor— ja, dann rede ich eben, wie mich mein Schnabel gewachsen ist. Und nicht anders; denn das kann kein Mensch von mich verlangen. Denn ich bin kein Professor nich und bin auf keine hohe Schule gegangen, sondern in eine gewöhnliche Volksschule, und da war man froh, wenn man regelmäßig hineingehen konnte — das heißt, wie man hineinging, war man froher, wenn man nicht hineinbrauchte; aber als man nicht mehr hineinging, da war man froh, daß man hinein hatte gehen können, nicht wahr, so ist es, Kameraden. Also so rede ich. Und darum bitte ich im voraus um Entschuldigung, wenn ich, wo ich jetzt rede, etwas heraussagen sollte, wie es nicht sein soll, sondern anders sein müßte. — Du brauchst gar nicht so dämlich zu lachen, Walter Grün, du machst es alleweil auch nicht besser mit deinem un-

gewaschenen Maul. — Wo soll unsereins es auch herhaben? Unsere Volksschulen sind leider nicht so, daß sie die Menschen zu vollkommenen Rednern ausbilden, nee, wahrhaftig nich! Man ist froh, wenn man einigermaßen lesen und rechnen gelernt hat. Ha, was braucht man in unserem Handwerkerstande auch groß rechnen zu können? Der Verdienst ist man knapp, und die teuern Materialpreise fressen jeden Verdienst auf. Und die hohen Löhne, wo doch nichts bringen. Oder ist es nicht so? Ich sehe, daß du mir zunickst, Heini Brühl, dann stimmt es auch, was ich sage; denn du hast immer das größte Opesitionsmaul. Wer Kinder hat, verdient alleweil zu wenig. Ja, die heutigen Verhältnisse! Geradezu familienfeindlich sind sie. Und kinderfeindlich. Das sieht man, wenn man eine große Familie hat und mieten will. Bei Gott, so wahr ich hier stehe, es ist so. Mein Bruder, der eine starke Familie hat, sechs Kinder, darunter vier Jungs, aber feine Bengel sind es, sag' ich euch, keine Raubis, wie man oft sieht; denn mein Bruder gibt ihnen eine gute Erziehung von wegen später der guten Kinderstube, wie man zu sagen pflegt, und die wir alle gehabt haben, wir Runds; also dieser Bruder hat keine Wohnung finden können. ‚Wie viele Kinder haben Sie?' ist er jedesmal gefragt worden, wenn er mieten wollte. ‚Sechs', sagte er. Er konnte doch nicht lügen, nicht wahr? Das tun wir nicht, wir Runds, besonders nicht, wenn's herauskommen kann, und herausgekommen wär's ja auf jeden Fall, nich wahr? ‚Die Wohnung ist schon vermietet,' hieß es da. Gemeine Lügner waren es. Ja, sie sind fürchterlich, diese Zustände. Da möchte man mehr verdienen! Darum sollte man uns bei einem Brand auch mehr geben als fünf Mark; man opfert doch sein bißchen Nachtruhe, wenn es brennt, und Rauch und Dreck schluckt man auch massenhaft ein. Wenn es noch wenigstens öfter brennen wollte! Aber das tut's nicht. Und wenn es einmal brennt, dann ist es Ruß im Schornstein oder ein lumpiger Strohhaufen, der ausgebrannt ist, wenn man hinkommt, so daß man womöglich statt der fünf Mark nur zwei Mark fünfzig

bekommt. Das, Kollegen und Kameraden, muß auch mal besprochen werden. Wir müssen unser sauer verdientes Geld bekommen, auch wenn die Spritze kaput ist, wie das letztemal. Ja, nun kriegen wir ja eine neue Spritze, ja... und da wollte ich sagen... Ja, was ich eben sagen wollte, ja, hm, also — um den Namen handelt es sich. Also ich mache den Vorschlag — aber vorher will ich noch etwas anderes sagen. Gleichsam zur Einleitung meines Vorschlags. Oder zur Begründung, wie man wohl auch zu sagen pflegt. Wir haben noch keine Ehrenmitglieder in unserer Freiwilligen Feuerwehr. Es täte aber gut, wenn wir einige oder besser, wenn wir viele hätten. Die könnten nämlich bei unserm demnächst stattfindenden Fest das Bier und die nötigen Würstchen stiften; denn ohne Würstchen, Kollegen, das werdet ihr mir zugeben, schmeckt das Bier nicht recht. Ich sehe, daß ihr mir zustimmt, was mich sehr freuen tut. Ja, es ist ein Spaß, wenn man in so ein Würstchen reinbeißen kann mit dem erhebenden Gedanken: ‚es kostet nischt, gar nischt!' Dann knackt's noch mal so schön, jawoll. Darum sind so Ehrenmitglieder immer praktisch für einen Verein, außer der großen Ehre für uns — und natürlich auch für sie. Wenn wir jetzt das Tauffest der „dicken Dora" — Verzeihung, Herr Brandmeister, aber ich bin ein Mann aus dem Volk und rede, wie mich der Schnabel gewachsen ist; Sie wissen ja, unsere Volksschulen, unsere Volksschulen! Und was ich noch sagen wollte — ja — also: Wer soll das Ehrenmitglied sein, das uns die Würste und das Bier stiften darf? Wer soll, wenn man auf mir hört — und ihr werdet auf mir hören, Kameraden, davon bin ich fest überzeugt; denn auch ich bin ein Mann aus dem Volk —, wer soll Ehrenbrandmeister werden? Kameraden, ich sehe, ihr habt schon alle den Namen auf der Zunge, ihr wißt, wen ich meine! Es ist der Mann, der das Staunen und die Bewunderung von Kleinwinkelsheim ist, von wegen die Leistungen, die er vollführt, und seinen Geist, der Mann, der sich große Verdienste um unsere geliebte Vaterstadt erworben hat und um unsere Feuerwehr sicher noch erwerben wird, der

Mann, der uns allen geradezu eine Fahne ist, die vor uns herflattert und es immer mehr werden soll..."

Bei diesen Worten erhob sich Brandmeister Ochsberg leuchtenden Auges von seinem Sitz und machte schwache Scheinversuche, bescheiden abzuwinken... Der Herr Spritzenmeister verstand es nicht, sondern fuhr unbeirrt fort: „Es freut mich, Herr Brandmeister, daß Sie, der bewährte Führer dieses Korps, so ganz eins sind mit uns, seelisch eins, sagt man wohl, nicht wahr?, so daß wir uns ohne viele Worte — ja, ich mache nicht gern viele Worte, ich bin ein einfacher Mann des Volkes und kein Redner, wo lange Reden hält, das kann ich gar nicht —, daß wir uns also ohne viele Worte verstehen; ich freue mich, daß Sie, hochverehrter Herr Brandmeister, gewillt sind, in Übereinstimmung mit uns zu sein und den Posten des Ehrenmitglieds und Ehrenbrandmeisters an — ihr wißt ja, wen ich meine — Herrn Brandes zu übertragen. Jawohl, den meine ich!"

Das Leuchten verschwand aus Ochsbergs Augen, sein freundlich lächelnder Mund zog sich zusammen, als habe er Essig getrunken, das bescheidene Abwehren der Hände hörte auf, vernichtet sank er auf seinen Stuhl zurück. Rund merkte es in der Begeisterung, in die er sich hineingeredet hatte, nicht, sondern fuhr fort, indem er wie ein Zirkuskünstler triumphierend um sich schaute: „Ja, Kameraden, Herr Brandes, der große Sohn unserer Stadt, der so vielen Arbeitern und Handwerkern Brot gibt, er soll unser erstes Ehrenmitglied und unser Ehrenbrandmeister sein. Und am Tauffeste soll die Spritze seinen Namen bekommen: ‚Brandesspritze' soll sie heißen!"

Da hallte der Raum wider von Hoch- und Bravorufen der braven Feuerwehrmänner. Und es ward gemäß dem Antrage des Spritzenmeisters beschlossen. Einstimmig! Denn auch Brandmeister Ochsberg war dafür, obwohl sich ihm sein Bier in Essig verwandelt zu haben schien, so sauer blickte er drein. Aber die Bemerkung konnte er sich nicht verkneifen, daß in Kleinwinkelsheim auch noch andere Leute außer Herrn

Brandes seien, die Arbeitern und Handwerkern Brot gäben; zum Beispiel beschäftige er dauernd vier Gehilfen, und auch ein Küfer habe hie und da Arbeit bei ihm — wenn es auch nicht Meister Rund sei, der bei Brandes arbeite.

17. Vom Dreckeimer und den Festvorbereitungen.

Das Einweihungsfest stand vor der Tür. Müller freute sich ebenso darauf wie Lisbeth. Ungestört würden sie im Menschengedränge den ganzen Tag in aller Öffentlichkeit beisammen sein können; sie würden am Abend sogar miteinander tanzen! Denn ein Ball mußte selbstverständlich das Fest krönen. Papa Brandes aber konnte gar nichts gegen ihr Zusammensein unternehmen; denn als Taufpate stand er im Mittelpunkte des Tages und war vollauf beschäftigt. Großartig!

Mit ganz anderen Gefühlen sah Dachdecker und Trompeter Emil Hurtig dem großen Tag entgegen. Gedanken der Rache brodelten in ihm wie in einem überhitzten Dampfkessel. Daß er daran noch ersticken würde, sagte er sich jeden Tag vor, oder daß es zu einer Explosion kommen müßte... Betti, seine Betti, sein liebes, keusches Marienkind, seine Ehrenjungfrau, sein Stolz, seine Wonne bei Tag und besonders bei Nacht — sie hatte ihn schnöde abgewiesen, als er einige Zeit nach jener verhängnisvollen Strohhaufenbrandnacht leise, ganz leise an ihre Kammertür gepocht hatte, um wieder einmal die Einsamkeit der Nächte mit ihr zu teilen. Sachte, ganz sachte hatte sich die Kammertür ein klein wenig geöffnet, und die sonst so liebe und — liebesdurstige Betti hatte ihn böse, wenn auch ganz leise — damit es niemand hörte —, wie eine Schlange angezischt: „Nie mehr, du Dussel, ich bin genug blamiert!"

„Schau doch, Bettilieb — die schönen Blumen!" Er streckte ihr demütig einen dicken Strauß Holunderblüten hin, die er in den Anlagen gemaust hatte.

„Ich pfeif' auf deinen Tee. Schmeiß den ollen Strauß meinetwegen in den Dreckeimer, ich will ihn nicht!" Und die jungfräuliche Kammertür flog vor Emil Hurtigs Nase zu. Daß

er ganz betreten dastand. „Du Aas!" rief er wütend. Aber auch nur ganz, ganz leise, damit Vater Fein es nicht hörte! Dann schlich er wie ein Dieb die Treppe wieder hinab. Unten schleuderte er den Strauß tatsächlich, hohnlachend über Weibertreue, in den verbeulten Dreckeimer, dem er in ohnmächtigem Zorn einen Fußtritt versetzte, daß der alte Kasten klappernd um sich selber herumkollerte und seinen Inhalt auf den Bürgersteig verstreute.

Der Dreckeimer war eine der vielen altbewährten Einrichtungen, auf die man in Kleinwinkelsheim, weil sie von den Urvätern herrührten, stolz war, so daß sie vom stärksten Willen der fanatischsten Reformgeister nicht über den Haufen geworfen werden konnten. Es waren richtige alte, verbeulte Eimer oder windschiefe Holzkisten ohne Deckel, in die die Hausfrauen Gemüseabfälle, Asche, Knochen, alte Lumpen warfen; ja sogar zerbrochenes Geschirr und anderes, was keinerlei Wert mehr hatte — obwohl dies streng verboten war. Bedrohte es doch die Polizei, die bekanntlich ihre Nase in alles steckt, sogar in Dreckeimer, mit Strafmandaten. Sie war auch eine Zeitlang mächtig hinter denen her, die das Verbot übertraten, selbst wenn sie in ihrer gesetzwidrigen Verstocktheit Asche über die Scherben geschüttet hatten, die alles verhüllen sollte — bis Frau Schutzmann Koch, die es auch tat, ihrem Manne so zusetzte, daß er sich an Bäcker wandte, dessen Frau ebenfalls sehr unzufrieden mit dieser Verordnung war. Der Herr Polizeiwachtmeister beantragte denn auch die Aufhebung dieser „üblen" Bestimmung. Der Bürgermeister weigerte sich zwar erst, dem „allgemeinen Verlangen Folge zu leisten, bestimmte aber, da auch seine Gattin in diesem Punkte nicht nur ständig sündigte, sondern auch weiterhin sündigen wollte, daß die Polizei Zuwiderhandlungen nicht zu sehen brauche, womit man allgemein, Frau Bürgermeister und Frau Koch eingeschlossen, wohl zufrieden war.

Wenn der Dreckeimer voll war, wurde er vor die Haustür getragen und an der Straßenrinne aufgestellt. Dann kam ein

großer offener Kastenwagen, der „Dreckwagen", den die „Dreckpferde" zogen. Fluchende Männer, die „Dreckmänner", ergriffen mit rauhen Händen die vollen Eimer und Kisten und entleerten sie in das Innere des Wagens. Besonders bei starkem Winde war dies ein fesselndes Schauspiel, das man aber besser nicht zu nahe beim Wagen genoß. Da wurde nämlich die große, graue, aufwirbelnde, nicht nach Rosen, sondern nach vielem anderen duftende Staubwolke über die ganze Straße, in die Wohnungen und die Läden — auf Heringe und Käse, Wurst und Brötchen — geblasen, so daß man das angenehme Gefühl hatte, auf einer Sommerreise in Süditalien zu sein, in der Nähe des Vesuv, wo ja auch Aschenregen niedergehen sollen. Wurden die Eimer schon frühe vor die Türen gestellt, so kamen die Kleinwinkelsheimer Hunde an. Mit lobenswertem, geradezu vorbildlichem Forschungstriebe wühlten sie mit Schnauzen und Pfoten darin herum, um sich diese oder jene Seltenheit anzueignen. Dann fiel natürlich der Eimer um, und sein ganzer Inhalt verstreute sich auf den Bürgersteig. Sollte man aber deswegen den Besen holen und alles zusammenkehren? Wozu? Das hätte nur noch mehr Staub gegeben. Das mochten die fluchenden Dreckmänner besorgen, die dafür bezahlt wurden. Und wer nicht in die Gemüseabfälle, durchlöcherten Blechgeschirre, zerbrochenen Töpfe, zerstreute Asche hineintreten wollte, nun, der konnte ja einen Bogen darum herum machen.

„Infam, geradezu infam," regte sich Rektor Johannes Brinkmann auf, als er eines Tages, kurz vor dem Tauffest, über einer Gurkenschale ausglitt und plötzlich mit seinen frischgewaschenen und darum schneeweißen Sommerhosen im Ölrest einer alten Sardinenbüchse und in Asche saß wie einst der fromme Dulder Hiob. Er rannte zu Dr. Wanderer und fragte ihn mit drohend-gesträubtem Schnurrbart und in gerechtem Zorne funkelndem Auge: „Herr Präsident! Wozu haben wir eigentlich unseren Schuhevokuwiulit? Wozu, so frage ich Sie, wenn Dreckeimer auf der Straße stehen, das ganze Stadtbild

stören, den Schönheitssinn der Bewohner beleidigen und brave Bürger, die ihre Steuern ebenso gewissenhaft wie regelmäßig zahlen — man kann ja einem Beamten alles genau nachrechnen! —, so zurichten dürfen? Sehen Sie, so!" Er wandte Wanderer die Rückseite zu, hob die Rockschöße in die Höhe, beugte sich stark vornüber und rief mit einer Stimme, in welcher Gram und Zorn bebten: „Schauen Sie, wie ich aussehe!"

Wanderer beugte sich ebenfalls nach vorn, schaute und sprach: „Hm, schön nicht, das muß ich zugeben."

Brinkmann schilderte mit beredter Zunge sein Unglück. Und schloß mit einem Appell an den Präsidenten des Schuhevokuwiulit: „Wenn wir für Schutz und Hebung von Kunst, Wissenschaft und Literatur eintreten wollen, dann dürfen wir uns auch nicht scheuen, uns, der Schönheit dienend, für die Beseitigung der Institution der schönheitsschändenden Dreckeimer einzusetzen."

„Sie haben sich ja ‚eingesetzt'," witzelte Wanderer. „Sollen wir anderen Vorstandsmitglieder uns auch eine Sardinenbüchse als Sitz aussuchen und Ihr Beispiel imitieren?"

„Diese Fremdwörter," schrie Brinkmann, „sagen Sie doch: nachahmen! — Nein, das sollen Sie nicht, verehrter Herr Präsident, aber dafür eintreten."

„Ich bin erst gestern 'reingetreten," witzelte Wanderer weiter; denn der Ölfleck in Brinkmanns Hose hatte seine Laune rosig gemacht. Da ging der Rektor schwer gekränkt zu Goliath und verlangte, indem er sich auch vor ihm mit hochgehobenen Rockschößen bückte und ihn den Ölfleck sehen ließ, die Aufnahme eines Sprechsaalartikels über diese „brennende Frage".

Doch Goliath wollte nicht. Die Dreckeimer seien nun einmal eine altüberkommene und überaus beliebte Einrichtung in Kleinwinkelsheim, an der man nicht rütteln dürfe. „Denken Sie an unseren Reformer-Grundsatz: Gedankenleiber wollen wir bauen!" mahnte er den Wütenden. „Tasten Sie die Dreckeimer nicht an!"

„Und die Bazillen und das andere Zeug, das überall herumfliegt?"

„Ach was, Bazillen! Die gibt es hier nicht," entschied Goliath, „die sind in den Großstädten und bei den Leuten, die Nerven haben. Kommen Sie uns nicht mit Reformen, die an altbewährten Väterſitten rütteln und Geld kosten."

Eben trat Auguste Fischbach aus der Redaktion der „Frauenfreude", wo sie einen Artikel über „Die Reform unseres Dienstbotenwesens" abgelagert hatte. Als sie vernahm, worum es sich handelte, schlug sie entsetzt die Hände über dem Kopfe zusammen und behauptete, an dem gesunden Menschenverstand ihres Freundes beinahe zweifeln zu müssen: nicht eine einzige Hausfrau würde für diese Reform zu haben sein. Durch ihre totale Unpopularität — „Au, au!" schrie der Rektor und hüpfte erregt von einem Bein aufs andere —, na ja, also durch ihre Unvolkstümlichkeit sei sie ein „totgeborenes Kind".

Diesem fachmännischen Urteile fügte sich Brinkmann grollend. Mit seinem Ölfleck zog er an Augustes Seite ab...

So kam es, daß Hurtig seinen schnöde verschmähten Hollunderstrauß in den Dreckeimer werfen und seinem Zorn durch einen wohlgezielten Fußtritt Luft verschaffen konnte. Dann saß er und brütete finsteren Antlitzes Rache wie eine gute Henne Eier. Brütete und brütete. Bis sich sein Gesicht erhellte und er die vielsagenden Worte murmelte: „Warte, ich werde es dir zeigen!" Wo er ging und stand, schmunzelte er nun. In kühnen Bildern malte er sich seine Rache aus und genoß ihre Süßigkeit auf Vorschuß wie ein Kind Zuckerschnuller.

Am Tage vor dem großen Tauffeste fand um die Mittagsstunde die „Generalprobe" vor dem Rathause statt. Auch die Ehrenjungfrauen, denen es oblag, bei der feierlichen Handlung die Schläuche zu halten, waren zugegen und bekamen, von der umstehenden Menge begafft, ihre Plätze angewiesen. Selbstverständlich zählten Betti Fein und Amanda Tugendmuß zu ihnen; ja, sie hielten als erste den Schlauch dicht bei der Spritze.

Und am Abend stieg Emil Hurtig zum Turmwächter

Schläfrig hinauf, ließ sich den Schlüssel zum Verließe geben, darin die jungfräuliche Spritze ihrem Ehrentag entgegenträumte und hantierte einige Augenblicke am Schlauche umher. Als er den dunklen Raum verließ, umspielte ein mephistophelisches Lächeln seine Lippen, und er lachte bedeutungsvoll und höhnisch dreimal kurz auf: „Ha — ha — ha."

18. Einweihungsfeier und Rache.

Ein wunderbarer Sonntag! Der Himmel blaute, die Sonne strahlte, die Vöglein sangen, die Blumen dufteten, die Schmetterlinge flatterten, die Bienlein summten — kurz, es war, als hätte sich die Natur vollständig nach dem Wunsche der Kleinwinkelsheimer gerichtet. Und aus vollster Überzeugung heraus erklärte einer dem anderen, nachdem er ihm die Aufsehen erregende Mitteilung gemacht, daß das Wetter heute ausgezeichnet sei: „Ja, der liebe Gott meint es gut mit uns Kleinwinkelsheimern!" Die ganze Stadt war voll Tannenduft von Kränzen und Ehrenpforten, voll Kindergeschrei, fröhlichem, erwartungsvollem Summen, lebhaftem Hin und Her. Fahnen hingen aus den Fenstern, Girlanden schmückten die alten Giebel. Schon lange standen die zwanzig weißgekleideten Ehrenjungfrauen schwatzend vor dem Rathaus und Brandmeister Ochsberg bei ihnen. Er fluchte und tobte, rannte aufgeregt umher und schwitzte tüchtig in seiner allzuengen Festuniform, obwohl es frisch war. Die „dicke Dora", wie die neue Spritze vorläufig noch hieß, war längst aus ihrem Verließe hervorgezogen und wurde unter allseitiger Bewunderung mit Bändern und Kränzen reich geschmückt. Traurig ließen die beiden vorgespannten Gäule die Köpfe hängen. Wenn Ochsberg sie ansah, stieg ihm eine Blutwelle des Ärgers zu Kopf. „Eine Schande ist's, eine richtiggehende Schande!" schalt er, indem er sie dem Bürgermeister zeigte, der ihm soeben in schwarzem Gehrock und spiegelblankem Zylinder begrüßend die Hände geschüttelt hatte. — War's nicht toll? Hatte er nicht recht? Hätte der Fuhrunternehmer nicht seine besten Pferde für diesen Tag

zur Verfügung stellen müssen? Statt dessen kam er mit seinen ältesten Gäulen an, ausgerechnet mit den „Dreckpferden", echten Schindermähren, die längst in den Wurstkessel statt vor die Dreckwagen, geschweige denn vor die neue Spritze gehörten! „Es ist ja nicht ernst heute," hatte er als Entschuldigung vorgebracht, der Spitzbube! — Beschwichtigend sprach der Bürgermeister auf den Aufgeregten ein. „Lieber Herr Ochsberg, keine Aufregung, nur das nicht! Denken Sie, Sie säßen in Ihrem Kontor. Wie ruhig und gemessen verrichten Sie da Ihre Arbeit!" Der Bürgermeister hatte sich nämlich oft über Ochsbergs „pomadige Art" ärgern müssen, wenn es sich um eilige Drucksachen handelte. Aber der Brandmeister ließ sich nicht beruhigen; er hatte sich über zu vielerlei aufzuregen. Mußte es einen nicht tatsächlich jammern, wie unpünktlich „die Leute" waren? So sehr sie rannten, wenn Schläfrigs Sturmglocke und Hurtigs Trompete ertönten — heute kamen sie nur schneckenlangsam zusammen. Auch Kapellmeister Trumm war nervös. Er kratzte sich andauernd in den Künstlerlocken, die, unter dem Feuerwehrhelm hervorquellend, seine großen Ohren bedeckten, und schnauzte ebenso wie Ochsberg seine sich langsam einstellenden Leute an. Bald kam einer aus einem Gäßchen angeschossen, bald trödelten zwei oder drei aus einer Wirtschaft heraus, wo sie den Festtag durch einen Frühschoppen eingeleitet hatten, als hätten sie Zeit bis zum Jüngsten Gericht. Sie zuckten gleichmütig die Achseln, wenn sie den Brandmeister wild mit den Armen herumfuchteln sahen. Sie hatten eben ihre Köpfe für sich, die Maurermeister und Schlosser, die Händler und Schuster, und was es sonst noch an Feuerwehrmännern gab, und fühlten sich, zumal sie in den feinen Uniformen steckten, und brauchten sich nichts sagen zu lassen, o nein! Waren sie nicht freiwillige Feuerwehr? Na also! Bei Festfeiern brauchte es doch wohl nicht so auf Pünktlichkeit anzukommen...

Endlich, endlich, war auch Spritzenmeister Rund da! Ausgerechnet er als allerletzter. Nun konnte es losgehen. Alle

standen in Reih und Glied, natürlich nicht in ganzer militärischer Strammheit, aber doch immerhin so, daß man sie gern betrachtete. Vorne dran die Musik, geführt von Kapellmeister Trumm. Dann kam Trompeter Hurtig, der dicht vor der „dicken Dora" einhermarschierte. Ihr, der jungfräulichen Spritze, dem Mittelpunkte des Festes, schritten zehn weißgekleidete jüngere Ehrenjungfrauen zur Seite, an blauen Bändern sie geleitend; zehn Ehrenjungfrauen, älteren Jahrganges, folgten ihr, den funkelnagelneuen Einweihungsschlauch tragend, vorne dran die beiden Rivalinnen Betti Fein und Amanda Tugendmuß. Dahinter schritt das Feuerwehrkorps, geführt vom Brandmeister, der stolz einherschritt, seine beiden Spritzenmeister zur Seite. Vor, neben, hinter dem Zuge fröhliche Kinder, viele, viele Kinder, scherzende junge Mädchen, verliebte junge Burschen, eine große, staunende, gut gelaunte, erwartungsvolle Menschenmenge.

Jetzt — jetzt war er da, der große Augenblick! Trumm hob beide Arme hoch wie ein großer Vogel, der sich anschickt, einen verwegenen Flug in den reinen Äther zu unternehmen; mit einem energischen Rucke ließ er sie, einen drehenden Kreis zeichnend, jählings halb sinken, und — es schrillten die Pfeifen, die Flöten trillerten, mit großer Macht setzten die Posaunen ein, und die Trommeln wirbelten, was das Zeug hielt! Die Luft zitterte von den schmetternden Klängen, und alle Beine, selbst die der Alten, marschierten stramm und stießen in die Luft, als hätten sie ihr Leben lang nichts anderes getan. Selbst die Ehrenjungfrauen gaben ihr mädchenhaftes Trippeltrappel auf und marschierten im Takt. Eins — zwei, eins — zwei stolzierte der Brandmeister, den blanken, in der Sonne blitzenden Säbel in der Faust, mit dem er herüber und hinüber die Neugierigen an Türen und Fenstern und auf dem Bürgersteige grüßte. Er war ein wirklich schöner Mann, der den Weibern wohl gefallen konnte; das wußte er wohl. Sollte er da nicht die Brust herauswerfen und mit seinen strahlenden Augen allen in die Gesichter gucken? Ganz, ganz tief senkte er den Säbel

vor Frau Postassistent Kleber, die mit ihrem kleinen Mann den Zug an sich vorbeimarschieren ließ. „Aha!" sagte bedeutungsvoll Frau Klappe und warf mit verdrehten Augen einen vielsagenden Blick zu Frau Spitzig hinüber. — „Hast du's gesehen?" fragte diese leise die dicke Kanzleirätin Propensen, die neben ihr stand. — „Na, ich sollte Dora sein!" gab diese zurück. Und mit süßem Lächeln begrüßten die drei Freundinnen das Ehepaar Kleber, mit feurigen Worten den Zufall preisend, der sie zusammengeführt hatte. Sie waren ja alle vier im gleichen Kaffeekränzchen! Frau Kleber aber blickte träumerisch dem um die Ecke biegenden Zuge nach, seufzte tief und dachte: „Der schöne Mann und das dicke, dumme, träge Weib, das ihn nicht versteht, diese Dora!" Aber sie sagte es nicht laut; denn sie war Doras „beste Freundin", und die anderen drei Freundinnen waren ebenfalls da; und ihr lieber Mann, nicht zu vergessen!

An der Ecke der Villenstraße stand Dr. Wanderer neben Dora Ochsberg und Brinkmann, der den Berichterstatter für den „Anzeiger" spielte; am Arme der Rektorin, die darob ein saures Gesicht schnitt, hing die Seelenfreundin Auguste Fischbach. Mit Spannung sahen sie dem Zug entgegen, der im Sonnenglanz unter lautem Schnetterengteng und Jubel der Bevölkerung die Straße heraufzog, ihm vorauf der Haufe tanzender und singender Kinder, kichernder junger Mädchen und immer dreister werdender Jungburschen. An dieser Ecke sollte der von Trumm eigens für diesen Tag komponierte „Spritzenmarsch" einsetzen. Der Komponist hatte den allmächtigen Herrn Musikkritiker gebeten, flehentlich, schriftlich und mehrere Male mündlich gebeten, diesen großen Augenblick ja nicht zu versäumen. Oder wäre es zu verantworten gewesen, wenn den Einwohnern von Kleinwinkelsheim die Kunde von diesem wichtigen Ereignisse vorenthalten geblieben wäre?

Kurz vor Dr. Wanderer brach die Musik den Marsch, den sie gerade spielte, jählings ab. Wieder hob Trumm seine beiden Arme wie zu einem Flugversuch in die Höhe; genau vor

Dr. Wanderer, den er mit den Augen demütig und bittend grüßte, sanken sie nieder, und — der Spritzenmarsch begann die Luft zu erschüttern — dies Wort in seiner wahren Bedeutung genommen.

„Hm, nicht übel, gar nicht übel," nickte Wanderer beifällig, sowie er die ersten Töne vernommen, indem er sich anschickte, mit seinen Freunden neben der Kapelle herzumarschieren. „Hören Sie, diese kurzen Paukenschläge im Trommelwirbel!"

„Sollen offenbar Explosionen bei einem Großbrande darstellen," meinte Brinkmann.

„Nee, mein Lieber, das sind die dumpfen Klänge der Sturmglocke. — Hören Sie, da setzen auch schon die Signaltrompeten ein — herrlich, das schmetternde Tärätärä — tärätätä — tätä..." Zu den rasenden Trommelwirbeln, wütenden Paukenschlägen und aufreizenden Posaunentönen gesellten sich jetzt laute, scharf abgerissene Klänge der Baßtrompeten. „M — ba, m — ba... mbaba..." Immer schneller, immer lauter brummten, prusteten sie.

Wanderer geriet in Verzückung. „Glänzend, wunderbar. Hören Sie doch! Lieber Brinkmann, die Spritzen rollen an, die Pferde galoppieren," rief er, und seine Nase glühte in froher Erregung. „Fein, wirklich fein gemacht."

„Fein? Ein ganz unharmonisches Durcheinander ist das ja," kritisierte Brinkmann dagegen.

Dr. Wanderer sah ihn geringschätzig an. Bisher hatte er etwas vom Musikverständnis Brinkmanns gehalten. Aber... nein, wie enthüllte er plötzlich seine Verständnislosigkeit. „Haben Sie bei einem Brande schon mal Harmonien gehört?" fragte er achselzuckend. „Das ist doch gerade die Kunst, solche Disharmonien zu einem Marsche zusammenzufassen! Hören Sie die Klarinetten... die Trompeten: das ist das lodernde Feuer; man hört es förmlich prasseln... und nun die beiden Flöten... dideluuuu... ii... i... das ist das Wasser, das hineinzischt... fein ist das! Glänzend hat Trumm seine Aufgabe gelöst, das muß man sagen; eine ganz hervorragende

Komposition. Geben Sie's doch zu, mein lieber Brinkmann!" Er war so begeistert, daß er weder Brinkmanns boshaftes Grinsen bemerkte noch hörte, wie er seiner Seelenfreundin zuwisperte: „Was für ein Schafskopf!" sondern war zufrieden, als der Gefragte in edler Selbstverleugnung ausrief: „Ihre Deutung ist großartig, Herr Doktor, ganz gewiß." — Wozu sich den machtvollen Kritiker zum Feinde machen? Demnächst wollte er eine Sammlung der deutschen Meisterballaden herausgeben. Da war ihm ein lobendes Urteil Wanderers wertvoll — der Leute wegen! Denn er selbst hielt ihn als Kritiker für einen ausgemachten Idioten.

So geleitete die Feuerwehr die neue Spritze unter Anteilnahme der ganzen Bevölkerung durch die Stadt zum großen Feuerwehrübungsplatze, wo die Weihe vor sich gehen sollte. Es wimmelte von Menschen; denn Kleinwinkelsheim hatte sich ziemlich vollzählig eingestellt. Vom profanen Haufen abgesondert, stand beim Herrn Landrat und den Stadtvätern der Taufpate, Herr Brandes, und neben ihm der Täufer, der beliebte Herr Pfarrer Seeleknet. Aus dem Kreise der Ehrenjungfrauen trat nun Fräulein Frida Zippe, machte einen tiefen Knix — sie hatte ihn vierzehn Tage lang bei Herrn Tanzmeister Pankepink als „Hofknix" einstudiert — und sagte mit lauter Stimme das Gedicht: „Unserer neuen Spritze. Von Rektor Johannes Brinkmann-Kleinwinkelsheim" fehlerlos, wenn auch hie und da mit nicht ganz und gar richtiger, man könnte eher sagen falscher Betonung her. Beifälliges Gemurmel und lautes, lange andauerndes Händeklatschen lohnte der Jungfrau diese kühne Tat. Am lautesten hatte der Dichter selbst geklatscht; stolz wie ein Hahn warf er die Brust heraus und den Kopf zurück, daß Müller, der in der vordersten Reihe stand, laut auflachte. Neben ihm stand Lisbeth, die sich aus dem Kreise der Würdenträger herausgewunden hatte. Tiefe Stille, als nun der beliebte Pfarrer Seeleknet dicht an die Spritze herantrat und mit laut hallender Stimme also zu reden begann:

„Hochverehrte hohe Spitzen der Behörde! Werter Herr

Taufpate! Geliebte und andächtige Feuerwehrmänner und andere Zuhörer! Unter herrlichstem Sonnenhimmel, gleichsam als ob unser gnädiger Gott und Vater uns zu dieser menschenfreundlichen Feuerspritzentauffestfeier einen wolkenfreien, geradezu lachenden, sonnenbeglänzten Tag hätte bescheren wollen — nein, nicht als ob — er hat ihn uns wirklich beschert, wie wir sehen, fühlen, mit jeder Faser in uns auffaugen dürfen, so daß eitel Dank und Lob aus unserm lachend-fröhlichen, wenn auch dabei doch ernst bleibenden Herzen und unserm preisenden Munde entströmt — ja, gepriesen sei er dafür, der Allgütige! —, unter diesem wonnigen, sonnigen, glänzenden, geradezu lenzenden, schimmernden, flimmernden Himmel, der unwillkürlich unser aller Herzen dankerfüllt emporreißt, dorthin, wo unser aller Herzenssonne und unsere unaussprechliche Wonne mild lächelnd und mit seiner großen, uns unfaßbaren Barmherzigkeit und ewigen Liebe auf uns herabblickend, auf uns armselige, das Gericht verdienende Sünder, die wir diese große Milde, diese unendliche Gnade, diese unergründliche Güte gar nicht verdienen, wohnt und thront — unter diesem wunderherrlichen Himmel, sage ich, feiern wir am heutigen Sonntage, dem Tage des Herrn, in dieser Stunde das schöne Fest der Einweihung und zugleich der Taufe einer Wohltäterin der Menschheit, ja, einer echten Wohltäterin, einer Samariterin — obwohl sie kein fühlendes Herz im Busen trägt wie wir, die wir es so oft verhärten, daß es wie Stahl und Stein so hart ist — einer Helferin in der Not, ja einer Christin beinahe durch die Tat, wenn auch nicht, weil es nicht möglich ist, durch den Glauben — unserer neuen Feuerspritze!" Mit unübertrefflicher Beredsamkeit und harmonischem Gebärdenspiel, das er sich vor dem Spiegel einstudiert hatte, feierte der große Kanzelredner weiter den herrlichen Tag, den die sündige Menschheit gar nicht verdient hätte, besonders aber die Kleinwinkelsheimer nicht, da sich unter ihnen gerade in neuester Zeit alle möglichen, gefährlichen, an Freigeistigkeit gemahnenden Umtriebe geltend zu machen be-

gonnen hätten, Umtriebe, die den Menschen statt auf den sogenannten blinden Glauben auf das klar sein sollende Denken — man denke! an das kleine, armselige, törichte Menschendenken! — als Bringer des wahren Heils verweisen wollten. — Hier machte der beliebte Kanzelredner eine lange Pause und ließ seine Augen strenge, strafend, wie suchend über die Menschenmenge gleiten. „Er meint unsern Schuhevokuwiulit, der freche Pfaffe," flüsterte Brinkmann Dr. Wanderer zu, indem er zugleich, als der Blick des eifernden Seelsorgers ihn traf, heftig zustimmend mit dem Kopfe, als sollte dieser von den Schultern abgeschüttelt werden, Beifall nickte. Und der Festredner sprach weiter. Das Denken habe zweifellos auch sein Recht. Ganz bestimmt habe es das. Er, Seeleknet, sei der letzte, der das bestreite. Im Gegenteil. Denn er, er denke auch. Ja, er denke sogar gern. Und gar nicht wenig denke er. Tag und Nacht denke er zum Beispiel an das Wohl seiner geliebten Gemeinde! Aber das Denken habe nur in weltlichen und irdischen Dingen sein Recht. Jawohl, da habe es entschieden sein Recht. Und zum Zeichen dafür, daß er kein Feind des Denkens sei, wolle er ja an einem Kinde dieses Denkens, dieses echt weltlichen Denkens, dieses tiefen, eine ganze Welt, die Welt der Technik schaffenden Denkens, weihen. Oder sei die neue Spritze etwa kein Kind des Sinnens und Denkens? — Wieder blickte er sich im Kreise seiner Zuhörer um, als wollte er eine Antwort herausfordern, und wiederum nickte ihm Brinkmann freundlich und zustimmend lächelnd zu. — Herrliche, kühne Bilder reihte nun der gewaltige Kanzelredner mit glänzenden Worten kunstvoll und tiefschürfend aneinander, darin er die neue Spritze begeistert pries und sie mit ausauserlesener, geradezu erstaunlicher, rednerischer Kunst — sie erinnerte oft an jene halsbrecherischen Kunststücke berühmter Akrobaten, die uns im Zirkus vor Staunen und banger Erwartung den Atem stocken lassen — mit „unserem lieben, gnädigen Gott und Vater", mit Jesus, dem Teufel, der Kirche und dem aufgesperrten Höllenrachen in ebenso geistreiche wie

verblüffende Beziehungen setzte. Etwa so: auch der Himmel spritze Wasser; oder: das Höllenfeuer könne durch keine irdische Spritze gelöscht werden; oder: wie die Spritze den Wasserstrahl, so sende das gläubige Herz Gebete gen Himmel, und ähnliches, so daß den Zuhörern Bewunderungs- und Begeisterungsschweiß aus allen Poren des Körpers drang. Nachdem er „ganz kurz" und mehrmals „zum Schlusse" kommend dreiviertel Stunden lang gesprochen hatte — es waren nur zwei Frauen ohnmächtig geworden —, kam er zum letzten Schluß: „Und nun weihe ich dich, du unsere neue Spritze, du unser Vorbild in deinem menschenfreundlichen, hilfsbereiten, unrechte Gluten mit festem, aus deinem innersten Innern sprudelndem Strahle löschenden Wirken, du unser Vorbild in deinem, das irdische Werte vernichtende — und darum weniger schlimme, als wenn es etwa seelische Werte vernichten würde — Feuer auf seinen Herd beschränkenden Tun, du unser Vorbild, weil du in deinem dunklen Verließe niemals unzufrieden bist oder gar zu murren wagtest gegen Gott und Schicksal, weil du das dir durch die Bestimmung deines Schöpfers zugewiesene Los stets demütig trägst — dich, du neue Spritze, unsere Spritze, dich weihe ich hiermit feierlich ein! Brandesspritze sei genannt! Nach einem großen Sohn unserer Stadt, einem stets hilfsbereiten, das Herz am rechten Flecke tragenden edlen Christenmenschen, trägst du deinen Namen mit Recht. Denn brennt es — Brandesspritze, eile und hilf! Und nun, Brandesspritze — spritze! Zum ersten Male spritze! Feierlich spritze! Zum Lobe des Schöpfers, zum Ruhme des sinnenden Menschengeistes, zur Bewährung deiner Tüchtigkeit, uns allen zur Freude spritze, Brandesspritze!"

Die Ehrenjungfrauen hoben den Schlauch, Rund richtete ihn hoch in die Lüfte, dorthin, wo niemand stand, kräftige Hände faßten die Pumpenschwengel, drückten ab — auf — ab, und da —

Da spritzte unter allgemeinem Jubel ein weiter Strahl heraus. Aber — was war das? Zugleich erhob sich ein lautes,

entsetztes jungfräuliches Gequieke, die Ehrenjungfrauen sprangen auseinander, als sei ein langgeschwänztes Mäuslein in ihren Kreis geraten, und als man die Blicke zur Spritze hinwandte, sah man — mit Entsetzen zwar sah man es, aber mit einem Entsetzen, das sich sogleich in Schmunzeln und ehrliche, hie und da sogar sehr laute Freude auslöste: da, wo Betti und Amanda den Schlauch gehalten, spritzte aus einer Öffnung im Schlauch ein heller, ziemlich starker Wasserstrahl heraus. Er blitzte wie Silber in der Frühlingssonne, und seine Tropfen schillerten in allen Farben des Regenbogens. Er hatte dies herrliche Naß den beiden Ehrenjungfrauen in so reichlichem Maße gespendet, daß sie, regelrecht geduscht, die Kleider am Leibe festgeklebt, wie nasse Mäuse dastanden. Da sie in ihrer Überraschung und Angst den Schlauch losgelassen hatten, war der Strahl jählings zu Pfarrer Seeleknet hinübergesprungen, hatte ihm respektlos den Hut vom Haupte gestoßen und dieses, wie es sich bei einem richtigen Tauffeste ziemt, gründlich mit Wasser begossen. An den mit Pomade — es war echte, gute Pomade — ans Haupt geklebten Haaren war es wie am Gefieder einer Ente abgeglitten und hatte infolgedessen das Gesicht des Taufredners so überschwemmt, daß es einem Wehre glich, an dem die Fluten lustig heruntergleiten.

Alsobald hörte das Pumpen der braven Feuerwehrmänner auf. Aber nicht die aufrichtige Freude der Zuschauer. Trotzdem Pfarrer Seeleknet ein wirklich beliebter Kanzelredner und die beiden Damen ehrsame Jungfrauen waren.

Der feierliche Akt der Spritzentaufe aber hatte damit sein Ende gefunden.

19. Das Festmahl.

Brand- und Spritzenmeister standen, nachdem die Brandesspritze an ihren Platz im Rathauskeller zurückgebracht war, kopfschüttelnd vor dem Schlauche. War das nicht sonderbar? Gestern, bei der Probe, hatte alles geklappt. Und heute...

Ja, da klaffte ein langer, dünner Spalt im Schlauch. War's ein Fabrikationsfehler? — „Ausgeschlossen!" entschied Küfermeister Rund nach eingehender Untersuchung. „Irgendein boshafter Teufel hat das Loch hineingeschnitten." — Die anderen betrachteten den Spalt nun auch. Es sah tatsächlich nach einem Schnitt mit einem scharfen Instrument aus. Aber weil Ochsberg Rund das Zuspätkommen am Vormittag ebensowenig vergessen konnte wie seine letzte Rede, darin er den Namen Brandesspritze durchgedrückt hatte, und weil der zweite Spritzenmeister, Topfhändler Fette, ihm gram war wegen seiner „Vorlautheit", so lachten sie laut auf und spotteten: Haha, das wäre ja ein richtiggehendes Attentat; wer in aller Welt sollte hier in Kleinwinkelsheim ein Attentat ausüben, haha! — „Das ganze Fest wäre gestört, wenn das wahr wäre. Nein, das darf unter keinen Umständen sein," stellte Ochsberg fest. Und der Topfhändler hielt sich den Bauch vor Lachen und quiekte in einem fort in den höchsten Tönen: „Ein Attentat, lieber Kollege Rund, ein Attentat, hahahaha!"

„Halt dein dummes Maul," riet ihm der also Verhöhnte, warf den Schlauch hin und rannte, etwas wie „Schafskopf" murmelnd, davon.

Der Brandmeister wollte nichts gehört haben. „Eine Schweinerei ist's und bleibt's. Ein Jammer um den neuen Schlauch! entschied er. Fette aber erklärte mit lachender Offenheit: „Ein Glück, daß der Pfarrer den Strahl erwischt hat und nicht der Herr Brandes, der neben ihm stand, sonst wäre die Festfreude gestört gewesen. So aber ist's ganz hübsch gewesen. Ich hab' schon lange nicht mehr so gelacht; aber wissen Sie, mehr so innerlich." Dann gingen sie hinauf in den Rathaussaal, wo das Festessen stattfand.

Zwei lange Tafeln standen da, am oberen Ende durch einen Quertisch verbunden. An dem nahmen die „großen Tiere" Platz, sorgfältig nach der Rangordnung. Denn hierauf legte man großes Gewicht in Kleinwinkelsheim. In der Mitte der Brandmeister, der heute ja Hauptperson war, zu seiner Rechten

der Herr Landrat und links Herr Brandes. Auch der Herr Bürgermeister saß da sowie die beiden Spritzenmeister und Feuerwehrleutnants; Herr Dr. Wanderer fehlte als Kritiker des angesehensten Blattes nicht; er befleißigte sich, seiner Stellung wohl bewußt, einer würdigen Haltung; erwartungsvoll leuchtete seine Nase den Tafelfreuden entgegen. Nicht weit von ihm sah man Herrn Brinkmann als Berichterstatter des „Anzeigers" regelrecht thronen. Mußte er dies nicht, wenn ihm gegenüber Herr Klüger saß, Besitzer und zugleich „Gesamtredaktion" des „Tageblattes", des Konkurrenzblattes, der eine ständige Wut darüber in sich herumtrug, daß er gegen den „Anzeiger" nicht aufkam, trotzdem sein Blatt gut, das andere aber „Schund" war? Übel, wie dieser Klüger, kaum daß er Brinkmann erspäht, Witze über den „Anzeiger", über Goliath, seine Großmäuligkeit und Faulheit und vieles andere noch zu reißen und über den Stumpfsinn der Kleinwinkelsheimer, die ein solches Blatt zu was anderem als zum Einwickeln von Käsestullen benutzten, zu schelten begann. Der Rektor stellte sich taub, antwortete kein Wort und sah an ihm vorbei. — Die beiden Längsflügel der Tafel wurden von den Feuerwehrmännern und ein paar eingeladenen städtischen Beamten eingenommen; an den Enden saßen die beiden Spritzenmeister. — Die Suppe wurde in großen Terrinen aufgetragen, denen ein würziger Duft entstieg. Herr Landrat „legten" das Mundtuch lose aufs Knie, Herr Bürgermeister und einige andere steckten es zwischen den zweiten und dritten Westenknopf, während es die Feuerwehrmänner, dem Beispiel ihres verehrten Brandmeisters folgend, im Nacken festknoteten. Während man die Suppe löffelte, begann die Musik auf der Bühne ihre Weisen zu spielen. Man hatte Zivilmusiker angestellt, da die Feuerwehrkapelle sich entschieden geweigert hatte, zu blasen und zu trommeln, während die Kameraden äßen und tränken. Sie waren von diesem eigensüchtigen, dem Herrn Bürgermeister „geradezu unverständlichen" Plane nicht abzubringen gewesen, obwohl Kapellmeister Trumm, dem Winke des Bürgermeisters

folgend, den musikalischen Teil des Festmahls „gern" hatte übernehmen wollen.

„Gott sei Dank, daß das Getrommel und Gepfeife einem hier nicht mehr die Ohren zerreißt," schrie Klüger zu Wanderer hinüber; „es war ja gräßlich heute morgen. Besonders der neue Spritzenmarsch. Herr, du meine Güte, war das ein Salat! Trumm ist ein guter Kerl; aber von Musik versteht er nichts."

Wanderer spitzte die Ohren. Als „wirklich vorurteilsfreier" Kritiker horchte er gern auf die „Volksstimme", woher auch immer sie kam; nicht etwa um sich von ihr leiten zu lassen, nein, er war sich seiner hehren Aufgabe, Führer zu sein, viel zu sehr bewußt, sondern um ihr nicht allzu stark vor den Kopf zu stoßen; denn er wollte „anerkannter Führer" bleiben! „So?" sagte er darum nur bedeutungsvoll, um seine eigenen Gedanken der Konkurrenz nicht preiszugeben, diese vielmehr zum Auskramen der ihrigen zu verleiten.

Aber Klüger tat ihm den Gefallen nicht. Er eiferte: „Sie sagen: ‚So!'. Was heißt das: ‚So!' Sind Sie vielleicht anderer Meinung, wie?" Herausfordernd schaute er einen nach dem andern an. Aber alles löffelte eifrig die Suppe und hatte keine Zeit, sich auf musikalische Auseinandersetzungen einzulassen. Brummend folgte Klüger dem gegebenen Beispiel.

Dann erhob sich Ochsberg zu einer begeisterten Rede auf die neue Spritze, die „mit Recht so benannte Brandesspritze" und ihren Paten, den „allverehrten Herrn Brandes, den unser lieber, teurer, hochverehrter Herr Pfarrer heute morgen ebenfalls mit Recht einen großen Sohn der Stadt genannt hat". Er endete mit einem donnernden Hoch auf Paten und Patenkind. Als Herr Brandes ganz kurz geantwortet und dabei kundgetan hatte, daß er den braven und tapferen Feuerwehrmännern zum Balle Bier und Würstchen gestiftet habe, da wollte es der Bravorufe und des Händeklatschens kein Ende nehmen. Ochsberg stand auf und drückte dem edlen Spender gerührt die freigebige Hand, und auch Herr Bürgermeister und selbst Herr Landrat erhoben sich und traten mit ihren Gläsern an ihn

heran. Wanderers Augen füllten sich mit Tränen der Rührung; man geriet in einen wahren Begeisterungstaumel hinein. Überhaupt wurde die Stimmung im Saale von Minute zu Minute angeregter, genau im Verhältnis zur Zahl der geleerten Flaschen. Der Brandmeister und nach ihm die anderen hakten sich, da sie sich allmählich in ihren Uniformen beengt fühlten, die obersten Knöpfe auf und gaben durch erleichterte Atemstöße ihr Behagen zu erkennen. Nur Kapellmeister Trumm tat es nicht; er saß wie auf Kohlen, fuhr hie und da nervös mit der Hand durch seine langen Locken und wartete sehnsüchtig darauf, daß der „allgemeine Wunsch" seinem Spritzenmarsch zu einer Auferstehung verhülfe. Er hatte ihn tags zuvor auf seine eigenen Kosten — so sauer es ihm auch geworden war — unter vieler Mühe mit den angeworbenen Musikern eingeübt. Ach ja, man mußte als Künstler manches Opfer für die Kunst bringen, von dem die profane Menge nichts ahnte! Nun lauerte er auf den großen Augenblick. Aber wohin er auch blickte — nichts als Gesichter, die sich von Braten und Weinkarte fesseln ließen; wohin er auch hörte — nichts als Gespräche über die Vorzüglichkeit, Billigkeit und Massenhaftigkeit der Speisen und Getränke und die Würstchen des Herrn Brandes. Die Stiftung von Wurst und Bier — sie stand diesen Menschen höher als sein Werk, an dem er tage-, wochenlang gearbeitet hatte! Nur einmal fing er eine Art Kunstgespräch auf, als er jenen Kolonialwarenhändler Seeferich, der immer den feinen Mischgeruch von Hering, Seife und edlen Gewürzen andeutungsweise um sich verbreitete, während eines Fortissimo seinem Gegenüber zubrüllen hörte: „Auf diesen blödsinnigen Radau könnte man beim Essen wenigstens verzichten; man versteht ja sein eigenes Wort nicht mehr!" Das wollte ihn bitter werden lassen!

„Zum Wohl, Herr Kapellmeister!" schrie Hurtig in diesem Augenblicke von der anderen Seite über die ganze Tafel herüber und hob grüßend sein Glas gen Hurtig hin.

„Zum Wohl, Herr Kollege," rief der Angeprostete artig

zurück; „ich freue mich stets über Ihre frischen Trompetensignale."

Kollege? Wie? Kollege? Weil er — Trompeter war? Wie nett von Trumm! Hurtig ging dies Wort ein wie alter, blumiger Rheinwein; er errötete vor bescheidener Verlegenheit; stand auf und ging zu Trumm hinüber. „Und ich, Herr Kapellmeister," rief er begeistert, „ich habe mich heute morgen über Ihren großartigen Spritzenmarsch gefreut, jawohl, ganz unbändig. Das ist das schönste Musikstück, das ich in meinem ganzen Leben gehört habe. Wirklich und wahrhaftig, es ist das schönste. Und keiner soll kommen und was anderes sagen, keiner; sonst kriegt er's mit Emil Hurtig zu tun, und der schreibt keine schlechte Handschrift, sag' ich Ihnen."

„Der Hurtig hat recht," stimmte Gastwirt Zapferle bei. „Großartig, wie die dicken Trommeln — die Pauken meine ich — dem Schläfrig seine Sturmglocke nachahmten. Bumbumbumbum. Durch Mark und Bein ist's mir gegangen."

„Und wie nett die Flöten Wasser spritzen, so was hab' ich noch nie gehört," bestätigte ein anderer.

Trumm strahlte, schwamm, wenn er auch das Lob bescheiden ablehnte, doch in Entzücken und Stolz wie eine Gans im Dorfteiche. Sollte er? Sollte er nicht? Als aber sein Marsch auch weiterhin gerühmt wurde, ermannte er sich und lispelte: „Wenn ich Ihnen eine Freude damit bereiten könnte, würde ich den Marsch gern noch einmal vorführen."

„Ich danke dafür; ich will meine Ruh' haben," brüllte Schuhmacher Kahl, der eine Pauke schlug.

„Aber, lieber Kahl, die Zivilmusiker sollen doch spielen."

„Dann hab' ich nichts dagegen," entschied der Schuster großmütig.

„Nichts dagegen, alter Pechhengst? Wir sind dafür!" rief Hurtig, ging flugs zum Brandmeister und sprach mit ihm. Der klopfte an sein Glas und verkündete, daß das allgemeine Verlangen dahin ginge, Herrn Trumm zu bitten, der Festgesellschaft den Spritzenmarsch noch einmal vorzuführen.

„Um des Himmels willen, nur das nicht!" wehrte Klüger ab. Aber es half ihm nichts; Trumm stolzierte aufs Podium, hob die beiden Arme zur musikalischen Flugübung, ließ sie wieder sinken, und mit Trommelwirbeln setzte die Musik ein.

„Bravo, bravo!" schrie alles, als der Marsch vorübergetrommelt, -gepaukt und -geflötet war, und klatschte begeistert in die Hände. Auch Brinkmann klatschte, obwohl ihm die Musik geradezu Qualen bereitet hatte, wie besessen, um das „Tageblatt" zu ärgern. — Brandmeister Ochsberg begab sich zu Trumm, dem infolge des Dirigierens in der engen Uniform und dem heißen Saal der Schweiß die Stirn herunterlief, holte ihn an den vornehmen Tisch, bot ihm ein großes Glas Wein als Ehrentrunk an und ließ es ihn auf einen Zug leeren. Des armen Kapellmeisters Gesicht wurde blaurot, und die Augen quollen ihm aus den Höhlen; denn er war kein Trinker. Er hielt sich aber tapfer und ließ sich nichts merken. Der großen Ehrung wegen! Nachdem er dann noch von seinem Platze aus allen Glückwünschenden Bescheid getan und auf diese Weise schnell hintereinander ein halbes Dutzend Gläser hinabgeschüttet hatte, trank er zwar Brüderschaft mit Hurtig, schritt aber gleich darauf in sonderbar-steifgerader Haltung durch den Saal, um nach einiger Zeit bleich wie der Tod und schweigsam wie ein Grab an seinen Platz zurückzukehren.

„Herr Doktor, Sie haben doch einen Verein zum Schutze der Kunst gegründet," schrie an der Tafel der „hohen Tiere" Klüger Wanderer an.

„Jawohl, zu Schutz und — Hebung von Kunst, Wissenschaft und Literatur, den ‚Schuhevokuviulit'," gab der Angeredete, freudig überrascht von diesem Interesse, zurück. „Wollen Sie auch Mitglied werden?"

„Ich? Mitglied? Seh' ich so... so... so aus? Danke, nein. Aber hier muß Ihr Verein in Tätigkeit treten, wenn er ernst genommen werden soll! Er müßte die Kunst schützen vor solchen Trumms. Einen Protest müßte er dagegen loslassen. Jawohl, das müßte er."

Wanderers Nase glühte vor Empörung. „Das allgemeine Urteil lautet anders," entgegnete er kühl.

„Das allgemeine Urteil, haha! Und Sie sind Kritiker? Haha!" krähte Klüger.

„Mein Urteil auch!" trumpfte Wanderer auf.

„Das kann ich mir denken; eins ist so kunstverständig wie das andere," brüllte Klüger lachend zurück.

„Er hat ein böses Mundwerk, der Klüger," flüsterte Brandes dem Bürgermeister zu.

„Was will man machen," seufzte dieser. „Man muß mit ihm rechnen; denn er hat eine Zeitung. Und dumm ist der nicht, nein, alles andere." —

Auf dem Platze vor dem Rathause staute sich die Menge. Von überall her waren Bauern zum Feste gekommen. Mürrisch wandelten die kantigen, glatt rasierten Gesichter neben den lachenden roten Backen der Dirnen und jungen Weiber, die sie natürlich mitgebracht hatten; und die älteren Frauen sahen aus, als habe sie einer aus Pergamentpapier zusammengeklebt. Die Knaben marschierten im Takte der Musik, die aus den Fenstern des großen Saales wie mächtige Wellen hervorquoll und sich in die winkligen Gassen ergoß; die Mädchen faßten sich an den Händen und tanzten. Immer lärmender wurde die Jugend, und immer lauter schien es auch im Festsaale zu werden. Nun saßen alle mit geöffneten Uniformen da und hatten rote, erhitzte Gesichter; die Augen waren klein geworden, die Zungen und Hände schwer, wenn sie die Gläser hoben, um miteinander Brüderschaft zu trinken, ein-, zweimal, es kam nicht so genau darauf an, und doppelt genäht hält besser. War es nicht närrisch, wie schwer auch die Beine waren, wenn man durch den Saal laufen wollte? Donnerwetter, nachher mußte doch das Tanzbein geschwungen werden! Darum: „Kaffee her!"

Würde es wohl auffallen, wenn einer auf einige Zeit verschwände? fragte sich Ochsberg. Er hatte tags zuvor gehört, daß Herr Kleber am Nachmittag Dienst hätte. Könnte er da nicht mal zur hübschen Frau Kleber laufen, sie nochmals zu

bitten, ja nicht zu spät zum Balle zu kommen? Und noch anderes zu plaudern? Gedacht — getan! Er befand sich bereits auf halber Treppe, als er auf einige Löschmänner stieß, die heraufkamen. Wie, was? Er wollte fort, er, der Brandmeister? Er, der Führer? Unmöglich! Im Triumphe schleppten sie ihn in den Festsaal zurück.

Der also Gefeierte gab aber sein Vorhaben nicht auf. Wie eine Spinne im Netze, so lauerte er auf eine günstige Gelegenheit zum Entwischen. Da sah er, wie Brandes sich unter Gesprächen mit diesem und jenem langsam, aber sicher zur Türe hinschob und — schwapp, war er draußen. Aha, der wollte sich auch drücken! Und er — er sollte dableiben? Dann sollten alle bleiben! Er rief Rund, teilte ihm seine Entdeckung mit und jagte ihn mit ein paar Feuerwehrmännern hinter dem Ausreißer her. Und siehe, so unsicher und wacklig auch ihr Gang war — sie holten doch den Gönner der Feuerwehr ein und brachten ihn ebenfalls im Triumphe zurück. So durfte sich Brandes auch fernerhin mit Wanderer unterhalten, anstatt unvermutet in seiner Villa aufzutauchen, um zu sehen, was wohl sein Töchterlein unterdessen trieb; denn er hatte allerlei Ahnungen, seitdem er sie am Morgen mit Müller zusammengesehen hatte. Dafür bekam er von dem Professor allerhand von seiner Lisbeth vorgeschwärmt. Der pries sie als das schönste, tugendsamste, musikalischste, kunstverständigste, feinstgebildete Mädchen der Stadt und Umgegend, daß sogar der Landrat dem Bürgermeister gegenüber — ganz im Vertrauen natürlich — äußerte: „Der Steißtrommler — äh — scheint nach der Tochter des raufgekommenen Tischlers zu angeln, wie? Kennen Sie — äh — das Mädel, wie?" —

So vergnügte sich alt und jung in und außer dem Rathaussaal an diesem denkwürdigen Tage.

20. Zwei Jungfrauen.

Während Brandes im Rathaussaal aß und trank und sich mit Galgenhumor in alles fügte, was in Reden und Hul-

digungen über ihn hereinbrach wie ein Hagelschauer im April, saß sein Töchterchen zu Hause und hatte auch seine Freude. An dem, was ihr geliebter Ernst ihr vorlas. Der saß nämlich seit Mittag bei ihr, seitdem Brandes in Gehrock und Zylinder zum Rathaussaale gezogen war. In den Pausen tranken sie Kaffee aus Meißner Porzellan und Küsse von den Lippen und aßen Kuchen und Schlagsahne dazu. Bussinek wachte als guter Geist, trotzdem es an diesem Festtag eigentlich, wie Lisbeth meinte, überflüssig war. Aber seitdem Brandes damals die Liebenden überrascht hatte, traute ihm der Alte nicht mehr.

Müller hatte große Enttäuschung mit seinem Gedichtband erlebt. Die Presse hatte kein oder nur sehr geringes Interesse für die „Blumen und Träume" bekundet. Wohl hatte Klüger im „Tagblatt" den jungen Lehrer als großen Dichter gepriesen und das Büchlein bis in den Himmel erhoben; aber dafür hatte es Goliath totgeschwiegen. Obwohl Müller hierauf gefaßt gewesen war, so kränkte es ihn doch. Als er den Herrn Hauptschriftleiter zur Rede stellte und die Meinung äußerte, daß ein Buch, das ein Kleinwinkelsheimer Kind verfaßt habe, doch eher Erwähnung verdiene als der Beinbruch eines alten Pferdes, der im „Anzeiger" gewissenhaft registriert werde, kam er schlecht an! Erstens sei in der Stadt größeres Interesse für Pferde als für Gedichte vorhanden, ward er belehrt; zweitens berichte der „Anzeiger" grundsätzlich nichts, worüber vorher etwas im „Tagblatt" gestanden; drittens habe er zwar die Gedichte nicht gelesen, müsse sie aber trotzdem ablehnen, da sie dem Kollegen Klüger, dessen schlechter Geschmack stadtbekannt sei, gefallen hätten... Von auswärtigen Blättern brachten zwei oder drei einige magere Zeilen; die anderen schwiegen sich alle aus und antworteten nicht einmal auf die Briefe, in denen Müller sich nach dem Schicksale seines Büchleins erkundigte. Der Verleger freilich war mit dem Absatze nicht übel zufrieden, schrieb ihn jedoch seinen eigenen Bemühungen zu...

So war der junge Dichter trotz seiner Dichterlocken, die den

Zorn aller Philister des Städtchens erregten — und ihre Zahl war nicht gering — eine Zeitlang recht niedergeschlagen gewesen. Doch seine Lisbeth, zu der er, allen väterlichen Verboten zum Trotz, immer wieder geflüchtet war, hatte ihm nicht nur Mut zugesprochen, sondern ihn auch angetrieben, sein Vorhaben auszuführen: sich auf längere Zeit vom Schuldienste beurlauben zu lassen, um sich ganz und gar der Schriftstellerei zu widmen.

Gern hätte Müller dies getan. Aber wovon hätte er leben sollen? War er als Tagesschriftsteller gezwungen, sich mit der Feder sein täglich Brot zu erschreiben, dann blieb ihm keine Muße und Kraft übrig, ein großes Werk zu schaffen. So hielt er auch weiterhin vormittags Schule und diktierte nachmittags oder abends seiner Stenographin, Fräulein Mariechen Meier, seine Dichtungen. Er hatte sich, Lisbeths Anregung folgend, aufs dramatische Gebiet begeben und lebte auf bei dieser Tätigkeit. Eben hatte er seiner Angebeteten eine Stelle aus seinem Lustspiele vorgelesen: junge Leute hoben in ihrem Übermut der schlafenden Polizei die Fensterläden aus...

Lisbeth wußte sich vor Lachen nicht zu fassen. „Gut, gut!" lobte sie. „Gib acht, wir haben Glück damit!" Und sie spannen Zukunftsträume von Glück und Liebe und Ruhm, ohne freilich darüber der schönen Gegenwart zu vergessen.

„Mußt nun gehen!" mahnte sie, als es zu dämmern begann.

„Ach, wenn ich doch nicht mehr so verstohlen kommen müßte!" klagte er.

„Geduld, Liebster. Wenn dein Stück angenommen ist, wird Vater bestimmt nachgeben."

„Und derweilen schnappt dich mir ein anderer weg."

„Am Ende gar Doktor Wanderer? Ja, wer weiß!" scherzte sie. „Auf Wiedersehen, gleich, auf dem Ball!" — — —

Das war ein wunderbares Fest, sicher! Man erinnerte sich in Kleinwinkelsheim nicht, ein glänzenderes gefeiert zu haben. Fein, schön, männlich sahen die Feuerwehrmänner in ihren schmucken Paradeuniformen aus, ein Gegenstand der Sehnsucht für manches Mädchen- und Frauenherz. — Die älteren Herren

standen in nachlässiger Haltung am Büfett, das die eine der beiden Schmalseiten vollständig einnahm, tranken Bier zu den fetten, prallen Würstchen und unterhielten sich mehr oder weniger laut — im richtigen Verhältnis zur Musik. In ihrer Mitte Dr. Wanderer. In der linken Hand einen Literkrug, mit der rechten ein angebissenes Würstchen hin und her schwenkend, hielt er Vorträge über die Bedrängnis der deutschen Kunst infolge der Drangsalierungen einer brutal arbeitenden Zensur, über den Schuhevokuwiulit, seinen wunderbaren Namen und seine Bedeutung. Unbedingte Pflicht eines jeden Bürgers, der etwas auf sich hielte, wäre es, ihm beizutreten und mitzuhelfen, die Freiheit künstlerischen Schaffens durch seinen Beitrag sicherzustellen.

Spritzenmeister Rund, der bei den Prozessionen den „Himmel" trug, wagte schüchtern zu fragen: „Wenn aber Unsittlichkeiten, sagen wir mal auf gut Deutsch — wir sind ja hier unter uns — Schweinereien in der Kunst sind? Wie? Wissen Sie, ich für meine Person vertrage sowas schon. Ja, manchmal habe ich sogar meine heimliche Freude dran — wir sind ja unter uns Männern, nicht wahr? Natürlich darf's nicht zu arg sein; so ein wenig, meine ich, so angedeutet, ja, es darf schon mal kräftig angedeutet sein — wir sind ja unter uns, nicht wahr? Also! Aber soll ich meine Frau und meine unschuldige Tochter Schweinereien sehen oder lesen lassen? Wie? Wissen Sie, dafür bedanke ich mich." — Er hatte den ganzen Nachmittag fest getrunken. Darum sprach er so offen.

Wanderer biß nachdenklich ein Stück von der Wurst ab und entschied, indem er kaute, würdevoll: „Mein hochverehrter Herr Brandmeister Rund..."

„Spritzenmeister!" verbesserte der Angeredete.

„Entschuldigen Sie. Also, mein lieber Herr Spritzenmeister, in der Kunst gibt es keine Schweinerei, gibt es nichts, was Ihre hochverehrte Frau Gemahlin und Ihr Fräulein Tochter, so keusch sie auch beide sein mögen — und ich setze voraus, daß sie es sind — nicht sehen oder lesen könnten."

„Na, da haben Sie aber 'ne Ahnung von Kunst!" brüllte Leutnant Geschirrhändler Gernscherb. „Kommen Sie mal zu mir; ich habe ein Buch — Herrgott, stehen da Sachen drin, haha! Und Bilder — Bilder!" — Und Rund schnappte förmlich nach Luft vor Entrüstung: „Das muß ich sagen, Herr Professor, keine Schweinereien? Wir sind ja hier unter uns Männern, nicht wahr? — Da kann ich's ja erzählen! Jawohl, von die Schweinereien in der Kunst! Da reden die Leute so viel von die Galerie in der Hauptstadt. ‚Schön,' sag' ich letztes Pfingsten zu meiner Frau und meiner Tochter, ‚fahren wir auch mal hin und gucken sie uns an' — von wegen die Bildung, wissen Sie, weil man sowas gesehen haben muß, hieß es immer. Na, ich danke! Wir kommen hin — und, was meinen Sie — da stehen im Erdgeschoß lauter nackte Männer und Frauen. Pudelnackt, jawohl. Was sagen Sie dazu?"

„Is nich die Möglichkeit! Wo soll das sein?" fragte sehr interessiert Krämer Seeferich.

„In der Galerie! Nicht wahr, da staunen Sie? Diese Sünde, o die Sünde!" Er rang verzweifelt die Hände, als säße er im Beichtstuhle.

„Wirkliche, lebendige Frauensleute? Und nackt?" fragte Seeferich wieder.

„I wo, lebendig doch nicht! Aus Marmor oder Granit oder Gips oder sowas. Aber gerade wie lebendig, das muß ich sagen, genau so, nur noch schöner... das heißt — was ich von nackten Frauensleuten verstehe. Ich bin ja kein Kenner, wissen Sie. — Na, ich kann Ihnen sagen! Ganz rot ist meine Tochter geworden. Und meine Frau hat gescholten, was das Zeug hielt. Geschämt hab' ich mich vor den beiden. Ja, wenn sie nicht dabei gewesen wären; aber so! Die Sünde, o, die Sünde! — ‚Gehen wir eine Treppe höher,' sag' ich, ‚da sind Bilder; hier ist nur Anatomie,' sag' ich. Ich war faktisch ganz verwirrt von die Nackigkeit. Und was meinen Sie! Gleich wie wir oben reinkommen, stehen wir vor einem mächtigen Bild — die halbe Wand nimmt's ein —, und darauf sind gleich drei nackte Weiber

von vorn und von hinten gemalt, die schamlos vor einem nackten Mannskerl stehen; der hält einen Apfel in der Hand und beguckt sie. ‚Pfui,‘ sagt meine Frau, ‚jetzt hab' ich aber genug von die Kunst; das ist ja richtige Verführung. Schau nicht hin, liebes Kind!‘" —

„Was Verführung! Das berühmte Gemälde: der Urteilsspruch des Paris ist es!" erläuterte Wanderer.

„Wird schon stimmen; nach Paris hat's ausgesehen," pflichtete Rund bei. „Aber eine Schweinerei ist es doch. O, die Sünde! Ja, wenn man allein da ist..."

„Das hängt wahrhaftig in der Galerie? Und jeder kann es sich ansehen?" fragte Seeferich. Seine Augen flackerten und traten beinahe aus den Höhlen...

So unterhielten sich die älteren Herren in Zucht und Sitte über hohe Fragen der Kunst, mitten im Ballsaale, der sie vergebens in sein profanes Treiben hineinzulocken suchte. —

Um so eifriger widmeten sich die jüngeren Kräfte der Feuerwehr der Kunst Terpsichores. Wie junge Götter kamen sie den Frauen und Jungfrauen vor, daß deren Herzen noch heißer flammten denn gewöhnlich. Wie hübsch sah aber auch die holde Weiblichkeit aus in ihren weißen Ballkleidern, die meist ausgeschnitten waren, so daß die Blicke der Herrn wie magnetisch angezogen wurden und sich nur losrissen, wenn jemand zu merken schien, wie sie hinstarrten, hinblinzelten, hinschielten. Besonders Betti Fein fiel auf. Sie trug ein Kleid nach allerneuester Mode. Das war so tief ausgeschnitten, daß man den hübschen Busenansatz sah und seine Fortsetzung als klassisch erkennen konnte. So hübsch war das alles, daß die ehrsamen Frauen und Jungfrauen die Nasen rümpften und untereinander von „schamlos" und „unzüchtig" zischelten. Doch ein Jungfräulein nach dem andern verschwand und zerrte und riß in der Einsamkeit eines verschwiegenen Örtchens an ihrem Blüschen, um den Ausschnitt ihres Kleides auch etwas „moderner" zu gestalten. Amanda Tugendmuß, die in ihrer bis zum Halse zugeknöpften Ehrbarkeit am tiefsten gekränkt war, knöpfte kurz

entschlossen die ganze Reihe der oberen Knöpfe auf und improvisierte den tiefsten Ausschnitt, der aber trotzdem nichts sehen ließ, weil — nichts zu sehen war. So behielt trotz aller tugendsamen Entrüstungen und Anstrengungen neidischer Konkurrentinnen Betti den Vorrang. Hurtigs verzehrende Blicke verfolgten sie, wenn sie, aus einem Arm in den andern fliegend, durch den Saal tanzte, und die Eifersucht fraß seine ganze Freude. Erwürgen hätte er sie können, die Schneider und Schuster, die Bäcker und Krämer, die sie an sich drückten und mit den Augen möglichst viel von ihrer unter dem Ausschnitt verborgenen Schönheit zu ergaunern suchten, der Schönheit, die, wie er meinte, ihm allein gehörte, weil er sie sich bereits erobert gehabt hatte. Keine leichte Arbeit war es gewesen; denn sie war Marienkind und trug die Fahne! Nachdem sein Rachedurst durch den Wasserstrahl, der sich am Vormittag über die beiden Ehrenjungfrauen ergossen hatte, gestillt war, fraß ihn brennende Sehnsucht nach dem hübschen Mädchen, und je mehr er sie mit den Blicken verschlang, um so begehrenswerter wurde sie ihm, so daß er schließlich zum Entschlusse kam: ich will sie haben, und wenn ich sie heiraten muß! —

Hochmütig hatte Betti an ihm vorbeigeschaut. Um so mehr bemühte sich Amanda Tugendmuß um den schmucken Trompeter, dem sie längst in heimlicher Liebe zugetan war, ohne den Mut aufzubringen, es ihm deutlich zu zeigen. Bei der Damenwahl aber faßte sie sich ein Herz und forderte ihn zum Tanzen auf. Nur widerwillig folgte der also Beglückte seiner Tänzerin, die ihn mit Artigkeiten überschüttete und in einemzu wie ein übermütiger Backfisch kicherte. Da packte ihn eine Art Galgenhumor. Er wollte der ungetreuen Betti zeigen, daß er sich auch ohne sie vergnügen könne — mit ihrer Feindin sogar! So forderte er seinerseits Amanda zum nächsten Tanz auf. Sie war überglücklich! Beim dritten Tanze sah sie ihm so verliebt in die Augen, daß ihm schwül geworden wäre, wenn sie nicht Amanda gewesen wäre. Beim vierten schmiegte sie sich so innig an ihn an, daß er alle ihre Formen gefühlt hätte,

wenn sie im Besitze solcher gewesen wäre; beim fünften erklärte sie ihm schamhaft, daß jedes Mädchen, dem ein schmucker, tüchtiger Mensch wie er seine Zuneigung schenke, beneidenswert sei, und undankbar, wenn es das nicht anerkenne; beim sechsten vertraute sie ihm an, daß sie eine reiche Tante beerben werde, und daß sie gar nicht ängstlich sei: ihr Haus stände oft ganze Nächte hindurch unverschlossen, obgleich man ungesehen und ungehört zu ihrem Schlafzimmer im ersten Stocke, gleich die erste Türe rechts, gelangen könne; dabei vergesse sie sogar meistens, es abzuriegeln! Hihi... Wenn sie nicht so tugendhaft wäre... hihihihi...

Unterdessen war Betti auf das Paar aufmerksam geworden. Zuerst umspielte ein spöttisches Lächeln ihre Lippen; als sie die verliebten Blicke ihrer Feindin sah, schossen ihre Augen Blitze; als sie Amandas Anschmiegetalent entdeckte, kochte es in ihr; als sie sah, wie die Verhaßte auf Emil einsprach, riß sie sich plötzlich von ihrem Tänzer los, ließ ihn mitten im Saale stehen, schoß wie ein Habicht auf Hurtig los und zischte ihn an: „Hast du gar kein Schamgefühl, du?"

Glücklicherweise hörte in demselben Augenblicke die Musik auf zu spielen. Hurtig führte die vor Zorn halb ohnmächtige Amanda zu ihrem Tisch und wandte sich zu Betti: „Geht dich was an, was ich tu'? Es gibt noch andere Mädchen als du, merk' dir das!"

Die Tränen schossen ihr in die Augen. „Alles hast du von mir gekriegt, und jetzt gehst du zu dieser Schlange! O du... du... du!"

Dieser und jener war auf die beiden aufmerksam geworden. „Komm, setz' dich mal zu mir her," lud Hurtig darum die Aufgeregte ein und führte sie triumphierend an seinen Tisch. „Siehst du, so kommt's," flüsterte er ihr zu, nachdem sie einen langen Zug aus seinem Glase getan, in das ihre Tränen reichlich flossen, „wenn du mich behandelst wie einen Hund, den man aus dem Hause jagt!"

„Du bist schuld an allem — du und die scheinheilige alte

Jungfer da drüben. Geh nur zu ihr, zu diesem Knochengerüst, zu dieser vertrockneten Schlange, hahaha!"

„Warum läßt du mich nicht mehr zu dir 'rein?"

„Kann ich denn? Mein guter Ruf! Und meine Mutter, die aufpaßt. Dabei hab' ich... ich... solche Sehnsucht nach dir..." Sie schluchzte.

„Ich sehne mich... ja... auch nach dir," flüsterte er gerührt und schnupfte in tiefer Rührung mehrmals auf. „Sag', wollen wir heiraten, wie?"

„Ja, wenn du das willst — o, du Lieber... dann... dann... du, morgen nacht, gelt? Aber noch heute machen wir unsere Verlobung bekannt." Ihre Augen leuchteten auf vor Freude, blitzten nach Amanda Haß und Schadenfreude hinüber. „Du, gleich jetzt machen wir sie bekannt, daß sich das freche Frauenzimmer dort ordentlich ärgert, das dich mir wegschnappen will." Sie zog Emil durch den Saal, in dem sich wieder die Paare drehten, indessen Amanda verlassen an ihrem Tische saß und Kaffee und Torte mit dem Mund und Betti und Emil mit den Augen verschlang. Mutter Fein gab frohgerührt ihren Segen, der Vater rief Bravo, die herumsitzenden Verwandten und Bekannten hoben ihre Gläser und stießen mit dem glücklichen Brautpaar an, Brandmeister Ochsberg verkündete laut die Verlobung, ließ Tusch blasen und das Paar hochleben — kurz, es war eine allgemeine Freude.

Nur Amanda Tugendmuß ärgerte sich. Und rief mit kreischender Stimme, so laut, daß es durch den ganzen Saal gellte: „Und er ist doch durch die Luke gekrochen; ich hab' es deutlich gesehen, und mondsüchtig ist er auch nicht!" Alles lachte oder lächelte; aber niemand wollte diesen Ausbruch eifersüchtiger Ohnmacht gehört haben. —

„Wären wir erst einmal so weit," flüsterte Müller seiner Lisbeth zu. Die beiden tanzten ausschließlich miteinander.

„Geduld, das kommt auch!" tröstete sie ihn und warf ihm einen so verliebten Blick zu, daß Wanderer, an dem sie vorbeiwalzten, das Bier in die „unrechte Kehle" schüttete; Ochsberg,

mit dem er zusammensaß, klopfte ihn mit aller Kraft auf den Rücken, als sei er ein Teppich, der gereinigt werden sollte. —

„Du solltest auch mit andern Herren als nur immer mit Ernst Müller tanzen," mahnte Brandes stirnrunzelnd, als sein Töchterchen erhitzt an den Tisch trat, an dem er mit den Spitzen saß.

„Väterchen, daran bist du schuld. Warum verbietest du ihm das Haus? Nun nütze ich die Gelegenheit aus," lachte sie den Vater schelmisch an.

„Du weißt selbst, daß es nicht sein kann," gab dieser ernst zurück.

Sie lachte ihn aus. „Väterchen, das ist nicht wahr; es kann wohl sein! Ich krieg' ihn doch! Einmal wirst du deinen Eigensinn lassen. Bitte, tu's jetzt! Sieh mal, wie schön, wenn auch meine Verlobung jetzt verkündet würde..."

„Allmächtiger," entsetzte sich Brandes, „das wäre freilich der richtige Schlußakt in diesem Theater hier. Ernstlich, Lisbeth, schlage dir den Gedanken aus dem Kopf."

Sie lachte lustig auf. „Glaubst du wirklich, daß ich dir hierin folge? Dazu sitzt Ernst Müller zu tief in meinem Herzen!"

„Damenwahl!" rief der Festordner.

„Du könntest auch einmal mit mir tanzen, Fräulein Tochter," sagte Brandes und stand von seinem Stuhl auf.

„Nein, Väterchen, ich tanze nur mit ihm, mit dir erst wieder bei meiner Verlobung... also wenn du willst..." Da er den Kopf verneinend schüttelte, nickte sie ihm freundlich zu und huschte zu ihrem Liebsten.

„Blitzmädel!" murmelte Brandes, ihr nachblickend, stolz auf das frische, hübsche Kind, das aller Männer bewundernde, aller Frauen neidische Blicke auf sich zog. „Wenn der verfluchte Kerl nicht so ein Windhund wäre mit seiner dämlichen Dichterei!"

„Sehen Sie, da holt sie schon wieder diesen Müller," zischelte Frau Goliath ihren Nachbarinnen, Frau Brinkmann und Auguste Fischbach, zu.

„Es ist doch nicht zu sagen!" ereiferte sich Brinkmann. „Ob denn der Vater gar keine Augen im Kopfe hat?"

„Es wäre gut, wir machten ihn darauf aufmerksam. Als Schuhevokuwiulitaner haben wir die Pflicht, uns gegenseitig beizustehen," meinte Goliath menschenfreundlich.

„Sehen Sie, wie verliebt sie ihn ansieht! Das ist beinahe schamlos!" schalt Auguste. „Das sollte meine Helene wagen!"

Helene walzte gerade mit Dr. Wacklich am Tische vorüber, eng an ihn angeschmiegt — viel, viel zu eng nach der übereinstimmenden Ansicht von Frau Brinkmann und Frau Goliath. Selig blickten die beiden einander in die Augen. „Mich dünkt, Ihre Helene macht es auch nicht anders," erklärte die Rektorsgattin spitz.

„Helene weiß, was sich schickt. Zudem ist sie so sorgfältig erzogen, daß sie gegen alles Unsaubere gefeit ist. Auch wird sie sich demnächst mit Herrn Dr. Wacklich verloben. Als Akademiker weiß er, wie er zu handeln hat." Sie betonte das „Akademiker", so daß Frau Brinkmann sich ärgerte. Die andern schienen es freilich überhört zu haben; denn sie staunten, fragten, wünschten Glück. Plötzlich rief Frau Goliath: „Ich bin entschieden für die Freiheit der Frau, das wissen Sie alle. Aber was zuviel ist, das ist zuviel! Sehen Sie nur, die Kleber tanzt schon wieder mit dem Brandmeister. Und ihr armer Mann sitzt verlassen am Tisch."

„Geh hin, leiste ihm Gesellschaft und tröste ihn," höhnte der Gatte. „Du willst von Freiheit reden, du?" Er saß faul am Tische, die Hände in den Hosentaschen, die Beine weit von sich gestreckt, die Zigarre im Mundwinkel.

Da begann am Tische der Schuhevokuwiulitaner eine angeregte Unterhaltung über die Freiheit und ihre Grenzen im Verkehr der beiden Geschlechter. Die Frauen beriefen sich bei allem Radikalismus taktisch klug auf den Gedankenleib für die Praxis; vernichte doch der Tatenleib gerade in diesen Dingen Glück, Ehe, Sittlichkeit, Tugend und noch vieles andere. Die Männer waren dagegen nicht abgeneigt, dem Tatenleib in

diesem Punkt eine gewisse Berechtigung zuzugestehen. Als Auguste ihren Seelenfreund zu Hilfe rief, erklärte er, mal eben mit Brandes sprechen zu wollen, und drückte sich.

Der Fabrikant sah ihn nicht ungern auf sich zukommen. Er hatte sich vorgenommen, ihn über Müller zu befragen — so ganz zufällig. „Nett von Ihnen, Herr Rektor; setzen Sie sich ein bißchen her. Darf ich Sie zu einem Glase Wein einladen?" — Das war wirklich mehr, als der demütig dienernde Rektor erwartet hatte. Er sonnte sich im Glanze des Fabrikanten und fühlte sich gehoben, in seiner Nähe weilen, mit ihm anstoßen zu dürfen.

„Ihr gnädiges Fräulein Tochter tanzt zu reizend," dienerte er zu Brandes hinüber.

„Das ist wahr; tanzen kann es, das Mädel," bestätigte dieser stolz.

„Herr Müller tanzt ebenfalls gut."

„Stimmt, auch der kann tanzen. Dichten soll er ja auch gut; aber davon versteh' ich zu wenig. Wie macht er sich eigentlich in der Schule?"

Brinkmanns Auge leuchtete auf in heimlichem Triumphe, leuchtete so sehr, daß Brandes stutzig ward. „Hm," machte der Gefragte, den Mund verächtlich verziehend, „über seine Dichterei — gestatten Sie mir dies Wort, Herr Brandes, es soll Ihnen in gewissem Sinne meine Ansicht über sein Dichten ausdrücken, Sie verstehen — will ich mich nicht weiter auslassen; denn ich bin selbst Dichter. Aber... hm. Sie wollen gewiß ein offenes Wort eines ehrlichen Mannes hören, nicht wahr? Ja, wenn er ein ebenso guter Lehrer wie Tänzer wäre — dann könnte man mit ihm zufrieden sein. Aber leider... leider..." Kummerfalten legten sich über sein Gesicht, er verdrehte die Augen und hob die Hände wie ein betender Buddha. Da wußte Brandes mit feinem Instinkt, daß er kein objektives Urteil hören würde. Trotzdem munterte er ihn mit einem langgezogenen: „Nun?" zum Weiterreden auf. Und Johannes Brinkmann redete. Seine lange verhaltene Wut,

seinen ganzen Ärger, seinen tiefen Haß legte er in seine Worte. Er schilderte so schwarz, er bekräftigte seine Worte so oft mit: „Es ist so, wie ich Ihnen sage, Sie können es mir glauben, Herr Brandes," daß dieser innerlich lachte: „Alter Schulfuchs, verstehst das Anschwärzen aus dem Effeff," und je mehr der Rektor über Müller zeterte, um so mehr wachte Brandes' alte Sympathie für den ehemaligen Schützling wieder auf. „Ich hätte wirklich nicht gedacht, daß Ernst Müller eine so minderwertige Kreatur wäre. Zum Wohl, Herr Rektor," sagte der Fabrikant plötzlich, als Brinkmann eine kleine Pause in seiner Rede eintreten ließ.

Nun stutzte dieser. „Ich... ich... ich habe hoffentlich... ich muß Sie bitten, Herr Brandes, den Inhalt dieser Unterhaltung streng vertraulich zu behandeln."

„Das ist selbstverständlich, Herr Rektor; ich werde mich wohl hüten, auch nur ein Wort von dem mir soeben Anvertrauten weiterzuerzählen. Es wäre mir... hm... ich muß es offen gestehen, sehr, sehr unangenehm, wenn Ihr Urteil in weitere Kreise dränge."

„Ich habe eine Dummheit begangen!" jammerte es in Brinkmann. Er wollte etwas sagen, irgend etwas — da kam Lisbeth an. „Es freut mich, Sie kennenzulernen, Herr Rektor," begann sie, nachdem ihr Vater die Bekanntschaft vermittelt hatte. „Ich habe schon viel von Ihnen gehört. Durch Herrn Ernst Müller."

Brinkmann wurde es schwül. „Hoffentlich war es nicht Allzuschlechtes," stotterte er.

„Schlechtes? Wieso? Bei den vielen Freundlichkeiten, die Sie Ernst... Herrn Müller erweisen? Sie glauben gar nicht, wie er Ihre Reformbestrebungen lobt und das große Interesse rühmt, das Sie ihm durch die vielen Klassenrevisionen bezeugen, durch die guten Ratschläge für seine Kunst und vieles andere. Ja, es freut mich wirklich, Sie kennenzulernen." Der Schalk blitzte ihr aus den Augen, die Betonung war so sonderbar, daß der Vater schmunzelte und Brinkmann die Lippen zusammen-

kniff und rot wurde vor Verlegenheit. Er wollte sich verabschieden.

„Ein Glas Wein müssen Sie noch mit uns trinken," hielt Brandes ihn zurück. Die Sache machte ihm Spaß.

„Ja. Und auf das Wohl des Dichters Ernst Müller wollen wir anstoßen," rief Lisbeth blitzenden Auges. Was blieb dem verdutzten Rektor übrig, als dieser Aufforderung zu folgen? Dann stotterte er etwas von Verpflichtungen und empfahl sich schnell mit vielen demütigen Bücklingen.

„Das war eine gerechte Strafe für den Schleicher," frohlockte Lisbeth, ihm schadenfroh nachblickend. „Hast dich doch nicht aufhetzen lassen, Väterchen?"

„Nein. Aber die ganze Angelegenheit macht mir Sorge. Du bist mein einziges Kind. Darum..."

„... willst du mich glücklich sehen; ich weiß es, Vater. Gib deine Einwilligung, dann bin ich's."

„Er muß erst zeigen, daß er etwas leistet."

„Ein Wort, Vater! Er wird es zeigen. Freilich würde es besser und schneller gehen, wenn er sich ganz seiner Dichtkunst widmen könnte. Wäre so was nicht zu machen, Väterchen, wie? Liebes, gutes Väterchen?... Ach, ich bin so froh, daß du dich mit seiner Schriftstellerei ausgesöhnt hast... komm, wir tanzen einen zusammen!" Sie riß ihn mit sich fort.

„Racker, du!" sagte ihr Brandes, als sie sich im Tanze drehten. „Aber eine Bitte mußt du mir erfüllen: du mußt dich besser zusammennehmen; jeder braucht es doch nicht zu wissen."

„Daß ich Ernst Müller liebe? Warum denn nicht?"

„Weil wir nicht wissen, ob etwas daraus wird."

„Ich — ich weiß es gewiß, Vater! Du auch!" —

Indessen schalt Brinkmann an seinem Tisch, übelgelaunt, mit seiner Frau, fand sogar den Mut, mit Goliath, der noch immer, die Hände in den Hosentaschen und die Zigarre im Mundwinkel, dasaß, anzubinden — wenn auch nur andeutungsweise. Als Wanderer, von einer Schar von Damen umflattert,

dazukam, hetzte er ihn, um seiner schlechten Laune vollends Luft zu machen, zu Brandes, indem er ihm ins Ohr flüsterte: „Fräulein Brandes hat mich mehrfach nach Ihnen gefragt, und es sei gar nicht nett von Ihnen, daß Sie sich nicht um sie kümmerten. — Aber verraten Sie ja nicht, daß ich Ihnen etwas gesagt habe!" — Er meckerte boshaft, als Dr. Wanderer daraufhin die schwärmenden Damen sofort abschüttelte, derb und plump, geradeswegs auf den Brandestisch losschoß und sich neben den Vater setzte, da die Tochter wieder am Arme Ernst Müllers durch den Saal flog.

21. Feurio!

Kurz vor Mitternacht hatte Turmwächter Schläfrig auf Drängen seiner besorgten Gattin schweren Herzens und noch schwereren Kopfes den Rathaussaal verlassen und war mit einem nicht gerade zwerghaften Schwipps unter vielem Ächzen und Schelten über sein armseliges, mühevolles Hundeleben die steilen Turmtreppen hinaufgeturnt, um die Nachtwache zu übernehmen. Da er länger als eine halbe Stunde dazu brauchte, machte sein Vertreter nicht geringen Krach; denn er wollte sich auch noch seinen Anteil an Bier und Würstchen holen. Schläfrig brummte Unverständliches als Antwort. Als er auf dem Stuhle saß, kam es ihm vor, als müßte er über etwas nachdenken. Ha — nun hatte er's. Aber im nächsten Augenblick schon war ihm der Gedanke, den er denken wollte, entglitten, und nun strengte er sich an, nachzudenken, worüber er soeben hatte nachdenken wollen. Vergebens! Da fiel ihm ein, daß er der Turmwächter sei und über die Stadt zu wachen habe. „Die Pflicht über alles!" rief er aus und streckte den Kopf zum Turmfenster hinaus. Lange Zeit; denn er vergaß ihn wieder hereinzuziehen. Die kalte Nachtluft umfloß kühlend seinen Kopf. Und mit einem Male fing alles an, sich um ihn herum zu drehen, immer schneller, immer schneller...

„Ich... ich bin krank," dachte er voller Sorge. „Das kommt vom angestrengten Nachdenken... O, wie ist mir

übel!" Er schlug das Fensterchen zu, zog sich aus und legte sich zähneklappernd zu Bett. Sein Pflichtgefühl war aber so groß, daß er trotz allem das Seil der Turmglocke am Bettpfosten befestigte, damit er sogleich Sturm läuten könnte, wenn Feuer ausbräche. Und bald schlief er den tiefsten Schlaf des Kleinwinkelsheimer pflichteifrigen Turmwächters.

Im Rathaussaal aber wurde weiter gefeiert mit Biertrinken, Würstchenessen und Tanzen. „Warum tanzen Sie denn nicht, Herr Doktor?" fragte Lisbeth ihren Anbeter, seine wehmütig gekrümmten Beine musternd.

Er war ungemein freudig überrascht. Lisbeth, die so spröde zu ihm tat — sie hätte also gern mit ihm getanzt! „Leider kann ich nicht tanzen!" stotterte er selig und unglücklich zugleich. „Sehen Sie, die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, für deren Hebung und Schutz ich schon in jungen, ja, in sehr jungen Jahren, eingetreten bin..."

„Schon als Kind wohl?" fragte Lisbeth mit unschuldiger Miene.

„Hm... ja... ich könnte fast sagen: schon als Kind... als älteres Kind," bestätigte er glückstrahlend über so viel Verständnis. „Sehen Sie, da hatte ich keine Zeit übrig für profane Künste."

„Warum lernen Sie's nicht jetzt noch?"

„O, liebes, gnädiges Fräulein, das ist ja ein ganz vorzüglicher Gedanke! Ja, ich will tanzen lernen, falls ich Ihnen damit eine Freude bereiten kann."

„Ach nein!" wehrte das junge Mädchen lächelnd ab. Aber sofort fügte es hinzu: „Oder ja... ich glaube... es würde mir tatsächlich großen Spaß bereiten, Sie tanzen zu sehen, Herr Studienrat!" Sie genoß im Geiste bereits den mit seinen Romanbeinen herumhopsenden Oberlehrer. Und wieder flog sie mit Müller durch den Ballsaal. —

Spritzenmeister Rund stand nun seit Stunden am Büfett. Seit der Beendigung des Essens hatte er, wie er versicherte, „zw... zwwweiundzwanzig Halbe... wenn nicht mmmmehr

Halbe — und zweiundeinhalb Dutzend Würstchen genossen". „Das lange Stehen macht müde," erklärte er plötzlich und setzte sich zu einigen Kameraden an den Tisch. Sie hatten den ganzen Nachmittag hindurch sämtliche Fragen der Kleinwinkelsheimer Lokalpolitik besprochen und unter Schimpfen auf den beschränkten Stadtrat restlos und glänzend gelöst und sprachen jetzt mit sonderbar glasigen Augen über das Leben nach dem Tode. Rund hörte eine Weile zu. Doch sein Geist ging weiter. Der Schnitt im Schlauch beschäftigte seine Phantasie. Wer hatte den Schnitt in den Schlauch gemacht?

„Hast du in den Schschschlauch geschnitten?" fragte er jeden Feuerwehrmann, der in seine Nähe kam. Nur Hurtig nicht, der selig neben seiner Braut saß.

Alles lachte. Da wurde der Spritzenmeister zornig. Schlug mit geballter Faust auf den Tisch und schrie, er werde es herauskriegen; er habe auch die Entdeckung gemacht, jawohl, er, er selbst! Jawoll, keiner von den andern, und wenn sie auch alle lachten... und Ochsberg, der habe auch gelacht... Plötzlich war er aus dem Saale verschwunden. Er stolperte, laut mit sich selber redend, den unbekannten Übeltäter bedrohend, durch die Gassen, das Rathaus suchend, das er soeben verlassen hatte. Auf einmal stand er vor seinem eigenen Hause. Sonderbar! Wie war er hierhergekommen? Er wollte doch zur Spritze. Er stand mindestens eine Viertelstunde in tiefes Sinnen vertieft, grübelnd, wie er hierhergekommen sei, bis ein junger Mann des Weges kam, den er fragte: „Wi... wissen Sie nicht, wie ich hierherko... komme?"

Der Gefragte lachte lustig auf. Und rief: „Aber, Papa Rund — Sie sind doch nach Hause gegangen, nachdem Sie im Rathause Bier getrunken hatten. Gehen Sie nun schön zu Bett." Er wollte ihn zur Haustür geleiten, kam aber damit böse an. „Schafskopp, dummer, ich will ja zum Rathaus! Du wwwwillst doch nicht... sagen, daß ich... ich... be... betrunken bin, wie?"

Der junge Mann zog lachend weiter. Rund aber dämmerte

es plötzlich, daß er den „Schlauchlochschneider" entdecken wollte, schwenkte um und stand nach einer Weile wieder vor der Treppe, die zum Ballsaal hinaufführte. Teufel, dahin wollte er doch nicht! Zur Spritze wollte er, den Täter fangen, den vermaledeiten Schlauchlauch... Schlochloch... lochschneider. Er machte wiederum kehrt und kam schließlich zur Eichentür, hinter welcher die Brandesspritze großen Taten entgegenträumte. Natürlich war abgeschlossen. Da fiel ihm ein, daß die Tür für den Bösewicht doch auch verschlossen gewesen war. „Ich... ich bin also nicht betrunken, sonst... hätt' ich das nnnich 'rausgekriegt," triumphierte er; „ich... ich werde noch mehr 'rauskriegen, ich."

Wer hatte den Schlüssel? — Der Turmwächter! „Also — frrragen wir den Schläfrig, wwwwer den Schlüssel geholt hat! Hihi, ich bbbin gar nich beschwippst, nee, nur das Be... be... bier, ja, das macht, daß es vor meinen Augen tanzt!" Er riß mit aller Kraft an dem eisernen Klingelzuge, der zur Turmwächterstube hinaufführte und zur Alarmierung Schläfrigs bestimmt war, wenn jemand einen Brand entdeckt hatte.

Doch der Turmwächter schlief den Schlaf des Gerechten und hörte nichts.

Unten zerrte Rund weiter am Klingelzuge. Ganz taktmäßig, als ob er an der Pumpe stünde, auf und ab, auf und ab, und die Klingel bellte im Turmstübchen wie ein bissiger Hund, daß man es bis unten hörte. Aber Schläfrig merkte nichts.

Da setzte sich Rund verzweifelt auf den Saumstein und weinte bitterlich über die Pflichtvergessenheit des Turmwächters und seinen eigenen brennenden Pflichteifer, den er nun nicht betätigen konnte, obwohl er Bier und Würstchen opferfreudig im Stich gelassen. Weinte lange Zeit. Weinte sich in Wut hinein. Bis er aufsprang und mit solcher Gewalt am Klingelzuge zerrte, daß dieser zerriß. Doch siehe, sein Bemühen war nicht umsonst gewesen. Das fürchterliche Gellen der über solche Behandlung empörten Klingel hatte Schläfrig endlich aus dem Schlafe gerissen und in einen Dämmerzustand des Halbwach-

seins gezerrt. Ha, klingelte es nicht? Natürlich, es ... klingelte ... jawoll, es ... es klingelte ... Also be ... brannte es ... jawoll, es brannte irgendwo ... also aus dem Bett ... läuten!

Er sprang heraus. Dabei trat er auf das an den Bettpfosten festgebundene Glockenseil und fiel in die Stube. Und die Glocke begann zu schwingen ... und schlug einen — — zwei — — drei Schläge ... „Es brennt!" schoß es Schläfrig durch den Kopf; „denn es läutet ... Du mußt lllläuten, du bist ja der Turmwächter!" Er machte verzweifelte Versuche, sich aufzurichten. Vergebens, es gelang nicht. Hatte er doch, einen Halt suchend, das Glockenseil ergriffen, das er niederzog, wenn er sich, an ihm sich haltend, erheben wollte, das ihn aber durch das Gewicht der pendelnden Glocke immer wieder emporhob, so daß er wie Rheinkönigstöchter in „Rheingold" auf und nieder schwebte, während die Glocke Sturm läutete. Dabei ging ihm dauernd durch den Kopf: „Ich ... ich muß läuten; denn es brennt, ich höre ja die Sturmglocke deutlich! Ach Gott, wie bin ich krank! Vorhin drehte sich alles um mich herum, und jetzt fliege ich auf und nieder und komme nicht zum Läuten ..."

„Feurio!" brüllte unten auf der Straße Spritzenmeister Rund und hämmerte mit den Fäusten an die verschlossene Eichentür. „Feurio!" schrie auch Emil Hurtig, der den Ballsaal einen Augenblick mit Betti verlassen hatte, um seiner brennenden Liebesglut in einer finsteren Ecke durch Küssen und Drücken Kühlung zu verschaffen. Rücksichtslos ließ er Betti stehen, stürmte die Rathaustreppe hinauf, in die Kleiderablage hinein, riß seine dort verwahrte Trompete an sich und blies sein Signal in rasendem Eifer in den Ballsaal hinein — mitten in die Musik, worauf er wieder davonstürzte. Man lachte, man war empört, man schalt — doch nur wenige Augenblicke. Denn „Feurio!" rief ein Feuerwehrmann und riß das Fenster auf, daß das aufpeitschende Stürmen der Brandglocke, in das sich Hurtigs Trompetensignale schon auf der Straße mischten, deutlich gehört wurde.

Ein wildes Durcheinander entstand. Die Feuerwehrmänner

rannten wie besessen davon; Frauen und Mädchen standen schreckensbleich an den Fenstern und lauschten bang dem unheimlichen Glockendröhnen und fragten einander: „Wo mag's wohl sein?" Nur Goliath blieb ruhig bei seinem Bier sitzen und rief Brinkmann zu: „Laufen Sie schnell hin und bringen Sie einen Bericht. Recht lang! Fünf Pfennig die Zeile." —

„Mein Gott, Paulchen wird doch nicht mit Streichhölzern gespielt haben?" wimmerte Frau Brinkmann indessen voll Angst. — Frau Seeferich stammelte: „Wenn unser Mädchen nicht am Ende Dummheiten gemacht hat! Das Frauenzimmer geht so leichtfertig mit dem Petroleum um. ‚Anna,' hab' ich ihr gestern noch gesagt, ‚wenn Sie nicht besser achtgeben, dann passiert noch mal ein Unglück!' hab' ich gesagt. Man hat ja manchmal solche Ahnungen: nun ist das Unglück schon da!"

„Heilige Mutter Gottes, wenn nur meinen Kindern nichts geschehen ist. Sie sind zwar gut erzogen, sehr gut, kann ich wohl sagen... aber man kann nie wissen, gerade wenn man am wenigsten an Böses denkt, kann es kommen!" schrie Frau Kleber. In furchtbarer Ungewißheit starrten sich die Damen schweigend an, bis Frau Klappe aufschrie: „Ich halt' es nicht mehr aus, ich muß wissen, wo es ist. Hoffentlich nicht bei uns." Und —: „Hoffentlich auch nicht bei uns!" rief das Echo aus der anderen Mund zurück. Aber Frau Seeferich stellte fest: „Irgendwo muß es aber doch sein! Sehen Sie, das ist es, was mich so ängstlich macht! Wenn man wüßte, daß es nicht bei einem oder in der Nähe von einem ist, dann wäre man ja beruhigt." Worauf alle in die Garderobe schossen, ihre Mäntel an sich rissen und auf den Marktplatz stürzten.

Da standen die Feuerwehrleute zu großen Taten bereit. Die neueingeweihte Brandesspritze hatten sie, da Ochsberg einen Schlüssel bei sich gehabt, bereits herausgezogen. Die brennenden, qualmenden Fackeln verbreiteten ein unheimliches, rötliches Flackerlicht, das sich in den blanken Helmen widerspiegelte. „Geht's denn in den Galauniformen?" fragte ein Löschmann

besorgt den Spritzenmeister Rund, der wie durch ein Wunder fast nüchtern geworden war.

„Wwwwenn so ein großer Brand ist wie der hier, dann kannst du nicht erst noch lange nach Hause laufen, dich umzuziehen," war der Bescheid.

Ja — aber wo brannte es eigentlich? Wo?

Ein ganz furchtbarer Brand mußte es sein. Denn noch immer dröhnte die Sturmglocke, ebenso wie Hurtigs Trompetensignale, die er pflichteifrig im Laufschritt durch alle Gassen trug, so daß sich diese mit aufgeregten Menschen in den wundersamsten Anzügen füllten, und alle rannten zum Rathaus, um zu erfahren, wo es brannte. Die Feuerwehrmänner wurden von Ungeduld bald gefressen. Daß dieser Schläfrig aber auch gar nicht durch das Sprachrohr herunterrief, wo das Feuer war; er läutete nur immerzu... o Gott, was für ein Feuer mußte das sein! Unerträglicher wurde es den Harrenden von Augenblick zu Augenblick. „Gehen Sie schnell hinauf, Spritzenmeister Rund," befahl Ochsberg.

„Zzzzu Bebefehl!" rief dieser und schwankte davon. Aber schon war ein junger Feuerwehrmann die Treppe hinaufgerannt. Immerzu läutete die Sturmglocke. Mit einem Ruck hörte sie auf, um noch wie höhnend zwei, drei dumpfe Töne von sich zu geben, die im Dunkel leise verhallten. Am Turmfenster erschien der junge Löschmann und rief durch das Sprachrohr herunter: „Es brennt überhaupt nicht! Schläfrig ist nur aus dem Bett gefallen!"

Eben kam Hurtig keuchend auf dem Marktplatz an und blies auch hier noch, unter Aufbietung seiner letzten Kraft, das Alarmsignal. „Halten Sie's Maul, Sie Esel!" schnaubte ihn Ochsberg an, und voll Zorn fiel alles über den armen Trompeter her, als ob er den blinden Alarm verschuldet hätte. Denn alle fühlten sich genarrt, verdummt; die Damen waren verärgert, daß sie um ihre Ballfreuden betrogen waren, die biederen Bürger, daß sie in ihrer Nachtruhe gestört und aus den molligen Federn gehetzt worden waren — kurz, man war sehr

darüber empört, daß es nicht brannte. Nur Müller, der Lisbeth am Arm, abseits stand, war bester Laune und sagte zu ihr: „Eine prächtige Szene für mein Lustspiel, dies!" Weil aber alles schalt und unzufrieden war, rief er mit lauter Stimme ins Menschengewühl: „Freut euch doch, daß es nicht brennt!"

„Das ist bei Gott wahr," schallte es zurück, und man ging befriedigt nach Hause. Rund jedoch machte Krach. So! Darüber sollte man sich auch noch frrrreu—en! Und die fünf Mark, die es bei einem Brrande gab, wie? Er heulte beinahe vor Enttäuschung, als er die Brandesspritze wieder in ihr Verließ schieben half. Bis ihm der zerschnittene Schlauch wieder einfiel. Und er sagte zufrieden: „Es ist doch besser, daß es nicht gebrannt hat, trotz der fünf Mark, die wir nicht kriegen. Der Schlauch ist ja kaput. Ha—hast du ihn zerschnitten, wie? Ich... krieg's doch noch 'raus!"

So endete das Spritzentauffest zu Kleinwinkelsheim.

22. Emil Hurtigs Glück und Leid.

An einem der nächsten Tage verkündete der „Anzeiger" aller Welt die Verlobung von Betti Fein mit „Herrn Emil Hurtig, Dachdeckermeister und Trompeter der Freiwilligen Feuerwehr". Jedesmal, wenn Klüger im Konkurrenzblatt eine solche Anzeige entdeckte, die er nicht hatte, bekam er Wutanfälle. War sein Blatt nicht zehnmal besser als der „Anzeiger" des Idioten Goliath? Trotzdem brachten die Menschen, diese dummen Esel, ihre Inserate dorthin, galt das Schmierblatt für vornehmer. Vornehmer! Zum Lachen, zum Auswachsen!

Geschäft ist Geschäft. Darum schluckte er seinen Ärger hinab, stülpte den Hut über die Ohren und ging zu Fräulein Fein. Mit allersüßestem Lächeln lud er sie freundlich ein, ihre Verlobungsanzeige doch auch im „Tagblatt" erscheinen zu lassen. Er fand wenig Gegenliebe.

„Ochnö," erklärte Betti offen, „das Tagblatt liest ja doch niemand!"

Links und rechts um die Ohren geschlagen hätte Klüger am

liebsten diese dumme Gans, diese einfältige, die es wagte... aber nein, das Geschäft! „Sagen Sie das nicht, gnädiges Fräulein," entgegnete er, einen freundlich-väterlichen Tadel in seine Stimme legend. „Wir haben ebenso viele Abnehmer wie der ‚Anzeiger'. Dabei sitzen sie im Kreise der besseren Intelligenz und in der reicheren Landbevölkerung unserer Nachbarorte. Muß nicht gerade letztere wissen, daß der nicht nur in weitesten Kreisen unserer Stadt, sondern auch in den Dörfern ringsum so bekannte, beliebte und hochgeschätzte Herr Trompeter Hurtig sich verlobt hat? Und mit wem, mit welchem Engel an Grazie? Alles ist doch neugierig auf Hurtigs Braut! Ihren Namen muß die Mitwelt wenigstens wissen!"

Bettis Gesicht hellte sich auf. „Meinen Sie wirklich?" fragte sie schon halb gewonnen.

„Ganz gewiß! Wie oft und wie lieb wird von Ihrem geradezu berühmten Bräutigam gesprochen. Wer kännte Emil Hurtig nicht!" Er lobte ihn weiter und brachte es fertig, daß Betti schließlich versprach: „Ich werde mit meinem Herrn Bräutigam sprechen, Herr Klüger; denn er bezahlt alles, wissen Sie. Das muß er doch auch als glücklicher Bräutigam, nicht? Aber er wird Ihnen die Bestellung sicher geben, verlassen Sie sich auf mich; ich kriege manches bei ihm fertig, wissen Sie. Aber Sie müssen uns was vom Preise nachlassen, ja, das müssen Sie, Herr Klüger!" —

Betti hatte jedoch nicht das erhoffte leichte Spiel bei ihrem Emil. Sparen müsse man, wenn man heiraten wolle, feste sparen. Trotzdem kriegte sie ihn herum. Süße Versprechungen auf die jungfräuliche Kammer bewirkten Wunder bei Hurtig.

„Du hast mir noch nicht in mein Pösiealbum geschrieben," maulte sie, indem sie ihm das abgegriffene Album vorlegte. „Immer hast du es mir schon versprochen. Das sag' ich dir: du kommst heute nicht fort, wenn nicht ein Spruch von dir drin steht!"

Er schnitt eine Fratze. E! Album! Und schreiben! Auf den Dächern konnte er herumklettern wie ein Kater, aber schrei-

ben... nein! „Ach, Betti, laß mich doch damit in Ruhe!" bat er.

„Nein, du kommst anders nicht fort!"

Er lachte fröhlich auf. „Herrlich, dann bleib' ich die Nacht hier!"

„Erst recht nicht! Nie, wenn du mir den Spruch nicht 'reinschreibst!"

Er kratzte sich hinter dem Ohr. Hm, da mußte er sich seiner Betti halt fügen. Na, wenn es sein mußte — so dumm war er auch nicht, daß er es nicht fertig kriegte. Er kannte ja manchen schönen Spruch. Zum Beispiel diesen: „Rosenrot, rosenrot, drei an einem Stengel, das ist schön, das ist fein, Betti, du mein Engel." Er setzte sich umständlich hin, prüfte die Feder, indem er sie auf den Daumennagel drückte, und wollte den Spruch ins Album schreiben. Aber — er stand bereits drin! „So 'ne Gemeinheit," schalt er, „schau', hier steht, was ich dir 'reinschreiben wollte!" Er blätterte gedankenvoll im Büchlein. Nein, zu schöne Sprüche standen da. Wie romantisch dieser: „Ich lag im Garten und schlief, da kam ein Engel und rief: ‚Anna, du mußt aufstehen und zu deiner lieben guten Freundin Betti hingehen!'" Wie tief empfunden war das Wort: „Es blicken die Sterne am nächtlichen Himmel, die Nachtigall schluchzet im grünenden Busch. Dieses wünscht dich von Herzen Deine Tante Mili." Tränen der Rührung aber füllten Emils Augen, als er folgendes las, was auch Betti für „das Schönste im ganzen Pösiealbum" erklärte: „Du warst so jung, du starbst so früh, wer dich gekannt, vergißt dich nie. Vergiß auch du nie deine dich ewig fest liebende Freundin Gretchen." Ach, diese schönen Sprüche! Wenn er doch auch nur einen recht schönen hätte.

„So schreib' doch endlich!" schmollte Betti. Er kaute am Federhalter. Ha, da hatte er einen! Ja, in dieser höchsten Not fiel ihm etwas wieder ein, das er vor einigen Tagen zufällig an einem stillen Örtchen in einer abgerissenen Zeitung gefunden und, weil es ihm so gut gefallen, auch behalten hatte. Wenig-

stens teilweise; wie hieß es doch gleich...? Ja, so! Den Anfang, den hatte er. Aber der Schluß! Doch Betti drängte. Da schrieb er den Anfang hin. Den Rest konnte man sich schließlich denken; kein Mensch kannte ja den Spruch. Und er kritzelte in ungelenken Buchstaben auf das Blatt:

„Ni kampfloß wird Dir Gans
Im leben das schöne Geklückt sein
Selbst Diamanten Glanz
Wil seiner hüle entrügt sein."

Stolz legte er die Feder hin. „Du Guter, du!" lobte sie ihn, und er bekam Küsse die Fülle. „Aber erst lesen, wenn ich nicht mehr da bin," verlangte er; „der schöne Spruch soll 'ne Überraschung für dich sein!" Sie war's zufrieden. Der Spruch des Geliebten sollte sie in Schlaf und Traum wonnig hineingeleiten. Behaglich streckte sie sich am Abend in die Kissen aus, schlug die Blätter auf und las —

... las mit Zorn, Wut und Empörung nichts als die beiden Worte: „Dir Gans", die ihr sofort wie wilde Katzen ins Gesicht gesprungen waren, die sich in ihr Herz einbohrten wie Trichinen in Schweineschinken! O, o, o! Dieser gemeine Kerl, der! Sie so zu beleidigen, nachdem sie ihm alles geschenkt, alles, und sich mit ihm verlobt hatte. Sie weinte lange bitterlich; denn sie fühlte sich verraten. Dann stand sie auf, streifte zornig den Verlobungsring vom Finger, legte ihn in einen Briefumschlag und schrieb dazu: „Mein Herr! Niemals will dir Lump die Betti fürs Leben geschenkt sein! — Komme mir nie wieder unter die Augen, du Erzbösewicht! O, warum hast du mich das angetan, du gewesener lieber Emil? Deine tieftraurig gemachte gewesene treue Betti."

Dann weinte sie die ganze Nacht über Hurtigs bodenlose Gemeinheit. Nie hätte sie ihm sowas zugetraut. Diese Roheit!

Als Hurtig am nächsten Abend müde von der Arbeit zurückkam, fand er Bettis Abschiedsbrief. Was — was war das! Und „Lump" nannte sie ihn und „Erzbösewicht". Er war

geknickt, er zerbrach sich den Kopf, was er ihr wohl angetan haben möchte. Vergebens! Da trat ihm plötzlich das Bild der mit Wasser übergossenen Ehrenjungfrau am Spritzenfest vor Augen. Sollte sie erfahren haben...? O Gottegott, dann ging's ihm schlecht! Das böse Gewissen schlug ihm, daß er laut aufstöhnte... So überhörte er das mehrfache Klopfen an seiner Kammertür. „Guten Abend!" schreckte ihn plötzlich eine rauhe Männerstimme aus seinem Grübeln auf. Und Spritzenmeister Rund trat ein. Er trat ein? Nein, er stürzte herein, stürzte sich auf den Überraschten und fuhr ihn an: „Du hast den Schlauch zerschnitten, gesteh es ein. Kein andrer als du hat den Schlüssel von Schläfrig gekriegt."

Hurtig erblaßte. Krampfhaft hielt er die Stuhllehne gepackt. Also doch! Es war, wie er gefürchtet hatte. O, sein unseliger Rachedurst! Er wagte nicht zu leugnen. Mit niedergeschlagenen Augen bekannte er: „Ja, ich bin's gewesen."

„Aha, ich hab's herausgekriegt," schrie Rund triumphierend. Er weidete sich förmlich am Zusammenbruche seines Opfers.

„Woher... weiß es denn meine Braut?" fragte dieser tonlos.

Da war die Reihe des Staunens an Rund. „Was? Die... weiß es auch? Ja, dann ist dir nicht mehr zu helfen. Wir hatten ausgemacht, es sollte unter uns bleiben. Von wegen des guten Rufes unseres Korps, und der Übeltäter solle nur den Schlauch bezahlen. Aber wenn's andere auch schon wissen... Vierzehn Tage sind dir sicher."

In der Tat war Ochsberg unerbittlich, als Rund ihm mit dem Geständnis des Sünders die Kunde brachte, daß es Familie Fein auch schon wüßte. Wußte es dann nicht auch die ganze Stadt? Tatsächlich war es so. In allen Kaffeekränzchen, an allen Stammtischen sprach man davon — aber schon ehe Hurtig sein Geständnis abgelegt hatte! Nur hatte Rund vergessen zu erzählen, daß es seine bessere Hälfte gewesen war, die geplaudert hatte. Trotz des strengen Schweigeverbotes, da ja des Trompeters Täterschaft gar nicht festgestanden hatte! Eine

Reihe unglückseliger Zufälligkeiten also, die den armen Hurtig ins Unglück rissen!

Am übernächsten Tage stand im „Anzeiger" zu lesen, daß Fräulein Betti Fein ihre Verlobung mit dem „Dachdeckergesellen" Emil Hurtig aufgehoben habe. Auch im „Tageblatt" stand die Kunde; Klüger hatte sich nicht einmal um die Anzeige zu bemühen brauchen und auch keinen Rabatt gewährt. Betti kam es auf „die paar Groschens" nicht an, da es galt, ihren brennenden Rachedurst zu stillen. Der arme Hurtig konnte Bettis sittliche Entrüstung gar nicht begreifen. An die „Gans" im Album dachte er nicht; denn der Orthographie gegenüber befand er sich im Zustande kindlicher Unschuld, jenseits von Gut und Böse. —

Als er im Gefängnis saß und die ihm zudiktierten acht Tage abbrummte, schmuggelte ihm Fräulein Amanda Tugendmuß, die eine Verwandte des Gefängnisaufsehers war, tagtäglich allerhand Leckerbissen mit einigen tröstenden und aufmunternden Worten zu. Zwar war auch sie ein Opfer seines „Attentats" gewesen, und jetzt noch klapperte sie mit den Zähnen, wenn sie an den kühlenden Wasserstrahl dachte, der sich über sie ergossen hatte; aber sie hatte um so lieber Verzeihung gewährt, als sie erfahren, daß der Guß nicht ihr, sondern der verhaßten Nebenbuhlerin gegolten hatte. — Hurtig aß die Leckerbissen, schalt auf die alte „Schachtel", aber schüttelte wehmütig den Kopf über die ungetreue Betti. Nein, er konnte das alles nicht verstehen...

23. Mißglückte Verlobungsversuche.

Auguste wußte, was sie mit ihrer Freiheit anfangen sollte. O, sie war sich ihrer Verantwortung voll bewußt! Waren es aber auch die andern Menschen? Zum Beispiel die Dienstmädchen? Mit nichten, wie die Erfahrung lehrte. Darum hielt sie ihnen im „Christlichen Verein der Hausbeamtinnen" — einen andern gab es, „Gottseidank!" sagte man, in der Stadt nicht — einen Vortrag. Der ganze Vorstand: Frau Professor Stengel,

Frau Pastor Stich und die langjährige Köchin Adelgunde des Bürgermeisters, war anwesend. Beginnend bei Adam und Eva, die noch keine „Hausbeamtin" gehabt hätten, legte Auguste den aufmerksam Lauschenden Pflichten und Rechte als Dienende und als freie Persönlichkeiten dar. Sie hatte großen Erfolg. Erfaßten doch ihre Zuhörerinnen genau ihre Rechte. Ihre Pflichten — ach, die kannten sie auch ohne Vorträge, und wenn nicht: die „Gnädigen" machten sie ihnen schon klar... Aber ach, daß Undank der Welt Lohn sei, mußte auch Auguste wieder erfahren! Sie mußte hören, daß in verschiedenen Kaffeekränzchen, und gerade in den vornehmsten, lebhafte Klagen über ihre menschenfreundliche Tätigkeit geführt wurden; ja, einige Hausfrauen drohten, sie würden ihre „unverdorbenen Mädchen" nicht mehr in den „Christlichen Verein" gehen lassen, wenn sie da weiterhin „so frech" gemacht würden.

Johann Brinkmann, der alles wußte, was in der Stadt gesprochen wurde, warnte sie. „Die Vornehmsten sind es, die Klagen führen, lassen Sie darum nach." Bei dem Wort: „die Vornehmsten" machte er unwillkürlich tiefe Bücklinge.

„Hab' ich dir nicht dasselbe gesagt?" wagte der Mutterschutzmann hinter seiner Zeitung hervor sich einzumischen. Aber ein vernichtender Blick aus ihren Augen ließ ihn verstummen. Dann wandte sie sich holdlächelnd an Brinkmann und fragte süß: „Aber unsere Reformen, liebster Freund! Müssen wir uns nicht dem Höchsten opfern?"

„Sie haben recht! Ja, unsere Reformen! Wir dürfen sie eigentlich nicht der Verständnislosigkeit kleinlicher Philisterfrauen preisgeben... Aber..."

„Wenn die Dienstboten bocken und sich auf Auguste berufen, wird jede Hausfrau Philisterfrau," wagte Frau Brinkmann einzuwerfen.

„Was verstehst du davon?" hauchte sie Brinkmann an, und Auguste meinte spitz: „Ich habe auch Dienstmädchen, meine Liebe. Es kommt darauf an, wie man mit seinem Per-

sonal umgeht! Die eine ist darin Künstlerin, die andere Pfuscherin, meine Liebe."

„Trotzdem halte ich es für meine Pflicht, Sie, liebste Freundin, an unsern bewährten Reformergrundsatz zu erinnern: Gedankenleiber bauen, nicht Tatenleiber, die in ihrer grobstofflichen Art die ersteren zerstören." So Brinkmann.

„Ganz richtig, liebster Freund; nach diesem Grundsatze handle ich gerade!" Sie gab sich sehr überlegen; wußte sie doch, daß sie damit stets Eindruck auf den Rektor machte. In Wahrheit machte sie sich Sorgen. Wohl waren diese Kleinwinkelsheimer Hausfrauen alle dumme Puten, die hohe Gedankenflüge nimmer begriffen, aber — sie mußte nun einmal mit ihnen leben! War das Leben etwas anderes als ein einziger großer Kompromiß mit der Dummheit und Beschränktheit der Nebenmenschen?

Es war dies nicht ihre einzige Sorge! Sah es nicht beinahe aus, als ob Helene, ihre so sorgfältig erzogene Tochter, die gegen jeden Schmutz gefeit war und nicht einmal wußte, daß es „zweierlei Menschen" auf der Welt gab — sah es nicht aus, als ob diese Helene reichlich verliebt wäre? Dieser Dr. Wacklich war schuld daran! Ohne sich um feinere oder deutlichere Andeutungen zu kümmern, kam er immer wieder ins Haus! Nahm sie da nicht Verdächtiges wahr? Wenn sie ins Zimmer trat, darin die jungen Leute sich befanden, saß Helene so merkwürdig steif da, ihre Haare in Unordnung, während Wacklich sich in ihrer allernächsten Nähe in größter Verlegenheit irgend etwas zu schaffen machte. Und beider Gesichter flammend rot! Wenn... wenn... Aber nein, dieser Wacklich war ein Dummkopf, und ihre Helene, nein... wenn ein Mädchen so unschuldig ist...

Es pochte schüchtern an ihr Arbeitszimmer. Wacklich stand in seiner ganzen wegen seines Daseins um Entschuldigung bittenden Größe wie ein Häuflein Elend vor ihr und fragte, ob er sie störe.

„Sie sind nun einmal da! Was wünschen Sie?"

Der Ton ihrer Frage ließ ihn noch mehr zusammenknicken. Was... was er wünschte? Er eigentlich nichts. Oder doch. Jawohl, er und Helene...

„Verzeihen Sie, Fräulein Helene und Sie doch wohl?" ward er von Auguste unterbrochen.

Ja, jawohl, natürlich. Fräulein Helene und er... sie seien ja längst miteinander einig und... und... Herr und Frau Fischbach... „Bitte sehr — ich und mein Mann, meinen Sie wohl. Nun?" — Entschuldigung, natürlich, Frau Fischbach und ihr... und der Herr Gemahl... sie seien ja auch damit einverstanden. Und nun wollten sie sich öffentlich verloben, ja.

Helene tauchte hinter dem verstörten Liebsten auf, den sich sichtlich sträubenden Vater mit sich ziehend. Alle drei vereinigten ihre Bitten; vergebens, Auguste blieb kalt, ungerührt, wie „die Marmorstatue der Venus von Milo", erzählte sie später ihrem Seelenfreunde. „Nein, es darf nicht sein. Erst wenn ihr in absehbarer Zeit heiraten könnt."

„Das ist ja der Fall!" nahm Helene für die beiden Männer das Wort. „Seine alte Erbtante liegt im Sterben."

„Hm... liebste Gustel, daraufhin... hm... meine ich... könnte man's wagen. Bitte, liebste Gustel, sei nicht böse, ich meine ja nur so," wagte der Mutterschutzmann zu sagen.

Sie würdigte ihn keines Blickes, so daß auch er in sich zusammensank. Und verkündete: „So warten wir: erstens, daß die Tante stirbt, zweitens, daß Wacklich erbt. Dann reden wir weiter. Guten Morgen."

Die Bittenden zogen ab, um eine Hoffnung ärmer. Aber Helene, die „nichts wußte", ließ ihren Zorn über der Mutter Hartnäckigkeit und ihre Enttäuschung in ihre Liebesglut fließen. Sie überschüttete den armen ungewappneten Doktor der Rechte mit heißen Küssen und preßte sich so wild an ihn, daß ihm der Atem vergehen wollte und die Besinnung abhanden kam, ja, daß die Leidenschaft den sonst so Besonnenen packte. Und da — da geschah etwas, das, wenn es bekannt oder gar geschildert würde, Anstoß erregen müßte, geschah, obwohl die beiden noch

nicht einmal öffentlich miteinander verlobt waren und Helene so erzogen war, daß eigentlich nichts passieren konnte! Also — eine Art Wunder geschah! — Vernichtet, von bösen Ahnungen gequält, von Reue gefoltert, seine unselige Leidenschaftlichkeit verwünschend, die Hände verzweiflungsvoll ringend, flehte Wacklich hinterher seine Helene um Verzeihung an wegen dessen, was er ihr „angetan".

Sie lachte ihn aus. „Dummer du. War's denn nicht wunderschön, du Süßer?" fragte sie verwundert und sehr vergnügt in ihrer vollkommenen Unschuld. Und als er wie gebrochen nach Hause wankte, rief sie ihm, beinahe ärgerlich, zu: „Sei doch nicht so albern. — Und komme bald wieder, gelt, Liebster?" —

War er nicht ein Glückspilz, dieser Wacklich? Wie ganz anders erging es dem großen Kritiker und Vorsitzenden des Schuhevokuviulit! Ach, wenn er von Lisbeth so geliebt worden wäre wie der Referendar von Helene — er hätte fürwahr die Hände nicht in Verzweiflung gerungen, er nicht! Aber...

Er war allmählich zur Überzeugung gelangt, daß er, der so offen von vielen jungen Damen und ihren Familien umschwärmt wurde, keine üble Partie für Lisbeth wäre. Er war auch überzeugt, daß Lisbeth ihn gern mochte, wenn sie ihre Zuneigung auch hinter einer gemessenen Kühle versteckte — das kam ja bei leidenschaftlichen Weibern vor, wie er aus Romanen wußte. Warum also es nicht wagen?

Wiederum setzte er den frischgebügelten Zylinder aufs Haupt und wanderte, auch mit Frack und weißer Halsbinde angetan, in der Hand einen mächtigen Rosenstrauß — Donner, waren die Blumen teuer! — zur Villa Blumeneck. Bussinek grinste wie ein boshafter Teufel, als er ihn in diesem Anzuge sah, und rannte, nachdem er ihn ins Zimmer des erstaunten Fabrikanten geführt, zu Lisbeth: „Is sich Schullährer mit rote Nase da in Frack und Zylinder — will err heiraten gneddiges Freilein Lisbeth, hähähä..." —

„Haben Sie wieder eine Ernennung zu irgendeiner Null für mich?" fragte Brandes launig den Besuch.

„Nein, Herr Brandes, diesmal nicht. Oder ja, eine Ernennung soll es werden, aber in einem anderen Sinne. Ich habe die Ehre, Herr Brandes, Sie um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu bitten. Ich glaube Anlaß zur Annahme zu haben, daß auch ich Ihrer Tochter nicht gleichgültig bin."

Aufs äußerste überrascht sprang Brandes von seinem Sitz auf. „Um die Hand...?" stieß er verdutzt hervor. Aber sogleich faßte er sich und meinte freundlich: „Sie sehen mich wirklich überrascht, Herr Studienrat, Ihr Antrag... hm... ehrt mich... ja. Ungemein ehrt er mich. Aber über die Hand meiner Tochter kann ich nicht verfügen! Leider nicht! Das würde sie sich bei ihrer Selbständigkeit nicht gefallen lassen, abgesehen davon, daß sie seit einem Vierteljahre volljährig ist." Ein schalkhafter Zug flog über sein Antlitz. „Aber ich habe nichts dagegen, daß Sie Ihren Antrag persönlich bei ihr anbringen." Er drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel und befahl Bussinek, der gehorcht hatte und bereit stand, Fräulein Lisbeth herzubitten. „Wart', Mädel, du sollst dafür bestraft werden, daß du den armen Teufel aufgezogen hast," lachte es in ihm. „Bist du so selbständig, dann löffle auch diese Suppe selbst aus!"

Lisbeth kannte ihren Vater zu genau, um ihm nicht gleich bei ihrem Eintritt ins Zimmer seinen Schalkstreich vom Gesicht abzulesen. Sie sah auch, daß Bussinek richtig berichtet hatte, und fand sich sofort in die Lage hinein. Freundlich begrüßte sie den sehr aufgeregten Studienrat, um sodann über allerhand mit ihm zu plaudern: den Spritzenfestball, das Wetter, die Zeitung, Hurtigs Mißgeschick, die Kritik — kurz, sie ließ dem Brautwerber gar keine Möglichkeit, mit seinem Anliegen herauszurücken. Plötzlich sprang sie auf und rief: „Entschuldigen Sie, ich habe eine Verabredung mit einer Freundin! O weh, nun komme ich schon zu spät! — Auf Wiedersehen, Herr Doktor, Wiedersehen, Vater!" Und — fort war sie!

Unwillkürlich mußte Brandes lächeln, da er des Brautwerbers verdutztes Gesicht sah. Er wollte ihn nicht länger zum

Narren halten. „Ich darf nach diesem wohl offen mit Ihnen sprechen," begann er darum. „Ich zweifle nämlich nicht daran, daß meine Tochter Ihre Absicht erkannt und es sich ersparen wollte, Ihnen eine Absage geben zu müssen. Damit dürfte die Sachlage wohl geklärt sein."

„Sollte dem wirklich so sein?"

„Für mich besteht kein Zweifel."

Der Studienrat stand nachdenklich da. Plötzlich erhellten sich seine Mienen. „Dann — dann habe ich die Hoffnung noch nicht verloren! Wie rücksichtsvoll von Ihrer Fräulein Tochter! Natürlich wollte sie mir keinen Korb geben; also konnte sie sich noch nicht entscheiden; sonst hätte sie es doch mit klaren Worten gesagt. — Gut, ich werde wiederkommen, Herr Brandes — mit Ihrer gütigen Erlaubnis. Wenn sich Fräulein Lisbeth entschieden haben wird."

Er schied in froher Laune und Hoffnung. Brandes sah ihm kopfschüttelnd nach, tippte sich selbst mit dem Zeigefinger mehrmals an die Stirn und murmelte: „Na, denn viel Glück!" Nachdenklich ging er im Zimmer auf und ab. „So geht es nicht weiter," sprach er schließlich zu sich selbst. Er rief Bussinek. „Bitten Sie Fräulein Lisbeth zu mir!"

„Ich denke, du hast eine Verabredung mit einer Freundin?" sagte er zu ihr mit geheucheltem Stirnrunzeln. „Wer wird so furchtbar sohlen?"

„Tu' nicht so, Väterchen; du bist ja doch mit mir einverstanden. Warum hast du mich nur rufen lassen!"

„Strafe muß sein!" sagte er neckisch.

Aber mit tiefem Ernst antwortete sie: „Dann wundere dich nicht, Vater, daß ich sohle. Du zwingst mich auch sonst zu Unehrlichkeiten dir gegenüber. Ja, ich will es dir endlich bekennen — wenn du es nicht schon längst weißt. Sieh, ich liebe Ernst... und es ist mir furchtbar unangenehm, hinter deinem Rücken mit ihm zusammenzutreffen; aber es bleibt mir ja nichts anderes übrig. Dabei weißt du genau, daß ich ihn nicht lasse."

Brandes seufzte. „Leider ist es mir ebenfalls zur Gewißheit geworden. Darum wollte ich mit dir sprechen."

Lisbeth jauchzte auf. „Lieber, lieber Vater, ich wußte es ja, du Guter, du!" Sie war zu ihm geeilt und hatte ihn stürmisch umarmt. Nun setzte sie sich auf seine Knie wie ein kleines Kind, streichelte und küßte ihn.

„Nicht so stürmisch!" nahm er das Wort. „Es muß zunächst bei dem bleiben, was ich gesagt habe: erst muß er beweisen, daß er etwas leistet."

Sie war enttäuscht. „Nun sprichst du wieder so, und eben warst du ganz nett. Sind seine Gedichte keine Leistung? Ein neuer Band ist in Druck. Und nun schreibt er ein Theaterstück."

„Ich verstehe selbst davon zu wenig. Warten wir also ab. Ich habe mir folgendes überlegt, wozu du mir die Anregung gegeben hast. Es soll dir dieser Vorschlag beweisen, daß ich es gut mit dir und mit Ernst Müller meine. Ich stelle ihm die Mittel zur Verfügung, sich auf ein Jahr — meinetwegen auch auf zwei — von seiner Schulmeisterei frei zu machen und sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. In dieser Zeit muß er so viel leisten, daß Sachverständige ihn anerkennen."

„Aber nicht dieser Doktor Wanderer oder Brinkmann."

„Ich sagte: Sachverständige, — nicht Hampelmänner."

„Wie gut du bist! Komm, laß dir einen Kuß geben."

„Einen Augenblick, mein Fräulein; denn nun kommt die Bedingung!"

„Die Bedingung?"

„Jawohl, die Bedingung. Während dieser ganzen Zeit soll Müller unser Haus nicht betreten; er soll ungestört schaffen können, am besten in Berlin oder in einem einsamen Schwarzwalddorf, wenn ihm das mehr zusagt. Glaube mir, das ist das Beste."

Darauf blieb Brandes bestehen trotz allen Bittens und Schmeichelns seines Töchterleins, das ihn bald mit Liebkosungen überhäufte, bald häßlich und grausam schalt. —

Auch Müller zögerte, bei aller Freude und aufrichtiger Dankbarkeit, zunächst, als Brandes ihm am selbigen Tage noch seinen Vorschlag unterbreitete, in die ihm hingestreckte Hand gelobend einzuschlagen. Plötzlich erhellten sich seine Züge, und kräftig schlug er ein, so daß Brandes, der scharf beobachtete, das Gefühl nicht los wurde: „Irgendwie werde ich von diesem Pfiffikus doch wieder an der Nase herumgeführt werden."

Er irrte sich nicht! Denn Müller flüsterte Lisbeth, die tränenden Auges von ihm Abschied nahm und ihn hinausgeleitete, zu: „Närrchen! Sei nicht traurig! Ins Haus komm' ich vorläufig nicht mehr; mein Versprechen halte ich. Aber hier im Garten — da können wir uns treffen!"

24. Müller wird als Dichter anerkannt.

Johannes Brinkmann saß in seinem Rektorenzimmer und arbeitete, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Er verfaßte ein Gedicht. Er fabrizierte es förmlich. Zuerst schrieb er die Gedanken auf, die er in Verse setzen wollte; dann versuchte er sie irgendwie bildlich auszudrücken, damit „es poetischer würde", worauf er die Widerspenstigen in das gewählte Versmaß einzwängte wie einen Narren in die Zwangsjacke, um endlich aus dem Reimlexikon passende Reimworte herauszusuchen. Das Reimen — das war für ihn nämlich das Schwerste beim Gedichtemachen! Ewig schwankte man zwischen der Szylla des Reimes und der Charybdis des Versmaßes hin und her, und es kam vor, und nicht einmal selten, daß man des einen oder des andern wegen seinen ursprünglichen Gedanken fallen lassen und das Gegenteil behaupten mußte.

Brinkmann ließ sich nur ungern beim Dichten stören. War es nicht eine geradezu sträfliche Versündigung an der Kunst, wenn man nach vielem, tiefem, angestrengtem Nachdenken endlich einen Gedanken gefaßt hatte, und eine profane Störung ließ ihn wiederum entgleiten wie einen Aal? — Ja, wie Aale waren sie, die Gedanken. So schwer zu kriegen und so glatt...

O — welch schöner Gedanke, welch feiner Vergleich! Schnell aufschreiben! Und er schrieb:

Aalglatt gleiten im Kopf wie im Weltraum die Stern' die Gedanken... Was war das? Er staunte, als er das Geschriebene wiederlas. In richtiges Versmaß hatte sich ja sein feiner Gedanke geformt, von selbst, beim bloßen Niederschreiben...: er war — er war also wirklich ein Dichter! Sicher! Fielen ihm nicht ohne Nachdenken, ohne Reimlexikon Worte ein, die sich auf „Gedanken" reimten — ja, massenhaft fielen sie ein, „intuitiv" hätte er gesagt, wenn er die Fremdwörter nicht gehaßt hätte: Ranken, sanken, stanken, wanken — quollen ihm aus der Tiefe der Seele zu wie dem Wanderer Gewürm aus einer düsteren Felsenhöhle. Potz Blitz, welch herrliches Bild: „wie Gewürm aus der Höhle, der feuchten, der kalten, wenn darein Wanderer wanken". Hm, es brauchte wahrhaftig diese zweite Zeile nur ein wenig gefeilt zu werden, und der Anfang eines neuen Gedichtes war da. Überschrift: Die Gedanken. — „Ich bin doch verteufelt dichterisch veranlagt", triumphierte er, und seine Achtung vor seiner Veranlagung stieg, als er schließlich noch die Stabreime „glatt" und „gleiten" und — „Wanderer und wanken" entdeckte. Vielleicht war statt „im Weltraum die Stern'" zu setzen: „im Wasser die Fisch'". Hm! Was war besser? Zum „Aal" paßten besser „Wasser und Fisch". Aber...

Es klopfte. Verfluchte Störung! Jetzt gerade! — „Herein!"

Müller trat ein. Ausgerechnet dieser Dichterling, den er sowieso „gefressen" hatte: der mußte ihn stören! „Nun?" fuhr er ihn ungnädig an.

„Ich wollte Sie bitten, dieses Gesuch weiterzugeben und zu befürworten." Er überreichte dem unfreundlich blickenden Vorgesetzten ein Urlaubsgesuch auf ein Jahr, „um sich während dieser Zeit ganz der Schriftstellerei widmen zu können".

Brinkmann starrte abwechselnd das Gesuch und seinen Hilfslehrer an. „Aber, bester Herr, wovon wollen Sie diese

Zeit über leben?" fragte er ihn dann, seinen eifersüchtigen Groll in Worten der Sorge verbergend.

„Darüber mache ich mir keine Gedanken, Herr Rektor. Fleisch und Brot und Gemüse wächst auch, wenn ich nicht unterrichte. Und Wein wird es ja ebenfalls noch weiterhin geben."

„Fleisch ... Wein ... hahaha — Wein auch noch! Sie haben ja große Rosinen im Sack. Woher wollen Sie die Mittel nehmen, meine ich, um Ihr Fleisch und Ihren Wein — ausgerechnet Wein! — zu bezahlen? Geht mich zwar nichts an, weiß ich, aber als älterer Kollege und gutmeinender, Ihnen allzeit wohlgesinnter Vorgesetzter, nehme ich mir das Recht, dieser meiner Sorge um Sie Ausdruck zu geben."

Müller machte einen tiefen Bückling. „Fühle mich außerordentlich geehrt! Doch Ihre Sorge ist überflüssig: meine Gedichte bringen mir so viel ein, daß ich mehr als bequem davon leben kann." — Was gehen den alten Schulfuchs meine Verhältnisse an? beschwichtigte er sein ob dieser unverschämten Lüge aufbegehrendes Gewissen, und ein wenig Ärger bekommt dem Neidhammel gut.

Tatsächlich verzerrte sich Brinkmanns Gesicht vor Neid. Trotzdem konnte er eine gewisse Achtung nicht unterdrücken: die Lüge tat ihre Wirkung! Wie? So viel verdiente der junge Mann? Ei, dann hatte er Erfolge, dann war er auf dem Wege, ein bedeutender Mensch zu werden, dann kam er mit Verlegern zusammen, dann konnte man ihn einmal bitten, ein gutes Wort einzulegen ... Er zwang sich zu einem wohlwollenden, süßsauren Lächeln und sagte: „Wie mich das freut! Ich habe ja immer gesagt, daß etwas in Ihnen steckt!"

„So?" meinte Müller gedehnt, ob solcher Frechheit etwas verwirrt.

Brinkmann überhörte es und fragte: „Sagen Sie mal, was arbeiten Sie jetzt. Darf man es wissen?"

„Gern. Ein zweiter Band Gedichte kommt dieser Tage heraus und im Laufe des Sommers ein Lustspiel."

„Ein... ein... Lustspiel?" Brinkmann schnappte nach Luft. „Und Sie meinen, daß eine Bühne es annimmt?"

„Es ist schon so gut wie angenommen," log Müller drauflos. Und als er sah, wie sein Rektor sich verfärbte, setzte er als Trumpf drauf: „Ja, in Berlin."

Das war zuviel für Brinkmanns Nerven. Er sank in sich zusammen. „Gehen Sie mit Gott; ich werde Ihr Gesuch befürworten," lispelte er. —

Am nächsten Tage liefen die ungeheuerlichsten Gerüchte über Müllers fabelhafte Erfolge im Städtlein, deren Ursprungsort der Stammtisch der Reformer war. Danach rissen sich die Theater förmlich um sein Stück, so daß dem armen Hilfslehrer bange ward ob seines erschwindelten Ruhmes. Ochsberg erschien bei ihm und bat ihn demütiglich, ihm doch das Lustspiel in Verlag zu geben. Er war sehr erstaunt und unangenehm berührt, als er hören mußte, daß Müller es „sich noch überlegen müsse". Dann kam Herr Theaterdirektor Schöppenstedter, der mit einer Schar „auserlesener Künstler" in Kleinwinkelsheim mimte. Er kam? Nein, er stürmte förmlich des Dichters Wohnung und störte ihn andauernd in seinem Diktieren. Erst trat er im Gefühl seiner Direktorswürde sehr großspurig auf, wurde aber von Tag zu Tag demütiger, bis ihm Müller, halb gelangweilt, halb belustigt, nur um ihn loszuwerden, versprach: er wolle ihm das Stück, „wenn es erst mal so weit sei", auch überlassen.

Nur Goliath und Wanderer verhielten sich auch weiterhin dem Gefeierten gegenüber nicht nur zurückhaltend, sondern geradezu feindselig: der erste, weil er ihm die „Frechheit" nicht vergessen konnte, Honorar gefordert und ihn mit den „gestohlenen" Fensterläden verhöhnt zu haben; der andere, weil er in ihm den Nebenbuhler klar erkannt hatte. Da erschien Müllers zweiter Gedichtband. „Mit ungeheurer Spannung erwartet von allen Kleinwinkelsheimern, die sich irgendwie für Literatur erwärmen können," schrieb Klüger in seinem „Tagblatt" begeistert und beendete seine Besprechung mit der Be-

hauptung: „Einer solchen literarischen Großtat gegenüber muß jeder Stellung nehmen, der kein Banause oder jämmerlicher Neidling ist."

Das war deutlich, und Goliath fühlte sich, trotz aller Wut, ungemütlich in seiner gegensätzlichen Stellung, fühlte, daß er mindestens die Taktik des Totschweigens aufgeben müßte, wollte er „führendes Blatt" bleiben. Waren doch die Gedichte in Kleinwinkelsheim, so berichtete Frau Fama, massenhaft gekauft worden. In Wahrheit waren es ungefähr zwölf Exemplare, die man sich gegenseitig lieh; denn ein richtiger Kleinwinkelsheimer beweist sein Interesse für Kunst, Literatur und Dichter dadurch, daß er sich die Bücher, die er lesen will, leiht. Mein Gott, bei den teuren Preisen für Butter, Tabak und Bier kann man doch nicht auch noch Geld für Bücher ausgeben! Und ins Kino will man auch einmal!

Goliath besprach den Fall mit Wanderer. „Wollen Sie diesen dummen, hochnäsigen Müller noch höher heben? Es ist nichts an ihm!" entschied der Kritiker.

„Nuja, ich meinte nur so, wissen Sie — wegen unserer Leser," entgegnete Goliath. Damit war die Angelegenheit erledigt.

Lisbeth ärgerte sich über diese Totschweigetaktik des „Anzeigers". „Man muß ihn zu einer Besprechung zwingen!" sagte sie zu ihrem Liebsten, als er sie im Garten besuchte, während Papa in der Fabrik weilte.

„Was liegt an diesem Käseblatt! Wie willst du ihn überhaupt ‚zwingen'?"

Lisbeth schwieg. Und zwang Goliath doch!

Sie ging zu dem einen der beiden Buchhändler der Stadt, der mit Goliath befreundet war, und verlangte die Gedichte von Ernst Müller. „Ich führe sie nicht; der ‚Anzeiger' hält auch nichts davon," ward ihr zur Antwort. — „Wie schade," gab Lisbeth freundlich zurück, während es in ihr kochte, „ich wollte zehn Stück haben. Alle Damen unseres Kränzchens sind von den Gedichten schrecklich begeistert — Sie glauben gar nicht, wie sehr! Jede will ein Bändchen haben."

„Wie? Zehn — zehn?" Er fiel beinahe um vor Staunen. „Ich werde sie umgehend bestellen. Bis in drei Tagen..."

„Danke," entgegnete Lisbeth sehr hochmütig. „Wir wollen die Bücher gleich haben. Nun, der andere Buchhändler hat sie ja vorrätig; ich sah sie im Schaufenster stehen."

„Aber, Fräulein Brandes, ich bitte...," wollte der Buchhändler betteln.

„Wenn Sie die Bücher haben, wecken Sie bei mir an. Auf Wiedersehen!" Sie ging. Drei Tage später hatte er ein Schaufenster ganz und gar mit Müllers Gedichten belegt. Ein großes Plakat pries sie als „wichtige Neuerscheinung" an.

Der zweite Buchhändler, dem Lisbeth die drei auf Lager befindlichen Exemplare abgekauft hatte, stopfte daraufhin seine beiden Schaufenster voll Müller-Gedichte. Ein noch größeres Plakat machte das „verehrte Publikum" auf „das bedeutende Werk eines Sohnes unserer Stadt! Soeben erschienen, großartige Besprechungen bedeutender Literaturkritiker" aufmerksam.

Lisbeth aber kaufte selbst und ließ durch Dienstboten und Freunde die Gedichte immer wieder kaufen. Nach und nach fast hundert Exemplare. Verschenkte sie. Verlieh sie — was übrigens dem Verschenken gleichkam; denn ein echter Kleinwinkelsheimer gibt geliehene Bücher niemals zurück; er beweist dadurch sein großes Interesse für alles Schöngeistige! Alles sprach auf einmal von Müllers Gedichten. Man fand sie reizend, großartig, einzig, wonnig... Aber der „Anzeiger" schwieg weiter darüber.

Da flatterten „Sprechsaalartikel" auf seinen Redaktionstisch. Lisbeth tippte den einen mit großer Mühe auf der Schreibmaschine ihres Vaters, diktierte den zweiten seiner Stenographin, ließ einen dritten von Fräulein Meyer, Müllers Stenographin, schreiben — alles hinter des Liebsten Rücken, sandte sie mit gefälschter Unterschrift — sie schämte sich nicht einmal dieses Vergehens, sondern lachte wie ein unschuldiges Kind darüber — an Goliath. „Sie wollen ein führendes Blatt sein

und haben noch nichts von den wunderschönen Gedichten Ernst Müllers gebracht, während das ‚Tagblatt' es schon längst getan hat?" Also hieß der Kehrreim dem Sinne nach in jeder Zuschrift.

„Es geht nicht anders, wir müssen dem unverschämten Kerl seine Schmierereien besprechen," mißhandelte eines Tages Goliath die deutsche Sprache seinem Kritiker gegenüber; „die Leser werden mir wild. Wir sind nun einmal führendes Blatt; da müssen wir auch dem Verlangen der Abonnenten nachgeben."

„Wenn man nachgibt, führt man nicht," belehrte Wanderer trocken.

„Tun Sie es bei Ihren Kritiken etwa nicht?"

„Das ist was anderes. Ich bespreche den Dreck nicht."

Dieser Widerspruch reizte Goliath. „Dreck? Sie haben das Buch ja noch gar nicht gelesen."

Kleinlaut jammerte Wanderer: „Ich verstehe Sie nicht! Sie mochten Müller doch auch nie leiden."

„Tu' ich auch jetzt nicht. Aber der Geschmack meiner Leser steht mir höher als ... hm ... meine persönlichen Sympathien und Antipathien. Ja, in Fragen von Kunst und Wissenschaft haben alle persönlichen Rücksichten zu schweigen. Dies, mein verehrter Doktor, war von jeher der Grundsatz des ‚Anzeigers'."

„Dann muß ich's halt besprechen," gab der andere demütig zurück.

„Aber gut herausstreichen! Wenn schon, denn schon." Er schrieb an Müller, kurz, hochmütig, ersuchte ihn, „binnen kurzem ein Exemplar seines neuerschienenen Werkes zur Besprechung einzusenden". Da sich Müller über den Ton ärgerte, schrieb er ebenso kurz zurück, daß er kein Exemplar für eine Besprechung im „Anzeiger" übrig habe. Goliath bekam beinahe die Gelbsucht vor Ärger. Aber weil er „führendes" Blatt sein wollte, so kaufte er sich ein Exemplar. Einen Tag später sandte ihm Lisbeth, der Müller natürlich gebeichtet hatte, ein Exemplar anonym zu. „Ein Leser — damit der ‚Anzeiger' endlich dem

Ersuchen aller mit Kunst sich beschäftigenden Abonnenten nachkomme." Nun ärgerte sich Goliath erst recht, nicht über die Zusendung, sondern daß er sein schönes Geld für das Besprechungsexemplar „rausgeworfen" hatte. Er versuchte, es dem Buchhändler zurückzugeben. Da aber der Setzerlehrling, der es hinbrachte, seine Butterstulle darauf gelegt hatte, so wurde es, trotz aller Freundschaft, zurückgewiesen.

„Siehst du, der ‚Anzeiger' hat die Besprechung doch gebracht," triumphierte Lisbeth, nachdem eine Kritik erschienen war, die die Gedichte sauersüß lobte.

„Hexe! Welche Künste hast du angewandt? Beichte!"

„Nein."

„Beichte! Oder ich küsse dich, bis du mir alles verrätst."

„Fein ist das!" Sie hielt ganz still und genoß ihr Glück in vollen Zügen. Als er erschöpft aufhörte, meinte sie mit schelmischem Lächeln: „Du, ich hab' aber noch nichts verraten!" —

Die Kritik und Lisbeths stille, aber weiblich-zähe Propaganda wirkten Wunder. Müller galt plötzlich als hochbedeutender Mensch, als echter Dichter, der Schiller über kurz oder lang in den Schatten stellen würde. Alle möglichen Leute waren plötzlich sehr freundlich zum armen Hilfslehrer. Ist es da verwunderlich, daß Ochsberg, der sich zu seinem regelrechten Gönner entwickelte, eines Tages den Vorstand des Schuhevokuwiulit mit dem Antrag überraschte, „Ernst Müller, den großen Dichter unserer Stadt," in den Vorstand zu kooptieren?

„Warum sagt der Mensch nicht aufnehmen," regte sich Brinkmann auf, da er die Tagesordnung las. Um sein Wohlwollen dem Dichterkollegen gegenüber zu beweisen, damit man nicht sagen könne, er sei neidisch, beschloß er, sich der Stimme zu enthalten.

25. Die Vorstandssitzung.

Als Brinkmann mit seiner Frau beim „Anzeiger" vorüberging, trat Goliath mit seiner Gattin aus dem Hause. Des Herrn Hauptschriftleiters Stirn war umwölkt, und sofort be-

gann er seinem übervollen Herzen Luft zu machen: „Gräßlich, wenn man sich um die allerselbstverständlichsten Dinge immer und immer wieder herumstreiten muß! Die Weiber, nein, die Weiber!"

„So selbstverständlich ist es gar nicht," verteidigte sich Frau Goliath.

Er zuckte geringschätzig die Achseln. „Meine Frau will nicht zugeben, daß ein Weib nur dann Weib ist, wenn es ein Kind hat, so oder so," erklärte er dem Ehepaar Brinkmann.

„So oder so!" spottete die Angeklagte. „Dies ‚So oder So' ist es; das geht mir zu weit — obwohl ich in diesen Fragen wirklich weitherzig bin."

Frau Brinkmann ergriff ihre Partei. Sie könne sich auch nicht mit dem „So oder So" befreunden; nein, nein.

„Natürlich nicht," höhnte der Gatte. „Zu kleinlich sind die allermeisten Frauen, als daß sie neue Gedanken annähmen; um Gottes willen nur keine neuen Gedanken! Immer dasselbe, wie es bei der Mutter, der Großmutter, der Urgroßmutter gewesen ist — bis zum Affen hinauf, von dem wir abstammen."

„Ich stamme von keinem Affen ab," bemerkte sie anzüglich, worauf sie der Gatte wütend anschrie: „Ich vielleicht?"

„Nicht wahr," weinte sie beinahe vor Zorn, „wenn ich Auguste wäre, dann, nicht wahr, könnte ich alles verstehen, nicht wahr?"

„Nanu? Eifersüchtig?" spöttelte Goliath.

Die Rektorsgattin lachte hellauf. „Haha, eifersüchtig, ich! Weil mein Mann mit dieser ... dieser ... emanzipierten Person ganze Abende hindurch phi—lo—sophiert, haha? Nein, auf die bin ich nicht eifersüchtig!"

„Über ein reines Seelenbündnis kann sich nur der kleinliche Geist einer Frau aufregen," stellte Brinkmann fest.

„Wir Frauen sind großzügiger als Ihr Männer," behauptete Frau Goliath unter dem ironischen Beifallsgemecker ihres Gatten, und Frau Brinkmann höhnte: „Ich möchte

meinen Mann sehen, wenn ich ein ‚reines Seelenbündnis' mit einem fremden Manne schlösse. Was das gäbe! O weh."

Der Rektor ereiferte sich: „Ich würde mich freuen, durch die Tat beweisen zu können, daß ich die Freiheit, die ich dem Manne zuspreche, der Frau nicht vorenthalte." Er fuchtelte dabei mit den Armen in der Luft umher, als wollte er Fliegen haschen.

„Dann kämst du mit dem Gedanken- und dem Tatenleib!" schrie sie.

„So seid ihr Männer, genau so!" spottete Frau Goliath.

Aber der Hauptschriftleiter erklärte vollüberzeugt: „Jawohl, so sind wir."

Da fauchte ihn Frau Brinkmann an: „Seien Sie ganz still. Sie quälen Ihre Frau genug mit dem Kind, das sie nicht hat. Mein Gott, was Sie dabei schon für Dummheiten zum besten gegeben haben! Sie würden schön aufmucken, wenn Ihre Frau mit einem Kind ankäme und sagte: ‚Ich wollte des Weibes Bestimmung erfüllen, ‚so oder so', und da der Schrei nach dem Kind in mir schon vor der Ehe erklang, so habe ich darauf gehört!'"

„Da käme ich schön an," pflichtete Frau Goliath bei.

Goliath ward vom Eifer der Überzeugung gepackt. Er rief voll Würde: „So denkt ihr, weil ihr kleinlich seid. Stolz wäre ich, weil du, allen Vorurteilen trotzend, der Stimme der göttlichen Natur gefolgt wärst. Stolzer denn jetzt, wo wir, ach, keine Kinder haben! Vor die ganze Welt würde ich treten und sagen: ‚Seht her, ich achte die Mutterschaft! Ich verachte eure vorsündflutlichen, spießerischen Anschauungen!'"

„Bravo!" rief Brinkmann.

„Dabei darf ich diesen Gedanken nicht einmal in meiner ‚Frauenfreude' aussprechen," kreischte Frau Goliath auf. Sie schnappte vor Zorn förmlich nach Luft.

„Nicht einmal eure berühmten Gedankenleiber darf sie bauen!" zeterte Frau Brinkmann...

Sie waren beim „Roten Ochsen" angelangt. „Auf Wieder-

sehen, meine Damen," sagte Goliath und streckte Frau Brinkmann die Hand hin. Aber sie nahm sie nicht, schob vielmehr ihren Arm unter den der Frau Goliath und meinte: „Wenn wir euch schon mal bis hierher begleitet und uns dabei geärgert haben, dann wollen wir auch ein Glas Bier trinken." Brummend folgten die beiden Gatten in das Wirtshaus. — Im Sitzungszimmer saß Wanderer vor einem mächtigen Humpen.

Eben trat auch Ochsberg ein. Er begann sofort: „Was sagen Sie zu dem Erfolg von Müller? Pyramidal, was!"

„Herr Brinkmann, hören Sie die Fremdwörter nicht?" uzte Wanderer.

„Sie trinken auch literweise Bier und schreiben Artikel über die Temperenz," parierte Brinkmann den Hieb.

Ochsberg ließ sich nicht irremachen. „Er hat Glück, dieser Müller! Zum ersten Male gleich in Berlin anzukommen. So ist es, wenn man von allen Seiten geholfen bekommt. Ich habe mich zum Beispiel erboten, seine Gedichte zu verlegen."

„Reden Sie uns keine Dummheiten vor," fuhr ihn Goliath an. „Müller sollte alles bezahlen, haben Sie selbst erzählt!"

„Wie oft habe ich in der Schule ein Auge zugedrückt," seufzte Brinkmann und verdrehte die Augen. „Jaja, nicht immer ist ein guter Schriftsteller auch ein guter Lehrer."

„O," meinte giftig Frau Goliath, „oft ist man auch kein guter Schriftsteller, ohne darum ein guter Lehrer zu sein." Die Genugtuung, dem Rektor diesen Hieb versetzt zu haben, strahlte ihr so aus den Augen, daß er es vorzog, zu schweigen.

Soeben trat Süß ein und legte sogleich mit vorwurfsvoller Stimme los: „Wissen Sie nicht, daß ich in den Erntearbeiten stecke? Ist das, was heute vorkommen soll, so wichtig, daß man mich da herausreißt, wie? Worauf warten wir also noch, wenn ich da bin, wie? Ein bißchen dalli, bitte, ich habe keine Zeit zu vertrödeln, ich."

„Herr Brandes läßt sich entschuldigen," begann Wanderer; „er lädt uns ein, die nächste Sitzung in seiner Wohnung abzuhalten. Liebenswürdig, nicht wahr? Lassen Sie uns ohne Frau

Fischbach beginnen. — Adieu, meine Damen," wandte er sich an die beiden Frauen, die sich stillschweigend entfernten.

„Sagen Sie doch: ‚Auf Wiedersehen' oder so was," tadelte Brinkmann.

„Wissen Sie, daß ich die beiden Damen wiedersehen will?" wehrte Wanderer ab, worauf Süß über den Witz loswieherte. Strafend blickte ihn der Rektor an.

Dr. Wanderer erhob sich jetzt, ließ, um Ruhe zu schaffen, den bleiernen Bierglasdeckel auf seinen Humpen niedersausen und rief: „Meine Herren!..."

„Wünschen Sie noch ein Glas Bier, Herr Doktor?" fragte Resi, die Kellnerin, die auf das Deckelklappern hin schnell herzugeeilt war. „Bleiben Sie draußen!" fuhr Goliath sie an. Aber Wanderer hob beschwichtigend die Rechte: „Bitte, meine Herren! — Also, Resi, wenn Sie schon mal da sind, so bringen Sie mir noch einen." — Er schöpfte tief Atem und begann nochmals mit lauter Stimme: „Meine Herren, ich eröffne hiermit die heutige Vorstandssitzung des Schuhevokuviulit. Meine Herren, ich habe Sie hierher gebeten, um..."

Er ward unterbrochen durch Auguste, die außer Atem hereinstürzte. „Verzeihen Sie, wenn ich nicht früher gekommen bin, es ging einfach nicht! Leider muß ich gleich um Entschuldigung bitten, daß ich mich vor Schluß der Sitzung verabschieden muß, da ich den Dienstmädchen einen Vortrag zu halten habe."

Süß fuhr auf wie von einer Tarantel gestochen: „Den Dienstmädchen? Ah, Sie sind die, wo uns unsere Dienstmädels aufhetzt? Gut, daß ich Sie treffe! Ich habe Ihnen schon lange meine Meinung sagen wollen. Wie können Sie eigentlich..."

Dr. Wanderer unterbrach seinen Redestrom, indem er erneut mit dem Bierkrugdeckel klapperte. „Aber, meine Herren, ich muß doch bitten. Also — ich habe Sie zusammengerufen, um mit Ihnen darüber zu beraten: erstens, wie wir unsere Arbeit weiterführen wollen. Unser Winterprogramm umfaßte bisher

eine Reihe von Vorträgen. Leider sind die letzten ohne Zuhörer geblieben..."

„Ich bitte ums Wort," schrie Süß dazwischen. Und ohne des Vorsitzenden Genehmigung abzuwarten, hielt er folgende Rede: „Also, ich meine, wenn die Leute nicht in die Vorträge gehen, dann haben sie kein Bedürfnis danach. Mir geht's genau so! Dann halten wir eben keine mehr. Wenn kein Bedürfnis nach Kohl da ist, dann pflanz' ich Kartoffeln, und wenn kein Bedürfnis nach Kartoffeln da ist, dann pflanz' ich was anderes, oder ich mache Schweine fett. Die Schweinepreise nämlich, die gehn jetzt ganz kolossal in die Höhe, und das Fett, das ist...

„Landwirtschaftlicher Musterbetrieb," flüsterte Ochsberg dem Redakteur zu.

Süß, der feine Ohren hatte, hörte es und wandte sich gegen Ochsberg: „Wollen Sie mich foppen? Da kommen Sie an den Unrechten, Herr Buchdruckereibesitzer!"

Der blitzte auf: „Ich muß diese Beleidigung zurückweisen. Der Herr Vorsitzende müßte doch einschreiten!"

Der Angerufene hob beschwichtigend die Hände und stellte fest: „Aber ich muß doch bitten... ich habe wirklich nichts von einer Beleidigung gehört." Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er nahm einen mächtigen Schluck aus seinem Humpen.

Brinkmann stand auf. „Meine Damen und Herren," begann er versöhnlich, „jeder von uns hat einen schwachen Punkt, an den er nicht getippt haben will. Der eine hat eine rote Nase..."

„Lassen Sie doch diese Sticheleien sein!" ärgerte sich Dr. Wanderer, indem er unwillkürlich an seinen errötenden Gesichtsgiebel faßte.

„Wahrhaftig, ich habe Sie nicht gemeint," entschuldigte sich Brinkmann, der verwirrt geworden war. „Sagen wir also: Der eine hat eine große Nase und will nicht daran erinnert sein, der andere hat... hm... etwas anderes... um kurz zu sein... ich wollte nur sagen, daß Herr Ochsberg sich beleidigt fühlt, wenn man ihn als Buchdruckereibesitzer anredet, weil

man ihn daran erinnert, daß er — leider! — auf diese nüchterne Weise sein Brot verdienen muß, während er sich zu Höherem berufen weiß."

„Auf diese Art kommen wir aber nicht weiter," jammerte Wanderer. „Also..."

Auguste unterbrach ihn. Würdevoll sich erhebend und ihre Augen streng von einem zum andern gleiten lassend, sprach sie: „Ich schlage vor, wir lassen einen Vortrag halten über das Thema: ‚Das Recht des Weibes auf das Kind'. Ich will ihn wohl um der Sache willen halten, falls mir ein anständiges Honorar gezahlt wird."

„Sehr guter Gedanke!" pflichtete Brinkmann ihr bei.

Aber Süß fuhr auf. „Was? Eine Frau — oder ein Weib, also auch ein Mädchen, wie? soll ein Recht auf ein Kind haben? — Ich bin dagegen! Schließlich könnten die Mädchen die Sache ernst nehmen."

„Sollen sie auch!" trumpfte Goliath auf.

„Hätten Sie ein Mädchen mit einem Kind geheiratet?" fragte Ochsberg in aufflammender sittlicher Entrüstung?

„Jawohl, jawohl, jawohl," antwortete Goliath, „jeden Tag erkläre ich es meiner Frau."

„Silentium!" schrie Wanderer dazwischen und klappte, sich Gehorsam zu verschaffen, so laut und andauernd mit seinem Bierkrugdeckel, daß Resi wie besessen hereinstürzte. „Sie dürfen nicht persönlich werden. — Was ich sagen wollte, war dies: wir müssen irgend etwas ausdenken, was unserem Verein die Bedeutung verschafft, die ihm zukommt. Wie würde er zum Beispiel blühen, wenn die Polizei Bücher beschlagnahmte oder Aufführungsverbote erwirkte! Ach, daß doch solches geschähe!"

„Die Polizei ist zu lässig geworden!" klagte Ochsberg. „Ich hätte, wenn Herr Goliath nicht so ängstlich gewesen wäre, bestimmt eine Beschlagnahmung provoziert, ich..."

„Keine Fremdwörter, bitte!" unterbrach ihn Brinkmann.

Ochsberg blickte ihn mitleidig an und stellte fest: „Provozieren ist kein Fremdwort! — Ich schlage vor, wir fordern die

Polizei auf, ihre Pflicht in dieser Hinsicht besser als bisher zu erfüllen."

„Ich bitte ums Wort!" schrie Goliath, wurde aber von Süß übertrumpft, der noch lauter ums Wort bat und ohne weiteres begann: „Ich muß sagen, daß ich erstaunt, nein, erregt, noch mehr, daß ich empört bin! Wie? Unsere Polizei tut nicht ihre Pflicht? Sie bekommen wohl nicht genug Strafmandate, wie? Ich will keine! Sind wir etwa Sozi hier, wie? Nein, meine Herrn, ich bin ein getreuer Untertan und stehe zur Obrigkeit und zur Polizei; denn die ist für den Staat, was der Mist für die Landwirtschaft ist: das Rückgrat. — Ich habe gesprochen!" Er setzte sich hin und blickte herausfordernd und triumphierend von einem zum andern.

Ein richtiger Tumult erhob sich. Alles sprach durcheinander, jeder verlangte dringend das Wort. Schließlich gelang es der kreischenden Stimme Auguste, sich Geltung zu verschaffen, um dann zu verkünden: „Meine Herrn! Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß ich Ihren Kreis nunmehr verlassen muß, da meine Versammlung beginnt." Sprach's, verbeugte sich und ging. „Hetzen Sie die Dienstmädchen nicht auf, Sie!" rief Süß hinter ihr drein.

Dr. Wanderer seufzte: „Fahren wir in unsern Beratungen fort! — Da der Vorschlag mit der Polizei Zwiespalt in unsere Reihen zu bringen droht, so lassen wir ihn fallen. Und den ersten Punkt der Tagesordnung mit. Wir kommen zum Antrag Ochsberg: Kooptation Müllers in den Vorstand..."

„Aufnahme Müllers," verbesserte Brinkmann, der an diesem Tage vom Verbesserungsteufel geplagt schien.

„Herrgott, ja, also Aufnahme! — Ich bin als Vorsitzender dagegen. Wer noch?"

Ochsberg sprang zornig auf. „Zur Geschäftsordnung! Ich muß gegen diese Art unseres Herrn Vorsitzenden protestieren..."

„Widerspruch erheben," verbesserte Brinkmann. „Lassen Sie doch die Fremdwörter!"

Da sprang Süß wie ein Gummiball auf. „Herr!" schrie er Brinkmann an, daß seine Stimme überschnappte, „sind wir bei Ihnen in der Schule? Wie? Wir benutzen prinzipiell keine Fremdwörter, wir. Mein Herr, Sie wissen offenbar noch gar nicht, was Fremdwörter sind, wie? Mein Herr? Lernen Sie erst Ihre Muttersprache richtig sprechen, mein Herr; ich spreche sie länger wie Sie, und ich weiß, daß deutsche Wörter keine Fremdwörter sind, weil ich gar keine fremde Sprache spreche, mein Herr — wenn Sie das noch nicht wissen sollten?" Er mußte aufhören, da die Stimme vor Aufregung versagte. Nur mit vieler Mühe gelang es Wanderer, ihn zu beruhigen und auch Brinkmann zum Verzicht auf „die gebührende Antwort" zu bewegen. Es wurde hin und her, für und gegen Müller geredet, bis sich Ochsberg dazu entschloß, seinen Antrag „auf später" zurückzustellen: Müller sollte erst durch bedeutendere Arbeiten beweisen, daß er würdig sei, dem Vorstande des Schuhevokuwiulit anzugehören.

„So sind wir am Schluß unserer Tagesordnung angelangt," wollte Wanderer feststellen. Aber: „Ich bitte ums Wort!" rief da Brinkmann. „Meine Herrn!" sprach er langsam und bedeutsam, „ist Ihnen noch nicht aufgefallen, daß sich im Namen unseres Vereins eine Lücke befindet? Eine schmerzliche Lücke, kann man wohl sagen! Wollen wir Kunst, Wissenschaft und Literatur nur heben und schützen? Nein, wir wollen sie auch fördern, meine Herrn. Das muß sich auch im Namen ausdrücken; denn, meine Herrn, der Name drückt das Wesen einer Sache aus. Meine Herrn! Ich schlage darum vor, unsern Verein zu nennen: ‚Verein zum Schutz, zur Förderung und Hebung von Kunst, Wissenschaft und Literatur' und demzufolge, meine Herrn, in das Kurzwort die Silbe ‚Fö' einzuschieben, so daß es von nun an lautet: ‚Schuföhevokuwiulit'."

„Ich bin dagegen!" brüllte Süß, krebsrot vor Aufregung. „Ein vernünftiger Mensch kann kaum den ersten Namen aussprechen, geschweige denn den zweiten. Da muß man schon ein Schulmeister zu sein! Das bin ich nicht, nee, ich nicht!"

„Schulmeister sagen Sie? Wollen Sie mich beleidigen?" schrie Brinkmann.

„Aber, meine Herrn, aber!" jammerte Wanderer.

„Sind Sie kein Schulmeister? Wie?" fragte Süß. „Schulmeister ist keine Beleidigung; man sagt auch Forstmeister und Brandmeister. — Sonst hätt' ich Steißtrommler gesagt oder sowas; das müßten Sie doch eigentlich wissen."

Wanderer stellte mit erhobener Stimme fest: „Herr Süß wollte demnach unser hochgeschätztes Mitglied Herrn Rektor Johannes Brinkmann nicht beleidigen, als er von Schulmeister sprach; im Gegenteil, er wollte ihn ehren, ihm ein Lob über seine Sprachbildungsfähigkeit und weitgehende Ausdrucksmöglichkeit spenden, und zugleich wollte er ihn hinstellen als einen Meister in der Schule, also als einen Großen in seinem Fache, kurz — als einen Meister, so wie ein Meister eben ein Meister ist. Denken Sie zum Beispiel an das Meisterlied in den Meistersingern von Richard Wagner oder an... an... an etwas anderes, das mir im Augenblick nicht einfällt. — Wir fahren somit in unsern Verhandlungen fort."

„Für so Zungenbrechereien hab' ich keine Zeit," sagte da Süß kurz, stand auf, nahm seinen Hut vom Haken und ging. Unter der Tür wandte er sich nochmals um und sagte: „Ich bin also dagegen, und wenn Sie es doch beschließen, so trete ich aus. Ich will keinem Verein angehören, an dem ich mir die Zunge ausbreche! Gunmorgen."

Trotzdem wollte Brinkmann seinen Vorschlag nicht zurückziehen. „Stimmen wir darüber ab," verlangte er; „es wird sich dann zeigen, ob im Vorstand genügend logisch denkende Männer vorhanden sind!" Erst auf Goliaths sehr ernstes Zureden, der ihn vor allem an Süßens Geldbeutel erinnerte, gelang es, den widerhaarigen Rektor zum Verzicht auf die Abstimmung zu veranlassen. „Damit die Einigkeit im Schuhevokuwiulit gewahrt bleibe."

„Bravo!" rief Wanderer. „Seid einig, einig, einig! Wir haben, meine Herrn, wiederum bewiesen, daß wir im Inter-

esse von Kunst, Wissenschaft und Literatur, die durch unsere Uneinigkeit in dieser Stadt schwer geschädigt würden, Opfer zu bringen imstande sind, sogar Opfer der Überzeugung, wie es unser verehrter Herr Brinkmann soeben getan hat. Wir haben sie aber gern gebracht, diese Opfer, so schwer es uns auch geworden ist. Möge es auch in Zukunft so bleiben. Dann werden Kunst, Wissenschaft und Literatur gehoben, geschützt und auch gefördert werden! Ich schließe die Vorstandssitzung!"

26. Beim Hauptschriftleiter des „Anzeigers".

Es war am Tage nach der geschilderten Vorstandssitzung. Gegen halb zehn Uhr morgens. Der Sessel des Herrn Hauptschriftleiters stand noch leer. Im Setzersaale langweilten sich die Setzer vor ihren Kästen, und der Metteur fluchte: „Diese elende Bummelei! Und nachher können wir uns abplagen wie arme Sünder und kriegen das Blatt doch nicht raus. Schau mal nach Manuskript aus!" Er fuhr Hans, den Lehrling, an und gab ihm, damit er ihn besser verstünde, freundschaftlich eins hinter die Ohren, daß er taumelte.

Heulend ging der Junge ins Redaktionszimmer. Manuskript fand er zwar nicht, aber eine halbgefüllte Zigarettenschachtel, die er in seiner Tasche verschwinden ließ. Eben brachte Hugo, der zweite Lehrling, die Post. Sie setzten sich hin und durchschnüffelten sie eifrig. Plötzlich lachte Hans auf. „Hör' doch," rief er und las folgende Postkarte laut vor: „Sehr geehrter Herr Redakteur! Solchen Schund, wie Sie schreiben, kann nur ein Esel verdauen. Da ich aber kein so großer Esel bin, so bestelle ich hiermit Ihr geschätztes Blatt ab und lese von heute an das ‚Tagblatt'." Die beiden wollten vor Lachen sterben.

Hugo fand bald darauf eine zweite Postkarte, die er jubelnd zum besten gab: „An die Redaktion der ‚Frauenfreude' hier. Wie können Sie, sehr verehrte Redaktion, es wagen, Ihr Schmierblatt Frauenfreude zu nennen? Frauenärger muß es heißen. Indem Sie nichts sind wie Zerstörer von Sittlichkeit,

indem Sie wollen, daß uneheliche Kinder Unterstützung bekommen sollen. Eine Leserin, die auch fortschrittlich ist, aber nicht so, daß sie solche Kinder kriegt." — „Hahaha," lachten die Lehrlinge, und Hans kicherte: „Hihi — uneheliche Kinder!"

„Weißt du was," schlug der andere vor, „ihm legen wir ihre und ihr seine Karte hin; das wird fein!"

Wie gesagt, so getan. Während sie sich nach neuen Betätigungsmöglichkeiten umsahen, ward die Türe zum Nebenzimmer, an der ein riesengroßes Schild mit der Aufschrift „Redaktion der Frauenfreude" klebte, geöffnet; herein trat Frau Goliath. Mit Strenge ließ sie ihre dunkeln Augen, die sonst Sehnsucht und Liebe strahlten, auf den Lehrlingen ruhen und tadelte: „Was treibt ihr euch hier herum, anstatt zu arbeiten?"

„Wir arbeiten schon lange; aber Manuskript finden wir keins," gab Hans frech zurück.

Da trat Goliath ein. „Sie suchen Manuskript!" rief ihm die Gattin als Morgengruß entgegen.

„So gib doch was raus!" Er suchte seine Zigaretten.

Frau Goliath strahlte. „Gern; ich dachte nur, weil du alles zuvor lesen willst, was ich geschrieben habe."

Goliath fand keine Zigaretten und wurde ungeduldig. „Donnerwetter, wo hab' ich denn nur..." Es wurde Hans schwül. Darum rief er, seines Chefs Gedanken abzulenken, frech einfallend: „Wir haben keine Zeit, zu warten, Herr Chefredakteur!"

„Was?" brüllte dieser voll Zorn. Aber der Schlaue hatte seinen Zweck erreicht. „Her mit der Post; wollen gleich welches haben," rief Goliath, riß die Zeitungen auf und schnitt mit der großen Papierschere eifrig und mit unglaublicher Gewandtheit und Schnelle Stücke aus ihnen heraus. „So!" murmelte er dabei, „da haben wir 'nen feinen Artikel... hier — Raubmord in Pipdorf... Nun den Leitartikel... Die ‚Frankfurter' ist doch 'n gutes Blatt... Hier... Vermischtes; so, da hätten wir Manuskript genug. Schert euch damit raus!" schrie er

die Lehrlinge an, indem er es vor sie hinwarf. „Provinz kommt gleich nach."

Während Frau Goliath kopfschüttelnd den Lehrlingen nachsah, die sich schleunigst aus dem Staube machten, tadelte sie den Gatten: „Du mußt dir die Sachen doch wenigstens ansehen, ehe du sie hineingibst!

„Wozu?" meinte dieser achselzuckend. „Wenn sie nicht gut wären, ständen sie nicht in bedeutenden Blättern. Was soll ich noch einmal schreiben, was andere bereits geschrieben haben, wenn es sich mit meinen Ansichten völlig deckt?" Er begann die Korrespondenz durchzusehen. „Dein Manuskript bring' her," wandte er sich an seine Frau. „Wo mögen nur meine Zigaretten sein..." Er suchte und suchte...

Frau Goliath verschwand unterdessen in der Redaktion der „Frauenfreude", aus der sie gleich darauf wieder herauskam, in der einen Hand ein umfangreiches Manuskript, in der andern die — Postkarte! „Hier, lies!" Sie reichte sie dem Gatten. Ihre Lippen preßten sich hochmütig aufeinander.

Goliath las halblaut: „... Esel... abbestellen..." und fuhr los: „Ein unverschämter Mensch! So ein Blechkopf... und noch anonym, daß man ihn nicht verklagen kann!"

„Hab' ich dir nicht schon immer gesagt, daß die Zeitung höher geschrieben werden muß?" triumphierte sie.

„Hab' ich dir nicht immer schon gesagt..." äffte er nach. „Allen kann man's nicht recht machen! Wenn ich die Leitartikel aus der ‚Frankfurter' nehme, muß das Übrige populär sein... — Willst du nicht endlich deinen Artikel vorlesen?"

Und Frau Goliath begann: „Die Frau in der Öffentlichkeit. Soll die Frau, wenn sie Gattin und Mutter geworden ist, nur Gattin, nur Mutter sein? Nein und abermals nein! So weit darf sich die Frau nicht erniedrigen! Nicht nur Geschlechtswesen darf sie sein, nein, Mensch, Staatsbürgerin muß sie in erster Linie sein. Darum muß die Frau imstande sein, das Tierische in sich zum Schweigen zu bringen, muß also auch auf das Mütterliche in sich verzichten können, muß..."

„Blödsinn! Das wird nicht gedruckt!" unterbrach sie Goliath rauh. „Mutterschaft — das ist das Allerhöchste. O, wenn du doch Mutter wärest!"

Sie geriet ins Weinen. „Hättest du dir doch so ein Weibchen genommen, das dir ein paar Kinder mitgebracht und jedes Jahr eins dazu geschenkt hätte — eine, die selbst geistig verkrüppelt wäre und dich hätte noch mehr verkrüppeln lassen, als du es schon bist...!"

„Lassen wir das Streiten," unterbrach er sie kalt; „ich sage: der Artikel kommt nicht ins Blatt."

„Und du willst für Freiheit von Kunst und Wissenschaft kämpfen?"

„Jawohl. Aber unser Publikum ist noch nicht für alles reif."

„Lerne die Karte auswendig, die du bekommen hast!"

Unterdessen hatte er die Briefe durchgesehen und die zweite Karte entdeckt. „Du! Die ist an dich gerichtet!" schrie er auf und las: „Schmierblatt... Frauenärger... Herrgottsakerment, das kommt von deinem wahnsinnigen Geschmiere!" Mit geballter Faust schlug er auf den Tisch.

Sie nahm ihm die Karte aus der Hand. „Anonym! Daß man ihn nicht verklagen kann!" murmelte sie verächtlich, als sie sie gelesen hatte.

„Auch noch verklagen!" höhnte Goliath; „auch das noch, hähä. — Deshalb also geht die Abonnentenzahl so rapide zurück! Daran bist du schuld; du schreibst zu hoch!"

„Nein, du bist schuld; du schreibst zu tief!"

Das fesselnde Zwiegespräch ward durch Klopfen unterbrochen. Zwei junge Mädchen, aufgedonnert, mit großen Hüten, auf denen ein umfangreicher Blumengarten prangte, traten aufgeregt ein. Laut schreiend wandte sich die eine sofort an Goliath mit der Frage: „Sind Sie der Redakteur? Lieber Herr, Sie müssen uns helfen!"

„Sonst gehen wir nähmlich zum ‚Tagblatt'," kreischte die andere.

„Sei man still, du!" wurde sie von der ersten angefahren. „Also, Herr Redakteur, der Herr Kuffke, was mein Bräu-

tigam ist, der hat es uns geraten: Rieke, hat er gesagt, als wir heute nacht zu ihm kamen — jawohl, mitten in der Nacht — heul' nicht, Rieke, hat er gesagt, da gehst du morgen gleich zum Herrn Goliath, der soll's in seinen Sprechsaal setzen, da steht ja immer der dolle Unsinn drin, hat er gesagt. Schrecklich ist sowas!" Sie unterbrach sich und schnupfte die Tränen hinauf.

Goliath, der von diesem ihm gespendeten Lobe nicht sehr angenehm berührt war, wurde ungeduldig. „Worum handelt es sich also, bitte," mahnte er geschäftsmäßig.

„Eine Gemeinheit ist es!" schrie die zweite und ballte die Faust gegen den Redakteur, der entsetzt zurückwich und rief: „Erlauben Sie mal!"

„Erlauben?" meinte die erste wieder. „Uns einfach auf die Straße zu setzen? Das sollen wir erlauben? Wie?"

„Wo wir nichts, gar nichts getan haben, als was sie uns selber gesagt hat!" kreischte die zweite.

„Aber so reden Sie doch: was denn?" fragte Goliath sehr ungeduldig.

„Wir reden ja immerzu," ward er belehrt. „Also — sie hatte doch gesagt, wir Dienstmädchen sollten uns zusammentun, und nach zehn Uhr abends brauchten wir keine Arbeit mehr zu verrichten. Weil wir nämlich auch Menschen seien, hat sie gesagt, und das sind wir auch. — Aber wie wir keine Arbeit getan haben — es war nämlich schon elf Uhr, als sie nach Hause kam..."

„Laß mich auch mal was sagen!" fiel die andere ein. „Denken Sie, da hat sie uns gleich rausgeschmissen, weil wir nicht mehr arbeiten wollten!"

„Unerhört ist das ja," ereiferte sich Goliath.

„Wenn sie es selbst gesagt hatte?" bezweifelte dagegen seine Frau.

„Vor allen Leuten hat sie es gesagt. Es war wirklich eine große Versammlung!"

Goliath horchte auf. In... einer Versammlung? Bange

Ahnungen ergriffen ihn. „In welcher Versammlung?" fragte er schnell.

„In der Dienstbotenversammlung; Frau Fischbach war's." Damit ward ihm sein Argwohn bestätigt.

„Nicht wahr, das hätten Sie auch nicht von der gedacht!" meinte die eine und — starrte Auguste an, die unbemerkt eingetreten war.

„Seien Sie der Richter, Herr Goliath," begann diese sofort. „Ich habe gestern zwei Stunden lang für diese Mädchen gearbeitet — für sie gesprochen. Müde und hungrig kam ich nach Hause. Da befahl ich Tee und Spiegeleier. Und was meinen Sie — diese ungeratenen, undankbaren Geschöpfe verweigern den Gehorsam! Wo ich für sie gearbeitet hatte!"

„Sie? Für uns?" schrie die andere und fuhr wie eine Furie auf Auguste los. „Sie gemeine Person, Sie. Lügen haben Sie uns den ganzen Abend erzählt!"

„Keine Beleidigungen, ja!" wehrte Goliath ab, der schützend vor Auguste getreten war.

„Es war grobe Pflichtverletzung," erklärte diese. „Wenn ich das sage, die ich für die Freiheit der Dienstboten kämpfe — in christlichem, bürgerlichem Sinne natürlich — dann ist das so!"

„Ihr habt den Gedankenleib, den Frau Fischbach mühevoll aufgebaut hat, dadurch zerrissen, daß ihr einen Tatenleib daraus machen wolltet!" belehrte Goliath die staunend aufhorchenden Mädchen. Sie starrten einander an und schüttelten verständnislos die Köpfe. „Wat für ein Leib? — Das ist ja...! Dann gehen wir zum Tagblatt," erklärte resigniert die erste.

„Spart euch den Weg; da war ich bereits!" höhnte Frau Fischbach.

Da gab es für die Mädchen kein Halten mehr. „Sie aufgeblasene Schweinsblase," schalt die eine. „Sie quälen nicht nur uns, Sie schinden auch Ihren Mann!" Und „Geben Sie uns unsern sauer verdienten Lohn," heulte die andere. Da war

Goliaths Geduld zu Ende. Er öffnete die Tür und brüllte: „Raus!" Weinend zogen die Anklägerinnen von dannen.

„Die armen Dinger! Sie sind ganz verwirrt!" meinte Frau Goliath mitleidig.

„Wie? Du willst sie noch entschuldigen? O, diese Tatmenschen, diese Tatmenschen!" empörte sich Goliath.

Dankend verabschiedete sich Auguste von ihm und folgte seiner Frau in die Redaktion der „Frauenfreude", da sie ihr „noch einige wichtige Mitteilungen zu machen" hätte. Brummend verbesserte Goliath die „Provinz" und konnte nach kurzer Zeit einen Haufen Manuskript in die Setzerei bringen. Als er zurückkehrte, stand Frau Brinkmann an der Tür. In größter Verlegenheit.

„Ich ... ich störe gewiß ... ich will lieber gleich wieder gehen," stotterte sie.

„Aber nein," beruhigte sie Goliath höflich. Er hatte seine Freude an dem schmucken Weib. „Sie bringen mir gewiß den versprochenen Aufsatz Ihres Gatten?"

Sie schüttelte verneinend den Kopf. „Nein, ich ... ich möchte Sie sprechen ... mein Mann weiß nichts davon ... geben Sie mir Ihr Ehrenwort, aber Ihr ganz heiliges ... niemand ..."

Er wurde neugierig, je verlegener sie wurde. Ei, ei! Was würde da herauskommen? Ein kleines Skandälchen vielleicht gar? Wie interessant! Er warf sich in die Brust: „Berufsgeheimnis, liebe Freundin! Redaktionsgeheimnis! Aber außerdem mein heiligstes Ehrenwort! Sprechen Sie. Ganz frei!"

„O ... ich ... ich geniere mich so ... Mein Mann ... er verdient es gar nicht; aber ich ... ich muß ihn lieben ... er ... ich ... da dachte ich ... Sie sind ja ... ich ..."

Sie hielt inne, ganz und gar verkörperte Verlegenheit. Also doch ein Skandälchen. Dieser Rektor! Das nette Weibchen! Und zu ihm hatte es Vertrauen. Wie schön! Er jubilierte innerlich. Und mit verdächtiger Liebenswürdigkeit munterte er sie, ganz nahe an sie herantretend, auf: „Nun? Was dachten Sie, hm?"

Da schwand ihr letztes Bedenken. Wie ein junges Mädchen sich zierend sagte sie: „Wegen des Seelenbündnisses, wissen Sie. Weil er mich damit so quält. Wenn ich nun auch eins hätte... und... und ihn eifersüchtig machte... wollen Sie? Sie sind ja sein guter Freund. Nicht wahr?"

„Jawohl, das bin ich!" bestätigte Goliath mit Überzeugung.

„Und ich kann Ihnen ganz und gar vertrauen?"

„Wie dem lieben Gott selbst!"

„Vielleicht gibt er dann das dumme Seelenbündnis mit dieser Auguste auf," lispelte Frau Rektor.

„Das beste Mittel!" Er rückte noch näher an sie heran. Plötzlich lachte er höhnisch auf. „Seelenbündnis, haha!"

Sie sah ihn verdutzt an. Und rief in plötzlicher Erleuchtung zornig aus: „O, ich verstehe. Der Elende! Er betrügt mich also! Gut, ich werde mich rächen!"

„Pst!" beschwichtigte sie Goliath, „sie ist drin bei meiner Frau!"

„Wo ist das Weibsbild? Die Augen kratz' ich ihm aus!" Sie wandte sich gegen die Tür. Goliath war wie umgewandelt: jung, elastisch, heiter, unternehmend.Er nahm sie sanft in den Arm und führte sie zum Sessel hin, in den sie sich leise weinend niederließ, und tröstete sie mit milden, lieben Worten. Streichelte zärtlich ihre Hand, dann ihre Wangen, und da sie es geschehen ließ, umfaßte und küßte er sie. Nur widerstrebend ließ sie es geschehen. Und sagte unter Tränen: „Wir gehen dann zu ihm und sagen: Das ist deine Lehre, du Betrüger!"

„Jawohl, das tun wir!" schmeichelte Goliath.

Doch auf einmal wurde sie unruhig. Sie suchte sich ihm zu entwinden. „Nein, nicht doch; es soll ja nur Spaß sein, das mit uns, nicht wahr, aber kein Ernst... Lassen Sie mich doch!" Sie entwand sich ihm und sprang auf. Zu rechter Zeit! Denn gerade traten Frau Goliath und Auguste aus der „Frauenfreude". Goliath hatte kaum noch Zeit, durch einen kühnen, jünglinghaften Sprung eine kleine Entfernung zwischen sich und die verwirrte Rektorin zu legen.

„Ah, sieh da, Frau Brinkmann!" begann ahnungslos Frau

Goliath und reichte ihr freundlich die Hand; Auguste näherte sich ihr mit süßestem Lächeln: „Na, geht es Ihnen gut? Und Ihrem lieben Manne?"

In ihrer Verwirrung vergaß Frau Brinkmann ganz das Augenauskratzen. „Mein Mann... der ist... ich muß sofort gehen," stotterte sie.

„Frau Brinkmann hat mir etwas von ihrem Mann gebracht," erklärte Goliath. Dann reichte er ihr die Hand: „Ich danke Ihnen; bitte, grüßen Sie Ihren Gatten, gnädige Frau. Auf Wiedersehen!"

„Warten Sie, ich bringe Sie ein Stückchen," rief Auguste ihr nach. Aber Frau Brinkmann hörte nichts mehr und war spurlos verschwunden, als Auguste auf die Straße trat...

27. Helenes Verlobung.

Helene Fischbach, das wohlerzogene Mädchen, das von „nichts wußte", hatte den verstörten Wacklich nicht vergebens aufgefordert, „bald wiederzukommen". Zwar hatte er sich damals in Herzenszerknirschung und Reue fest vorgenommen, niemals wieder die kindliche Jungfräulichkeit seiner zukünftigen Braut und Gattin anzutasten, sondern die satanisch-bösen Lüste des Fleisches durch strenge geistige Arbeit zu ertöten; er war auch, seine gute Absicht zu zeigen, in einen „Bund für unverbrüchliche Keuschheit" eingetreten. Aber er mußte trotz aller dieser Anstrengungen, wie so mancher Kleinwinkelsheimer, der durch Tugend nach außen glänzte und alles Fleischliche in frommen Reden in Grund und Boden hinein verdammte, erfahren, daß die Pflastersteine auf dem Wege zur Hölle aus guten Vorsätzen bestehen. So schlich er, nachdem einige Zeit vergangen war und Helene ihm zärtlich und freudig zugeflüstert hatte: „Du, es ist alles in Ordnung!", wenn die treue und vertrauende Mutter Auguste in Gesellschaft weilte oder Vorträge hielt oder mit ihrem Seelenfreunde diskutierte, heimlich ins Haus der geliebten Maid. Der alte Fischbach hielt es für das klügste, der Gattin gegenüber den Mund zu halten,

um nicht die Schuld an allem aufgeladen zu bekommen; Helene hörte sowieso nicht auf ihn. Wohl hatte Wacklich jedesmal sein Herz mit festen Vorsätzen gewappnet — gleichsam mit Eis umlagert; aber Helene brachte es stets schnell zum Schmelzen. Schließlich brauchte das liebe Mädchen gar nicht mehr zu locken und seine etwas dürftig geratenen Reize spielen zu lassen: er hatte Geschmack am süßen Spiele gefunden, und sein böses Gewissen wurde allgemach zum sanften Ruhekissen. Nur hie und da begehrte es noch auf, wenn Helene mit frommem Augenaufschlage feststellte, daß sie dem Geliebten ungeheure Opfer brächte, aus Liebe und Mitleid mit dem armen, guten Jungen, — Opfer, die sie sich von ihrem tugendsamen Herzen förmlich abreißen müßte. Dann schlich er mit einem großen Schuldgefühl über seine Selbstsucht und sittliche Minderwertigkeit davon, den guten Engel Helene wie eine Göttin verehrend, obwohl ihm manchmal dämmern wollte, daß die Sache mit dem Opfer doch sonderbar sei, da es doch anscheinend nicht ungern gebracht wurde und auch ihr selbst sichtliche Freude bereitete..

So trieben sie es eine ganze Weile. Bis auch hier der Krug am bekannten Brunnen in die berühmten Scherben zersprang. Eines Tages nämlich erfolgte Augustes Rückkehr früher als gewöhnlich. Sie traf ihre Helene auf dem Sofa sitzend in den Armen Wacklichs, wie sie — zum Glück! — rein und sittlich kosten. Auf dem Tische lag Zolas „Nana" aufgeschlagen, die augenblickliche Lektüre des Töchterchens, obgleich „diese" Romane ganz hinten im Bücherschranke vergraben lagen. Im Nebenzimmer saß der liebe Papa, über seiner Zeitung eingenickt.

Daß die überraschte Mutter, in ihrem tiefsten sittlichen Empfinden gekränkt, keine lieblichen Flötentöne hören ließ, im Gegenteil fürchterlichen Krach machte, braucht weiter wohl nicht erzählt zu werden. Helene rümpfte zu allem nur das Näschen: Gottchen, um einen Kuß — solchen Lärm; wenn Mama erst wüßte... oha, hihi... Mama ahnte nicht das geringste — trotz des Sofakusses. Daß die Mädchen heutzutage

alle nicht taugten, wußte sie zwar; aber daß ihre Helene eine Ausnahme war — glaubte sie auch zu wissen!

Helene blieb der Mama die Antwort nicht schuldig. Wurde sie nicht regelrecht zum Heimlichtun gezwungen? Mama sollte doch endlich die öffentliche Verlobung gestatten; sie würde doch niemals — nie! — von ihrem lieben, süßen Jungen lassen. Nie! Zudem würde die Tante wirklich bald sterben. „Nicht wahr, Liebster?"

„Bestimmt, gnädige Frau!" bestätigte der Gefragte. „Meine arme Tante wird leider glücklicherweise bestimmt bald sterben. Ich werde ihr alleiniger Erbe nach §§ 1922 bis 1937 des B.G.B."

„Ihre Paragraphen! Und Ihre Tante, hahaha!" lachte Auguste höhnisch auf. „Die stirbt nun schon seit einem Jahr. Aber Leute, die totgesagt werden, leben erst recht lang!"

„Ich meine aber, liebe Gustel, einmal wird sie doch sterben, und da..." versuchte Fischbach schüchtern des Töchterleins Partei zu ergreifen.

Die Gattin sah ihn mit einem kalten, bösen Blick an. „Du bist ganz still, ja? Du hast den Kuppler gespielt!" war ihre Antwort, die ihn ins Nebenzimmer zurückflüchten ließ. Dann wandte sie sich an Wacklich. „Ehe die Tante nicht gestorben und begraben ist, wird nichts aus der Verlobung. Bis dahin verbiete ich Ihnen das Betreten unseres Hauses."

„Mama! Du tötest unser unschuldiges Seelenbündnis!" schrie Helene auf.

„Jawohl, unser Seelenbündnis!" bestätigte Wacklich.

„Seelenbündnis — i was! Zwei Kinder wie ihr!" entgegnete Auguste lachend. So schied der Referendar vollkommen geknickt, während Helene mit der Mutter weiterzankte. Aber welches Glück! Für Wacklich, nicht für die Tante! Zu Hause fand er ein Telegramm vor, das ihn an ihr Sterbebett rief. Sofort raste er zum Bahnhof, wo er den Nachtschnellzug eben noch erreichte. „Hoffentlich ist sie schon tot, wenn ich ankomme — ich meine, damit sie nicht mehr zu leiden braucht," war sein Wunsch auf der ganzen Reise. —

„Ihre Tante ist leider vor einer Stunde gestorben," empfing ihn die alte Magd weinend.

„Gott sei Dank!" entfuhr es dem trauernden Neffen, so daß die alte Frau ihn ganz entgeistert anstarrte. „... daß sie nicht noch länger leiden mußte," beeilte er sich in wirklicher Zerknirschung hinzuzusetzen. Er hielt das Taschentuch vor die Augen, atmete tief und schwer auf und telegraphierte an Helene: „Tante wirklich tot. Verlobung kann erfolgen." —

Und dann — dann fand sie wirklich statt! Es war ein großes und schönes Fest. Auch Müller war eingeladen und hielt eine Rede auf das Brautpaar.

„Wann soll denn Hochzeit sein?" wurde das Brautpaar immer wieder gefragt. Und wenn Helene die Antwort gab: „Sobald der Nachlaß unserer leider verstorbenen Tante geordnet ist", dann lächelte Auguste wissend und verzeihend, wischte sich eine Träne der Rührung aus dem Auge und lispelte: „Die guten Kinder, die! So schnell geht's nun doch nicht!"

„Aber warum denn nicht?" fragte Dr. Wacklich, als sie es wieder einmal lispelte.

„Das kann ich dir jetzt so nicht sagen, vielleicht später," war ihre Antwort. Aber Helene ließ sich damit nicht abspeisen. „Wir haben ein Recht aufs Heiraten, liebe Mama," nahm sie am folgenden Tage die Mutter vor. „In drei Monaten spätestens wollen wir Hochzeit machen."

„Aber, Helene!" rief Auguste in großer, nein, in allergrößter Empörung. „Das ist ganz und gar unmöglich. Bedenke doch die notwendigen Vorbereitungen."

„Ach, Mama, bist du altmodisch! Möbel und Wäsche können wir in drei Tagen einkaufen — das Geld dazu werden wir ja haben, und eine Wohnung finden wir auch!"

„Aber, Helene! Denkst du nicht an die... die... seelischen Vorbereitungen? So unschuldig bist du ja noch... Ich... ich muß dich doch erst aufklären!" Sie errötete schamhaft.

Helene machte große Augen. „Auf—klä—ren? — Ach

ſ—o—o—o! Ja, liebe Mama, ich glaube, da irrſt du dich! Du biſt ſo altmodiſch, weißt du! Heutzutage iſt das Aufklären wirklich überflüſſig. Wir jungen Mädchen klären uns ſelber auf."

„He—le—ne! Was tuſt du mir an! Du ſprichſt wie ein Großſtadtmädchen!"

„Aber, Mama, hab' dich doch nicht ſo. Man meint ja, du müßteſt aufgeklärt werden! Nein, liebe Mama, was ich zu wiſſen brauche, das weiß ich."

Auguſte verlor die Sprache. Entgeiſtert ſtarrte ſie die Tochter an. „Ja, Mama, das iſt nun mal ſo," half ihr dieſe zur Beſinnung. Sie ſaß auf der Sofalehne und ſchlenkerte vergnügt mit den Beinen. Und ſtellte feſt: „Wir ſind alſo einig: in drei Monaten iſt Hochzeit!"

Das brachte Auguſte zur Beſinnung. „Nein," ſchrie ſie auf, „das darf nicht ſein. Neun Monate müßt ihr zum mindeſten warten?"

„Neun Monate? Warum gerade neun Monate?" fragte Helene und ſchüttelte verſtändnislos den Kopf.

Auguſte lächelte wiſſend und milde, ſchlang den einen Arm um das Töchterlein und flüſterte verſchämt, indem ſie mit der andern Hand an einem Knopf ihrer Jacke drehte: „Siehſt du, Kindchen, wenn du alles wüßteſt... Alſo glaube vorläufig deiner erfahrenen Mama, bis ſie dich ganz aufgeklärt haben wird. Siehſt du, es müſſen neun Monate ſein — der böſen Mäuler wegen."

Da ging Helene ein Licht auf. Sie lachte ſpöttiſch auf. „Ach, ſo iſt es gemeint? Wegen des Babykriegens? Nein, Mama, der böſen Mäuler wegen habe ich nicht Luſt, länger auf meinen Liebſten zu verzichten. Und er auch nicht auf mich."

Da gab es Auguſte tiefbetrübt auf, an Helenes unſchuldiges Nichtwiſſen zu glauben. Ihre weichen Züge wurden hart. O, das ungeratene Kind, das ſie behütet hatte wie ihren Augapfel, nein, viel ängſtlicher als dieſen, der doch ſo manches geſehen hatte, und nun doch aufgeklärt war! Und mit eiſiger Kälte in der vor Empörung zitternden Stimme erklärte ſie:

daß sie „sowas" schamlos fände und die Hochzeit ein für allemal nicht vor neun Monaten stattfinden würde. Dabei blieb sie trotz aller Bitten Wacklichs, der fast weinend die Hände rang. „Nein, die Leute sollen nicht sagen können, daß ihr vielleicht heiraten müßtet."

„Bei deinen Grundsätzen und Bestrebungen, liebe Schwiegermama," wagte er vorwurfsvoll, aber schüchtern zu bemerken.

Da richtete sich Auguste majestätisch auf und sprach: „Du vergißt, mein lieber Schwiegersohn, daß wir zunächst Gedankenleiber bauen wollen, nicht Tatenleiber."

Da aber Helene mehr für den Tatenleib war, so hatte Wacklich in der nächsten Zeit manchen schönen Augenblick.

Trotzdem Mama wie ein Zerberus wachte.

Aber das Töchterlein in seinem Liebesdrange verstand es, den Zerberus hinters Licht zu führen.

28. Hurtig verlobt sich abermals.

Betti Fein verlebte ihre Tage in sehr wechselvoller Stimmung. Bald wurde sie von unsagbarem Haß gegen Trompeter Emil Hurtig gefressen, gegen diesen undankbaren, gemeinen Menschen, der sie „Gans" geschimpft und diese Beleidigung noch dazu in ihr schönes „Pösiealbum" geschrieben hatte, gegen diesen „Zuchthäusler", wie sie ihn zürnend nannte, nachdem er seine acht Tage abgesessen. Bald wieder ward sie von Liebesgram verzehrt, und die Sehnsucht nach diesem „bösen Menschen" packte sie dergestalt, daß sie sich schlaflos in ihrem jungfräulichen Bette wälzte und ihre Seele nach ihm schrie wie der berühmte Psalmenhirsch nach frischem Wasser. Um sich davon zu heilen, knipste sie dann das elektrische Licht an und las im „Pösiealbum" Hurtigs wohlgemeinten Spruch. Und jedesmal, wenn ihr Auge das schlimme Wort „Gans" erblickte, verflog die weiche Rührung, und sie gab sich mit wahrer Wollust dem Hasse beleidigter Liebe hin. Hurtig ging in stiller Verbissenheit umher. In Anerkennung seines großen Pflichteifers, den ihm auch der größte Feind nicht absprach, bot man ihm, trotzdem

er im „Kittchen" gesessen, die Trompeterstelle im Feuerwehrkorps wieder an. Er lehnte schroff ab. Nein, er wollte nichts mehr mit der Feuerwehr zu tun haben, die ihn wegen des kleinen Schnittchens im Schlauch angezeigt hatte. Oder war das bißchen Wasser, das sich über die beiden Mädchen und Pfarrer Seeleknet ergossen hatte, so schlimm gewesen?

Amanda Tugendmuß schickte ihm am Tage seiner Entlassung aus dem Gefängnis einen mächtigen Blumenstrauß, einen großen Kuchen und eine Flasche guten Rotwein zu. „Dem edlen Märtyrer seiner Liebe," schrieb sie dazu. Voll Wut packte er den Strauß, um ihn auf das Straßenpflaster, mitten zwischen die Dreckeimerergüsse, zu schleudern — vor die Augen der „alten Schachtel" hin, die ihn gewiß beobachtete. Da fiel sein Blick auf die Rotweinflasche. Und er roch den feinen Duft des Kuchens. Sollte er auch dieses alles hinauswerfen? Nein, nein! So setzte er den Strauß ins Wasser und trank die Flasche Rotwein aus. In seliger Stimmung packte er dann den Kuchen ein und sandte ihn zu Betti hinüber mit schönem Gruß und dem Wunsche, sie möchte ihn sich schmecken lassen. Betti bekam einen Schreikrampf vor Seligkeit und Zorn zugleich. Sie war sich selbst böse, daß sie Emil zürnte. Aber nein — die ihr angetane Beleidigung war zu schwer, zu schwer! Und sie schickte den Kuchen mit der lakonischen Bemerkung zurück: „Gänse fressen Gras, aber keinen Kuchen."

Hurtig starrte die alte Frau, die ihm diese Worte hersagte, verständnislos an. Hätte ihm die Pythia zu Delphi in ihrer Muttersprache ihre Weisheitssprüche zugestammelt — sie wären ihm nicht unverständlicher gewesen als diese Botschaft Bettis. Und vergeblich war sein Bemühen, den tieferen Sinn herauszubekommen, den er dumpf hinter den dunklen Worten ahnte. So ging er denn trübselig seinem Handwerke nach. Das Leben war ihm verleidet.

Amanda Tugendmuß saß unterdessen mit seligen Hoffnungsträumen in ihrem Jungfernstübchen. Sie handarbeitete am Fenster, wo sie hinter den Gardinen hervor alles beobachten

konnte, was auf der Straße vor sich ging, sogar ohne den Kopf herausstrecken zu müssen; hatte sie doch einen „Spion" angebracht, zwei im Winkel zueinander gestellte Spiegel, die ihr jeden Menschen auf der Straße zeigten. So entging ihr auch nicht, wie geduckt und gehetzt Hurtig umherschlich. Und die Liebe, die sie wieder für ihn empfunden hatte, als sie die Entlobungsanzeige gelesen, hüllte sie in einen Flammenmantel ein, der sie zu verbrennen drohte. Jeden Abend vor dem Schlafengehen nahm sie Baldriantropfen ein, um die durch Hurtigs Anblick in allzu große Erregung geratenen Nerven zur Ruhe zu bringen, und trotzdem wälzte sie sich des Nachts in wilder Sehnsucht auf ihrem Lager umher und hielt mehr denn einmal des Morgens beim Erwachen ein Kissen im Arm, das ihrer Liebesglut als Hurtigersatz hatte dienen müssen. Im Traume natürlich nur! Denn im Wachen suchte sie sich vor solchen und ähnlichen sündhaften Gedanken zu hüten! Trotzdem war sie in den letzten Wochen nicht mehr zur Beichte gegangen, während sich dies Ereignis sonst alle acht Tage bei ihr zu wiederholen pflegte. Es war ihr zu unangenehm, beichten zu müssen, daß sie — Kissen im Arme hielt und an Mannesliebe dachte, wenn auch nur in Schlaf und Traum, sogar sehr lebhaft dachte! Wenn schon einmal „sowas" gebeichtet werden müßte, dann sollte es wenigstens „etwas Echtes" sein, damit sie auch wüßte, warum sie sich „scharnierte". So lange wollte sie warten. Denn daß Hurtig zu ihr kommen müßte, nachdem sie ihm alle die schönen Sachen geschickt, das erschien ihr als Selbstverständlichkeit. Und dann — o, dann würde ihre heiße, innige Liebe seine Sprödigkeit besiegen! Denn als fromme Jungfrau glaubte sie an das schöne Wort des heiligen Sankt Paulus (oder eines andern lieben Heiligen?): „Die Liebe überwindet alles."

Aber ihr Harren war vergeblich; Emil kam und kam nicht.

„Der Unglückliche, Arme, Liebe! Wie er verschüchtert ist!" dachte sie. „Er wagt es nicht, der Gute, Süße! O, ich verachte ihn nicht, weil er gesessen hat, ich nicht, im Gegenteil! Ich muß es ihm deutlich zeigen, dem armen Schelm." Da

schrieb sie ihm ein zierliches Brieflein. Rosenrot war das Papier, und in der oberen Ecke saßen, von Vergißmeinnicht umgeben, zwei sich schnäbelnde Täublein. „Mein lieber, sehr verehrter Herr Trompeter Emil Hurtig in Kleinwinkelsheim! Indem meine liebe Tante, wo in Schöpphausen wohnt und das viele Geld hat, wo ich, wie Sie wohl wissen werden, einmal erben werde, und das dauert gar nicht lange, indem daß sie alt und schwach und auf öfters krank ist, die arme, gute Tante, wo sie mich ein Hühnchen geschickt hat, wo sie selber fett gemacht hat, und mich das Hühnerfett nicht bekömmt, indem ich nicht den allerfestesten Magen habe. Aber Sie dürfen nu nicht glauben, daß ich einen kranken Magen habe, i wo, janich, im Gegenteil, ich vertrage alles, nur nicht zu viel fettes Huhn oder auch Gans oder zu fettes Schweinefleisch, wo mich meine liebe Tante auch schickt, weil sie doch Schweine fett macht, was für mich ganz gut ist; denn Schinken ist was Gesundes, das können Sie an mich sehen. Und ich will Sie meine Schinken gerne zeigen, wenn Sie zu mir kommen, da wird ihr Herz lachen vor Freude. Darum will ich Ihnen einladen, das Hühnchen mit mich zusammen zu essen, indem daß Sie sicher gern Fett essen, wo es Sie sicher gut bekömmt, wo Sie solange kein gutes Essen im Magen gekriegt haben, indem daß die bösen Menschen Sie eingesperrt haben von wegen das Bischen Wasser, wo auf uns gespritzt ist und ich nicht einmal den Schnupfen von gekriegt habe. Da können Sie dran sehen, wie gesund daß ich bin. Und Sie können gern einen Schnaps darauf trinken, der ist auch da und bekömmt gut, das können Sie an mich sehen. Aber wenn Sie es nicht mögen, schneiden wir es ab und essen das Magere und das Fett lassen wir, das macht gar nichts, wirklich nicht! Und ein gutes Tröpfchen Wein ist auch noch im Hause, wo wir dazu trinken wollen, natürlich alles in Ehren, indem daß es keine Sünde ist sich zusammen zu freuen, i wo, wenn man auch männlich und weiblich ist. Ich erwarte Ihnen am Montag Abend um halb neun, aber es braucht es niemand zu wissen von wegen die bösen Mäulers

von die Leute, wo man doch auch nicht weiß, was alles geschehen kann. In treuer Erwartung Ihres geehrten Kommens grüßt Ihnen hochachtungsvoll Amanda Tugendmuß."

Fluchend zerknitterte Emil das Briefchen; denn er mochte Amanda nicht leiden, weil sie ihn immer beobachtete. Allein am Montag tanzten ihm die verheißenen kulinarischen Genüsse während der ganzen Arbeit vor den Augen; immerzu drehten sich seine Gedanken darum. Huhn — und Rotwein! Gar nicht zu verachten, nee... Als er nach Feierabend müde und hungrig in seiner kahlen, geweißten Junggesellenkammer saß und die Pellkartoffeln seiner Stubenvermieterin roch, da ließ ihm die Zauberin Phantasie plötzlich den feinen Duft von Hühnerbraten in die Nase steigen; er sah die braun und knusprig gebratene Haut ganz deutlich; er spürte sie auf der Zunge, daß er sich unwillkürlich die Lippen leckte. Aber nein — er wollte trotzdem nicht hin. Seufzend setzte er sich an den Tisch. Die Kartoffeln waren glasig, und der Hering roch übel und schmeckte tranig. Hühnchen — ja, Hühnchen würde halt doch besser schmecken, ja. Und er leckte sich wiederum die Lippen. Auf einmal siegte die bessere Erkenntnis in ihm: daß er undankbar sei, wenn er in eitlem Trotze das Gute, das Liebe ihm uneigennützig bot, verachtete, und Undankbarkeit war eigentlich eine Sünde. Wozu sollte er eine solche Sünde begehen! Er sprang auf, ließ Hering Hering sein und schlich zu Amanda hinüber. Sie saß lauernd hinter den Gardinen. Als sie den schmucken Trompeter kommen sah, mußte sie die Hand aufs Herz pressen, so wild pochte es unter der tief ausgeschnittenen Bluse. „Wenn er mich nur nicht sogleich um den Hals fällt," fürchtete sie erwartungsvoll, ganz und gar zitternde Sehnsucht. Freudig führte sie ihn, der sehr verlegen war, an den mit einem Tischtuche bedeckten, mit Blumen geschmückten Tisch; buntes, zusammengesuchtes Geschirr stand darauf und feingeschliffene Kristallgläser, wie Emil sie bis dahin nur in den Schaufenstern vornehmer Läden gesehen hatte. „Sie müssen mir noch einen kleinen Augenblick gütigst entschuldigen," bat ihn die Gast-

geberin mit holdem Augenaufschlag, nachdem die Begrüßung sehr steif vor sich gegangen war, „aber genehmigen Sie mal bitte gefälligst solange einen kleinen Schnaps und ein Gläschen Wein — da stehen die Flaschen, das bekömmt Sie gut, bis ich wiederkomme. Und scharnieren Sie Ihnen nich, ja nich!"

„Ha, hm... die Sache ist nicht übel," dachte Hurtig und sog mit Wonne den feinen Bratengeruch ein, der die gemütlichen Räume durchzog. Und während Amanda Tugendmuß in der Küche das Hühnchen anrichtete, ließ er schnell hintereinander, als begehe er ein Unrecht, mehrere Schnäpslein und zwei Gläser Rotwein durch die Kehle gleiten. Und siehe — dies wirkte wie ein Zaubertrank. Denn als Amanda freudestrahlend mit dem gebratenen Hühnchen hereintrat, sah er sie mit ganz andern Augen an als bisher, mit Augen, die, obwohl sie nicht doppelt, doch die etwas eckigen Glieder des alten Mädchens rundlich sahen. Hatte sie nicht wirklich liebe Augen? Und wie freundlich sie war, die Gute! Wie besorgt, wie mütterlich! Die besten Stücke suchte sie aus und legte sie ihm auf den Teller; so hatte Betti nie für ihn gesorgt, im Gegenteil! Während er die beiden Schenkelchen verzehrte, knabberte sie bescheiden an einem mageren Flügel. Es schmeckte zu gut. Im Nu hatte er alles vertilgt, was sie aufgelegt hatte, nahm die Knochen zum Abnagen in die Finger und leckte diese umständlich ab, ehe er sie schließlich am Mundtuche trocken wischte. Einige Gläser Rotwein schmeckten, wie er versicherte, prächtig dazu. Dann sah er nach neuen Taten aus.

„Lieben Sie Brüstchen?" fragte ihn Amanda, indem sie Messer und Gabel zum Zerlegen in die Hand nahm und ihm verliebt zulächelte. „Es ist zwar man klein, aber dafür um so zarter."

Er war so selig, daß er ihr etwas Angenehmes sagen wollte, nein, mußte! War sie nicht ein gutes Mädchen? Darum rückte er dicht an sie heran, stieß sie, schalkhaft lächelnd, freundschaftlich mit dem Ellbogen in die Seite und meinte, indem er einen verstohlenen Blick in die Bluse zu werfen versuchte: „Gott,

so klein wird's doch wohl nicht sein, und dann ist's vielleicht hübscher, wie wenn's so groß wäre!"

„Hihihi," kicherte sie; „ich meine doch Hühnerbrüstchen, hihi!" Dabei schmiegte sie sich leicht an ihn an.

„Ach so," rief Emil, „Hühnerbrüstchen! Jawohl, das liebe ich, ja. Ich meinte, Sie meinten..."

Amanda hielt ihm den Mund zu und kicherte: „Hihi, artig sein, nich?" Dabei kamen ihre Knie an die des Trompeters, und da es sie wie ein elektrischer Strom durchrann, den sie nicht als unangenehm empfand, so ließ sie sie, wo sie waren; ja, sie suchte sie in noch innigere Berührung mit den seinen zu bringen. So tafelten sie weiter. Und Hurtig fand, daß man bei Amanda Tugendmuß wohl aufgehoben sei. „Essen Sie immer so gut?" wollte er wissen.

„Ochott — so gut nich, wenn auch immer gut. Wissen Sie — wenn man alleine ist! Da hat 'ne Frau keine Freude an so guten Sachen."

„Nicht? Wie ist das schade! Für Ihnen, meine ich. — Ich könnte immerzu sowas essen."

„Ja, Sie sind ein Mann! Aber wir Frauen... Ja, mein Mann würde es gut bei mich haben, sicher. Und wenn er Handwerker wäre, da könnte er sich selbständig machen von wegen meine Ersparnisse und das Geld, wo uns meine Tante geben würde und wo ich noch erbe." Sie seufzte tief auf und sah Emil liebeheischend an. Der ahnte dumpf, daß ihm irgendeine Gefahr drohte. Darum zog er seine Knie von den jungfräulichen fort und sagte nur vieldeutsam: „Hm, ja!"

Sie holte Zigarren. „Nein, nein, vielleicht können Sie den Rauch nicht vertragen," wehrte er galant ab; dabei hatte er bereits die Spitze abgebissen und sah sich nach einem Streichholz um. Sie zündete eins an und reichte es ihm, wobei sie erklärte: „Da kennen Sie mir aber schlecht! Ein Mann muß nach dem Essen rauchen, das bekömmt ihm gut. Wenn er ein Raucher ist, natürlich."

Hurtig war selig. Er lehnte sich in den bequemen Korbsessel

zurück, rauchte Brasil, trank Rotwein wie Wasser, dazwischen einige Schnäpslein — so gut hatte er's wahrhaftig noch nicht gehabt! Aber endlich schlug doch der Augenblick des Abschieds. „Kommen Sie ruhig wieder; so oft Sie Lust haben, können Sie gerne kommen," lud sie ihn ein; „es gibt für Sie immer was Gutes." Zum erstenmal empfand Hurtig ein Gefühl der Dankbarkeit gegen Amanda. Gewiß, sie war nicht mehr sehr jung, nee. Aber der Teufel mochte die Jungen holen, wenn sie ihn tyrannisierten! Es lebe die Alte, wenn er's bei ihr besser hatte! Und überhaupt — so alt war Amanda gar nicht, höchstens fünf oder sechs Jahre älter als er, und er war noch ein junger Mann. Gewiß, Betti war hübscher, fescher, aber... Eigentlich hatte sie ihn immer schlecht behandelt, wenn er sich die Sache genau überlegte. Nur dann war sie süß gewesen, wenn er sich in ihr Bett gestohlen hatte. Aber wie? Würde die andere da nicht auch süß sein, wie? Donnerwetter, warum denn nicht! Womöglich noch süßer, wer mochte das wissen; man erlebte ja allerhand Überraschungen mit den Weibern in letzter Zeit. Der Gedanke packte ihn so, daß er umkehren und eingedenk der unverschlossenen Kammertür nochmals zu der lieben Gastgeberin hinaufschleichen wollte. Aber da kam gerade Nachtwächter Schultz des Weges, und Hurtig schlüpfte behend in sein Haus. —

In gehobener Stimmung ging er am nächsten Morgen zur Arbeit. In Gedanken saß er noch immer am wohlgedeckten Tisch Amandas, rauchte und trank — es war zu schön gewesen! Es war in der Villa Blumeneck, wo er auf dem Dache der Garage umherkletterte. Immer wieder ließ er die sonst fleißigen Hände ruhen, so daß der kontrollierende Meister ihn gewaltig anschnauzte. Ha, war er nicht ein Dummkopf? Plagte sich für Fremde und ließ sich anbrüllen! Konnte heute noch selbständig, Meister werden und andere anschnauzen. Amanda hatte es ja gesagt! Er sah gerade in die Fenster des Herrschaftshauses hinein. Und da — da entdeckte er in der Nähstube seine ungetreue Betti, die hier schneiderte. Daß sie ihn

längst gesehen hatte, merkte er an ihrem gezierten Benehmen. Da ging ihm doch ein Stich durchs Herz; denn in Gedanken stellte er unwillkürlich neben die rundlich-jugendliche Betti die eckig-ältliche Amanda. Aber dafür hatte diese Hühnerbrüstchen und Geld — und das war auch etwas!

Absichtlich, das merkte er wohl, nahm Betti keinerlei Notiz von ihm. Und als er sie einmal in Gedanken versunken anstarrte, hörte er sie höhnisch auflachen. Da faßte ihn Zorn gegen die Ungetreue. Und er beschloß, Amanda zu heiraten. Heute noch wollte er zu ihr hinübergehen, um es abzumachen; eine Flasche würde es sicher zur Verlobung geben. Er freute sich schon auf den guten Schluck! Und darauf, wie sich die Böse da unten ärgern würde. Verdiente sie es denn, daß er sich um sie grämte, die Herzlose? Wütend warf er die schadhaften Ziegel in den Hof hinab, daß es krachte. Betti lachte höhnisch vor sich hin. „Wie der sich betut," sagte sie zu Lisbeth, die nähend neben ihr saß; „er ärgert sich man bloß, daß ich ihn nicht mehr haben will."

„Ich habe mich gewundert, daß Sie nicht zu ihm gehalten haben, als er ins Unglück kam," gab Lisbeth zurück.

„O, ich habe ihn doch nicht fortgeschickt, weil er im Kittchen war; nee, das müssen Sie nicht glauben; aber wo er mir Gans geschimpft und es mir sogar in mein schönes Pösiealbum geschrieben hat... ich kann es gar keinem Menschen mehr zeigen." Sie drückte ein paar Tränen aus den Augen.

„Das kann ich mir nicht denken," zweifelte Lisbeth Hurtigs Bosheit an.

„Jawohl, Fräulein, so ist der. Mir Gans zu schimpfen! Nee, so einen will ich nicht als Mann. Wenn wir wenigstens verheiratet gewesen wären; aber ich war doch man erst seine Braut, nich wahr."

„Vielleicht hat er es gar nicht so gemeint, der Arme. Oder haben Sie ihm irgendeinen Anlaß dazu gegeben?" forschte Lisbeth lächelnd.

„Nee, nich die Spur. So ganz ohne Grund schreibt er mir

‚Gans' in mein Pösiealbum. Ich will's Ihnen zeigen, weil Sie's nicht glauben wollen."

Am nächsten Tage brachte sie tatsächlich das Album mit. Lisbeth lächelte, da sie den Spruch las, und klärte sofort die zürnende Betti auf. Aber diese wollte und wollte an keinen Schreibfehler glauben, beharrte vielmehr eigensinnig auf ihrem Standpunkte, da sie sich vor dem Eingeständnis ihres Irrtums vor sich selber fürchtete. Stand da nicht klar und deutlich: „Gans"? Sie konnte doch lesen, sie war immer die Erste in ihrer Klasse gewesen und hatte auch im Rechnen stets eine Eins gehabt, jawohl! Erst als Lisbeth ihr den Spruch in einem Spruchbüchlein vorwies, gab sie sich geschlagen. Entgeistert starrte sie bald das Büchlein, bald Lisbeth an. „Ogottegott, der arme Junge! Was hab' ich ihm Unrecht getan," jammerte sie zerknirscht, um dann wieder alle Schuld auf ihn zu schieben, weil er so ungebildet war.

„Schreiben Sie ihm sofort," riet ihr Lisbeth. „Kommen Sie, lassen Sie das Nähen, hier ist Papier und Tinte. Bitten Sie ihn um Verzeihung."

Um Verzeihung? Nein, das wollte sie doch nicht tun! Nee! Aber, nachdem sie eine Stunde lang steinerweichend geheult hatte, schrieb sie folgenden Brief:

„Mein süßer, Allerliebster gewesener Emil! Verzeihe mir, mein Allerliebster gewesener Emil, wo ich doch gemeint habe, du hättest mir Gans genannt und es auch in mein Album hineingeschrieben hast. Denn es steht wahrhaftig drin: ‚Dir Gans'. Und ich habe gemeint, ich bin es wirklich und bin darum beleidigt gewesen, aber ich bin es ja gar nicht, wo es gar keine Gans ist, sondern ein Schreibfehler und ganz heißt. Siehst du, das ist die Strafe für dein schlechtes Lernen in die Schule, was mich nie pessieren kann; denn ich bin immer die Erste gewesen und schreibe Ortograf Vieh, das weißt du selbst. Aber nun, mein Allerliebster gewesener Emil, will ich dir wieder gut sein und dir alles verzeihen, wo du an mich gefehlt hast, und auch den Schreibfehler.

Und du kannst wieder zu mich kommen. Deine dich wieder wie früher ewig liebende Betti. P. S.: Komme bald, ich sterbe jetzt wieder vor Sehnsucht, genau wie früher, mein allerliebster Emil. Deine Betti. P. S. Ich warte übermorgen Abend auf dich, gegen 11 Uhr, aber komme ganz leise. Morgen kann ich nicht, warum sag ich dir übermorgen, aber ja leise, daß es keiner nicht merkt. Nachher erst wieder öffentlich. Viele hunderttausendmillionen Küsse von deiner dir in Ewigkeit wie früher treue Betti."

In der Seligkeit der Selbstüberwindung leckte sie Briefumschlag und Marke tüchtig, damit alles ordentlich klebte, und brachte selbst den Brief zum Briefkasten. Als sie zurückkam, stand die Zeitungsfrau mit dem „Anzeiger" am Tor. Betti nahm ihr die Zeitung ab; bald, ach ja, bald würde ihre Verlobung mit Hurtig wieder darin stehen, ganz groß, mit dicken Buchstaben, und auch im „Tagblatt". An dieser Stelle...

Was... was... war das? Träumte sie? Narrte sie ein Trugbild der Phantasie? Stand da nicht... da, wo ihre Verlobung stehen sollte, stand da nicht...? Und sie las voll Entsetzen:

Amanda Tugendmuß
Emil Hurtig
Schieferdeckermeister und ehemaliger freiwilliger Feuerwehrtrompeter

Verlobte.

Zur Beachtung! Dem hochverehrten Publikum teile ich bei dieser Gelegenheit gleichzeitig mit, daß ich vom kommenden Ersten ab die Schieferdeckerei selbständig betreibe, und halte ich mich bei allen in Betracht kommenden Deckarbeiten bestens empfohlen.

Solide Arbeit! Billige Preise!

Da wurde Betti weiß wie gebleichtes Linnen, schrie laut auf und fiel ohnmächtig um.

29. Dr. Wacklich in Seelennot.

Auguste Fischbach vermochte sich gar nicht zu erholen. Der Schlag, den ihr das unschuldige Helenchen versetzt, als „das Kind" auf die mütterliche Aufklärung verzichtet und dafür die eigene angeboten hatte, war zu furchtbar gewesen. Ihr seelisches Gleichgewicht suchte sie dadurch wiederzuerlangen, daß sie ganze Abende, ja Nächte hindurch mit ihrem Seelenfreunde Brinkmann über die sexuelle Aufklärung stritt. Frau Brinkmann platzte beinahe vor Zorn und war daher von mehr als überzuckeriger Freundlichkeit zu Auguste. Diese zog daraus den richtigen Schluß — sie war ja ein Weib! —, aber es störte sie nicht im geringsten, im Gegenteil, es brachte ihr große Befriedigung, weil sie durch den „Anblick dieses kleinlichen Wesens" an die eigene Großzügigkeit erinnert wurde. Und wenn der armen, übermüden Hausfrau auf dem Sofa die Augen zufielen, dann drückte sie, die Großzügige, verstohlen die Hand des Seelenfreundes, und es kam sogar vor, daß sein Fuß — unabsichtlich natürlich — den ihren fand; aber sie sprachen genau so laut wie immer; denn jedesmal, wenn sie flüsterten, erwachte die Schläferin und blinzelte sie mißtrauisch an. Es waren schöne Stunden, diese Schlafstunden der Frau Brinkmann! Da erst fühlte sich Auguste wohl. Denn nun konnte sie über alles reden, auch unbelauscht vom Gatten, der an ihrer Türe horchte und sogar durchs Schlüsselloch guckte, und von — Helene, der sie ja nun auch nicht mehr traute.

Frau Brinkmann schloß unterdessen eine immer inniger werdende Seelenfreundschaft mit Goliath. Zum großen Staunen der Frau Chefredakteur kam sie alle Augenblicke angelaufen, um „einen Auftrag ihres Mannes" auszurichten oder eine große Neuigkeit für den „Anzeiger" zu bringen, für den sie plötzlich ein merkwürdig warmes Interesse bewies, oder um den Rat ihres „erfahrenen" Freundes einzuholen. Das erschien schließlich Frau Goliath, die, wie sie immer wieder versicherte, „sonst" gar nicht kleinlich oder eifersüchtig war, sehr verdächtig. „Rat des erfahrenen Freundes!" Ihr Mann —

erfahren? Das war ihr etwas ganz Neues! Sie lauschte bei Brinkmann. Der hatte keine Ahnung von Aufträgen. Da paßte sie auf.

Es war unnötig! Denn Frau Brinkmann war ihrem Manne wirklich treu, und sie verfolgte nur die naive Absicht, ihn auf diese Weise ein bißchen eifersüchtig zu machen, von Auguste ab- und zu sich herüberzuziehen. Darum freute sie sich, als Frau Goliath sich an ihren Mann wandte. Aber der war so sehr in die Seele seiner Seelenfreundin vertieft und von der „Spießigkeit" seiner eigenen Frau überzeugt, daß er darüber glatt hinwegging. Was die Arme erst recht kränkte.

Goliath indessen verfolgte andere Pläne als seine kindlich-denkende Freundin, über die er heimlich lachte. Doch nichts erreichte er, als daß er sie drücken und hie und da einmal küssen durfte, und dies auch nur unter der heiligen Versicherung, solches gehöre zur echten Seelenfreundschaft — was ihre Erbitterung gegen Auguste bis zur Siedehitze steigerte. Wenn sie dachte, daß die beiden sich in Seelenfreundschaft immerzu so drückten und küßten... o... o! „Nein, lieber Freund, wir tun doch bloß so, nicht wahr?" bat sie widerstrebend immer wieder.

„Aber gewiß doch!" bestätigte Goliath. Seine Stunde würde schon noch kommen! Nur Geduld. —

Helene ihrerseits vergnügte sich aufs beste mit ihrem Wacklich. „Ochott," meinte sie, wenn er ängstlich war, „tu' doch nicht so! Wir können ja jeden Augenblick heiraten!"

„Gewiß, das schon. Aber... deine Mutter, deine Mutter! Denk', wenn ich käme und sagen müßte — du, das müßtest du sagen, ich wagte es nicht — wenn du... wenn ich... wenn wir sagen müßten: wir müssen heiraten nach §§ 1719 bis 20 des BGB..."

„Ach du, mit deinen Paragraphen! Komm lieber her und küsse mich!" Sie setzte sich auf seine Knie und herzte ihn. Da ward sein schwacher Geist noch schwächer und sein Fleisch willig...

Eines Morgens aber ward er von ihr auf dem Gericht antelephoniert, obwohl er es nicht haben wollte. Wegen der dummen Bemerkungen, die der Amtsrichter jedesmal machte! „Du, ich muß dich unbedingt sprechen. Bald, recht bald, hörst du," tönte es ihm in die Ohren. Die süße Stimme schien ihm in die Posaune des Jüngsten Gerichtes verwandelt; er begann zu zittern; denn das Gewissen schlug ihm.

„Ist es etwas Schlimmes?" flüsterte er in den Fernsprecher hinein.

„Was sagst du? So sprich doch lauter!"

„Ich fürchte mich so! Ob's was Schlimmes ist," brüllte er nun in Angst.

„Warum schreist du so! Ja, es ist wahrscheinlich schlimm. Komm sofort her; ich muß es dir sagen, hörst du."

Leicht gesagt: sofort! O, wenn er gekonnt hätte. Die Buchstaben tanzten ihm ja vor den Augen. Sowie die Bureaustunden umwaren, wankte er, von trübsten Ahnungen gefoltert, zum Hause Fischbach. Die Süßigkeit der mit Helene verlebten Stunden verwandelte sich ihm in bittere Galle, die himmelhochjauchzende Freude in höllisch-abgrundtiefe Reue. Wie hatte er nur so handeln können! Er, ein gebildeter Mensch, Mitglied des Bundes für entschiedene Sittlichkeit! Ausgestoßen würde er nun, und... und noch vieles andere...

Vor der Türe stieß er zu allem Unglück auf Auguste. Sie musterte ihn mißtrauisch und fragte scharf: „Was fehlt dir? Du siehst aus, als hättest du drei Tage im Grabe gelegen."

„Haha," lachte er mit geheuchelter Fröhlichkeit, „ich fühle mich wohl wie noch nie."

Sein Lachen ließ sie noch mißtrauischer werden. „Du hast doch keine Dummheiten gemacht?" fragte sie.

Wäre es möglich gewesen — er wäre noch blasser geworden. „Aber ich bitte dich, liebe Schwiegermama! Deine Tochter ist... ist... mir heilig... sicher."

Da fuhr ihn Auguste böse an. „Erlaube mal, wie kannst du denken, daß ich so was gedacht hätte. Du — mit meiner

Tochter — du! Das ist ja pervers!" Dann schickte sie ihn nach Hause. Helene habe zu dieser Stunde keine Zeit für ihn. Betrübt schlich er von dannen. Aber die ersehnte Geliebte huschte ihm nach und zog ihn in den Hausflur zurück. „Du, wir müssen heiraten," flüsterte sie ihm zu.

„Helene!" schrie er entsetzt auf, daß sie ihm schnell die Hand vor den Mund hielt, „o, meine Ahnung!" Verzweifelt rang er die Hände. „Ich ... ich hab' ja immer nicht gewollt, immer nicht ..."

„Was? Du — nicht? Du hast nicht ..."

„Doch ... ja, ja ... ich habe gewollt ... ich meine nur, ich hätte der Vernünftigere sein sollen ... Liebe Helene, verzeihe mir; ich will's gewiß nicht wieder tun!"

„Das wäre noch schöner!" schalt diese. Mitleid stieg in ihr auf. „Reg' dich doch nicht so auf, armer Junge, wir heiraten einfach."

„Einfach, sagst du, einfach. Und deine Mutter?"

„Du mußt es ihr eben sagen."

„Wer? Ich? Deiner Mutter?" Er starrte sie ungläubig an. „Denk' doch — ich als Mitglied des Vereins für entschiedene Sittlichkeit ... ich!"

„Erstens sind wir nicht unsittlich, und zweitens wird es nicht sittlicher, wenn ich es ihr sage."

„He—leee—ne!" ertönte Augustes Stimme von oben herab. Da floh Dr. Wacklich voll Entsetzen. In seinem Hirne wühlten die Gedanken wie Maulwürfe in einer Wiese. Was tun! Sich — umbringen? Ach, die arme Helene! Da kam ihm auf einmal der rettende Gedanke: er mußte Auguste die Einwilligung zur Hochzeit abzwingen, ohne ihr zu verraten, warum es so schnell sein mußte. Hurra, das war das Ei des Kolumbus! Es war gelegt. Sein Hirn hatte es gelegt. Aber es stand noch nicht. Und es zum Stehen zu bringen — das war doch erst das eigentliche Kolumbusei! — — Ein anderer mußte es tun. Denn er würde bei Auguste nichts erreichen. Wer? Herr Fischbach? Lächerlich! — Brinkmann? Der würde sofort

kuschen, wenn sie böse Augen machte. — Goliath? Ha, das war das Ei! Der hatte Einfluß auf Brinkmann und durch diesen auf Auguste. Und in seiner Herzensnot entschloß er sich zum sofortigen Gang zum Redakteur.

„Ah, sieh' da, der Herr Doktor! Setzen Sie sich," begann der Gewaltige freundlich. Er saß im Redaktionssessel und klebte ausgeschnittene Artikel auf ein Stück Papier. „Nehmen Sie eine Zigarre?"

„Sie... Sie sind sehr gütig," stammelte der Referendar. „Aber ich rauche lieber nicht. Meine Sinne werden benebelt. Und ich... man braucht seinen Verstand."

„Sie auch?" lachte Goliath.

„Oja, gerade jetzt." Er seufzte tief auf, riß sich zusammen, trat dicht vor Goliath und sprach mit fester Stimme: „Herr Chefredakteur! Sie verkehren intim mit meiner zukünftigen Schwiegermama..."

Goliath fuhr auf wie von einer Natter gestochen. „Erlauben Sie... intim — ich? Herr, sind Sie von Sinnen? Intim! Das bin ich doch nicht!"

Dr. Wacklich war ganz verwirrt geworden. „Entschuldigen Sie — ich meine ja nicht das, was Sie meinen; ich wollte nur sagen, daß Sie ihr guter Freund sind... Ihr Wort gilt sehr viel bei ihr."

„Ach so! Das ist richtig, jawohl."

„Es ist auch lieb von Ihnen, daß Sie alle ihre Artikel abdrucken, wenn andere Blätter sie nicht nehmen..." Er war sehr erstaunt, als er die Mienen des großen Mannes sich verfinstern sah. „Sehen Sie," fuhr er voll Angst schnell fort, „ich kenne meine Braut nun schon sehr, sehr lange... und nun möchten wir heiraten — regelrecht, wissen Sie, gesetzlich, nach §§ 1297 bis 1538 des BGB., und schnell — — recht schnell..." Goliath sah ihn sonderbar von der Seite an. Das verwirrte ihn. „Sehen Sie, wenn, wenn man sich schon so lange kennt, dann möchte man doch gern... ja, man möchte... Sie verstehen..."

Mild und gnädig lächelte da Goliath. „Ich verstehe. Heiraten Sie!"

„Aber meine Schwiegermama will, daß wir noch neun Monate warten."

„Warum das?"

„Damit die Leute nicht sagen, wir hätten nach §§ 1703 bis 1722 des BGB. heiraten müssen!"

Goliath brüllte auf vor Lachen. „Das will Auguste Fischbach? Die in allen Versammlungen dafür eintritt, daß..."

„Nicht wahr?" fiel Wacklich ein, dem Mut und Zuversicht wuchsen. „Als ich sie darauf aufmerksam machte, da sagte sie, das sei ein Ideal, ein Ziel..."

Goliath räusperte sich. Dachte eine Weile nach. Angestrengt. Still war es im Zimmer, so still, daß es Wacklich ungemütlich wurde und er zaghaft fragte: „Wie meinten Sie?"

Der Redakteur fuhr aus seinem Sinnen auf. „Ich? Nichts! Oder doch: Ihre Schwiegermutter, meine verehrte Freundin, hat ganz recht!"

Wacklich glaubte sich verhört zu haben. „Entschuldigen Sie, Herr Chefredakteur, ich habe Sie nicht richtig verstanden; Sie meinten doch..." stammelte er betreten.

„Ich sagte, daß Ihre Schwiegermutter recht hat!" wiederholte der andere.

„Aber — Sie vertreten doch dieselben Gedanken — ich habe es letzthin aus Ihrem eigenen Munde gehört!"

Goliath reckte sich hoch auf und begann würdevoll: „Mein lieber junger Freund, sehr verehrter Herr Doktor! Ja, ich vertrete diese Gedanken. Durchaus. Aber zunächst privat, nicht öffentlich. Sodann in der Idee. Ich baue sie zum Gedankenleib aus. Und lasse diesen nicht durch täppisches Zugreifen, wie es die Jugend liebt, zertrümmern. Eben darum haßt auch Ihre verehrte Frau Schwiegermutter, die auf derselben geistigen Höhe steht, den Tatenleib, wie ich genau weiß. Ich hatte schon einmal Gelegenheit, einem jungen Manne gegenüber diese Grundsätze darzulegen; fragen Sie nur Ihren Freund Müller. Und über-

legen Sie einmal: Ist es nicht verdienstvoller, geistiger Vater zu sein, als körperlicher? Ersteres kann nur ein Auserlesener, letzteres jeder Esel."

Da stöhnte Wacklich in Reue und Selbsterkenntnis: „O, wie haben Sie recht! Und... und oft kann man gar nichts dafür." Wie ein Häuflein Elend saß er da. Und begann zu jammern: „Ich hatte so viel von Ihrem großen Einfluß erhofft..."

Das stimmte Goliath gnädig. „Sie sollen sich nicht in mir geirrt haben, Herr Doktor. Ich werde mit Ihrer Schwiegermutter reden."

Da atmete Dr. Wacklich auf. Ihm war ein Stein vom Herzen gefallen. Voller Zuversicht, ja erhobenen Hauptes verließ er die Redaktion.

30. Ernst Müller wird berühmt.

So ungeduldig wie in diesen Tagen war Ernst Müller noch niemals in seinem ganzen Leben gewesen. Er erwartete den endgültigen Bescheid aus Berlin über Annahme oder Ablehnung seines Stückes am Schauspielhause. Wiederum lief er auf die Straße, den Postboten abzufangen, und — lief an ihm vorbei! Der gab währenddem Fräulein Meyer, Müllers Stenographin, einen eingeschriebenen Brief ab. In großen Buchstaben prangte „Schauspielhaus" auf dem Umschlage. Sie erblaßte in freudigem Schrecken. Eingeschrieben — das bedeutete die Annahme. Und nun war Herr Müller nicht da! Aufregung packte sie; unwillkürlich griff sie nach dem Brieföffner — Herrgott, sie konnte doch nicht warten, bis... da hörte sie seine Schritte auf der Treppe, lief ihm entgegen, rief ihm zu: „Das Stück ist angenommen!"

Schon hatte Müller das Schreiben aufgerissen. „Angenommen! Meyerlein — es ist wahrhaftig angenommen!" jubelte er und umarmte in ausgelassener Freude das Mädchen. Und rannte davon. Sein Stück angenommen! In Berlin! Seine Hoffnungen erfüllt! Er lief durch die Straßen, daß seine

langen Dichterlocken flatterten. Zu Lisbeth! Als er aber am „Tagblatt" vorüberkam, mußte er hinein. Klüger hatte ja immer Anteil an seinem Schaffen und Werden genommen. „Gratuliere! Nun sind Sie ein gemachter Mann!" brüllte dieser freudig und drückte dem Dichter warm die Hand. „Halt, halt! Erst anstoßen, dann können Sie weiterlaufen! Auf gutes Gelingen! — Und in einigen Wochen schon geht die Uraufführung vor sich? Ein Schwein haben Sie... Also Prost!" —

Müller schüttete das Glas Rotwein hinunter und eilte weiter. Klüger aber schrieb schnell eine Notiz für sein Blatt. Haha, das „Tagblatt" würde diese Neuigkeit heute schon bringen; was würde sich dieser Goliath, dieser Kleisterschmierer, wieder ärgern, haha!

Lisbeth war närrisch vor Freude, als der alte Bussinek sie auf Müllers Bitte in den Garten gerufen hatte, sprang und sang und küßte den Geliebten immer wieder. „Komm, wir telephonieren es Vater!"

„Nee, mein Versprechen halte ich: nicht ins Haus!" entgegnete er lachend.

„Das freut mich," antwortete Brandes auf den Anruf. „Woher hast du die Kunde?"

„Ernst hat sie mir selbst gebracht... aber... er ist nur im Garten, nicht im Haus," verriet Lisbeth in ihrer Freude das Geheimnis.

„Ach so, nur im Garten, du Schlingel?" Nun hatte er den Schwindel heraus! Dieser Spitzbube von Müller! Na, ein tüchtiger Mensch war er nun einmal.

Lisbeth tat ein übriges. Die ganze Welt sollte vom Erfolge des Geliebten wissen. Sie telephonierte dem „Tagblatt". „Haben wir schon!" triumphierte Klüger. Sie telephonierte dem „Anzeiger". „Wie? — In Berlin? Wirklich? — Sie wissen es von Herrn Müller selbst? Na, für die heutige Nummer ist es sowieso zu spät." Er traute der Sache nicht und wollte sich erst noch genau erkundigen. „Solches Federvieh

renommiert immer; das weiß ich am besten," sprach er bei sich selbst.

„Schade!" sagte Lisbeth, ihren Trumpf ausspielend. „Das ‚Tagblatt' wird die Nachricht heute bereits bringen."

Das wurmte Goliath doch gewaltig. Die Konkurrenz! Was tun? Er weckte Müller an. Ihn selbst wollte er sprechen, nicht Fräulein Meyer! Schließlich begnügte er sich auch mit dieser. Ja, es stimmte alles... Da wurde er lebendig. Das „Tagblatt" sollte diesen Triumph doch nicht haben, nun erst recht nicht! Obwohl er Müller nicht riechen konnte. „Extrablatt drucken!" befahl er. Eine halbe Stunde später liefen die drei Dienstmänner der Stadt im Verein mit den beiden Setzerlehrlingen mit dem Rufe „Extrablatt! — Telegramm!" durch die Straßen und verkauften den Allzuneugierigen die wichtige Kunde für zehn Pfennige. Den Allzuneugierigen! Denn die andern blickten dem Käufer über die Schulter oder „pumpten" sich „auf einen Augenblick" das Extrablatt. Und alles war von der Bedeutung dieser Stunde ergriffen. Ein Sohn der Stadt! Ein armer Sohn ihrer Stadt! Der in ihren Schulen gelernt hatte! Ein großer Dichter! Denn groß mußte er sein, sonst wäre kein Extrablatt erschienen! So war es dies dem Konkurrenzneide entsprossene Extrablatt, das Müllers Ansehen in Kleinwinkelsheim ins Ungemessene steigen ließ. Von allen Seiten kamen glückwünschende Leute zu ihm gelaufen, und alle, ohne Ausnahme, hatten schon immer gewußt, ja, einige hatten, schon als er die Kleinkinderschule besuchte, seinen Vater darauf aufmerksam gemacht, daß mal was Großes aus ihm würde, Jawohl! Und waren stets seine Gönner gewesen. Selbst Brinkmann warf sich in die Brust, daß er mit „feinem Verständnis" innerlichen Anteil am Werden und Wachsen seines Hilfslehrers genommen habe, ohne es ihn allerdings „damals, als sie zusammenarbeiteten," merken zu lassen; er hatte eben seinen Werdegang nicht im geringsten beeinflussen wollen. „Das Gute müßte sich stets selbst durchringen," sei sein unerschütterlicher Grundsatz!

Goliath schickte einen Setzerlehrling zu Müller, der ihm „das Ersuchen der Redaktion brachte", das Stück einzusenden, damit der „Anzeiger" eine Inhaltsangabe bringen könnte. Die Redaktion gebe sich der angenehmen Hoffnung hin, daß Herr Müller dies große Entgegenkommen zu würdigen wisse.

„Goliath bleibt Goliath," lachte der also Beglückte und gab dem Setzerlehrling die Antwort mit, daß der „Anzeiger" ein Besprechungsexemplar erst nach der Uraufführung bekommen könnte.

Er hatte selber keins! Denn das Stück war noch unter der Presse. Dann aber sollte das „Tagblatt", das für ihn eingetreten war, als er noch unbekannt war, eine Besprechung vor dem blöden Anzeiger bringen!

Auch Direktor Schöppenstedter, der in Kleinwinkelsheim Vorstellungen gab, stellte sich ein. Gleich am Tage, nachdem Goliath das Extrablatt herausgeworfen hatte, kam er ganz früh an, da Müller, der am Abend vorher mit einigen Freunden seinen Erfolg gewaltig begossen hatte, noch zu Bette lag. Fräulein Meyer bekam beinahe einen Lachkrampf, als sie die langaufgeschossene Gestalt in kariertem Radmantel, der die bäckergrauen Beinkleider über den weißen Sportschuhen sehen ließ, vor sich stehen sah, mit theatralischer Würde den schäbigen Zylinder in der gelbbehandschuhten Rechten schwingend. Nur mit Mühe brachte sie ihn aus dem Hause, nachdem sie ihm das feierliche Versprechen gegeben hatte, daß er Müller sprechen dürfe.

„Wer hat eben diese Posaune von Jericho geblasen?" fragte dieser, als er gleich darauf zum Vorschein kam. Er sah abgespannt aus, erhoffte jedoch allerhand Heiteres vom versprochenen Besuch. „Er wirkt auf meine Seele wie saurer Hering auf den Magen," erklärte er seiner Stenographin.

Und Schöppenstedter kam. „Ernst Müller," begann er würdevoll, „wie soll ich natürlich das Schicksal preisen, das mir die große, unverdiente Gnade vergönnt, Sie in Ihrem Dichterheim sehen, sprechen, begrüßen zu dürfen? Ernst

Müller, gottbegnadeter Dichter, Goethe von Kleinwinkelsheim — natürlich trage ich Ihnen untertänigst meine Bitte vor. Überlassen Sie mir, ich bitte Sie herzlich darum natürlich, Ihr Stück! Legen Sie es vertrauensvoll natürlich in meine Direktorshände hinein. Es soll bei mir in dieser Stadt eine Uraufführung erleben, wie es noch keine in ganz Deutschland gegeben hat, natürlich!"

„Unmöglich, erhabener Jünger der göttlichen Thalia!"

„Es geht, gottbegnadeter Dichter, wenn Sie natürlich wollen."

„Es geht nicht, Thaliajünger! Die Uraufführung findet leider in Berlin statt."

„Tut gar nichts!" lächelte Schöppenstedter gnädig. „Ich veranstalte natürlich hier eine zweite Uraufführung. Fürchten Sie nicht, wir seien dazu nicht imstande. Ganz natürlich neue Requisiten haben wir angeschafft... der Heldendarsteller hat einen neuen Frack bekommen... der ersten Liebhaberin habe ich ein primaprima Gesellschaftskleid angeschafft, und der Blechschmied arbeitet gerade an einer neuen Rüstung... Auf der Bühne soll Sekt getrunken werden — echter! — falls Sie es verlangen — ich bin bereit natürlich, eine entsprechende Szene einzufügen, falls noch keine mit Sekt im Stücke wäre... Meine Frau weint natürlich wirkliche Tränen auf der Bühne, denken Sie! Sie suchen solches vergebens auf den allergrößten Theatern..."

„Hören Sie auf, es geht nicht!"

„Überlassen Sie mir das Stück wenigstens zum Lesen, damit ich Ihnen Vorschläge natürlich machen kann. Bedenken Sie: Bombeneinnahmen kann ich mit dem Stück in dieser Stadt erzielen, und ich — ich brauche natürlich Geld... Meine Künstler — alles gottbegnadete Menschen — warten schon seit drei Monaten auf Gage, und meine Kinder schreien nach Brot! Schaffen Sie es! Ihr Stück wird es uns schaffen! Bedenken Sie natürlich die Tantiemen, die Sie bekommen werden!"

So ging's noch eine ganze Weile. Er wandte sich an Fräu-

lein Meyer und flehte sie um ihre Fürsprache an, er bettelte förmlich, und nur mit Mühe wurde ihn Müller los. Schon am nächsten Tage war er wiederum da, und am übernächsten wieder. Er entwickelte sich zum Quälgeiste des jungen Dichters, den er überall aufspürte, um ihm seine Bitte vorzutragen. Sogar Sprechsaalartikel ließ er los, um „durch die öffentliche Meinung Herrn Ernst Müller zu veranlassen, seiner Vaterstadt das Stück zu einer zweiten Uraufführung zu überlassen ..."

31. Müller wird Ehrenschuhevokuwiulitaner.

Das alles trug dazu bei, Müllers Ruhm in Kleinwinkelsheim ins Ungemessene zu steigern. Man fing an ihn zu umschmeicheln. Familien mit heiratsfähigen Töchtern luden ihn ein. Nur Brandes blieb kalt. Er konnte seine Abneigung gegen den „windigen" Dichterberuf nicht überwinden. „Erst den Erfolg abwarten," antwortete er auf Lisbeths Bitten; „Vorschußlorbeeren gelten bei mir nicht!"

Auch Müller machte den Versuch, ihn umzustimmen. „Sehen Sie, Herr Brandes," sprach er auf den Fabrikanten ein, „bei der Uraufführung möchte Lisbeth doch mit mir zusammen sein. Bedenken Sie: Uraufführung!"

„Gerade dies bedenke ich. Uraufführung scheint für Sie mit unbestrittenem Erfolge gleichbedeutend zu sein. Sie kann aber ebensogut zum Durchfall werden."

Müller lachte anzüglich. „Durchfall? Nein. Aber Darmverschlingung sollen die Zuschauer kriegen — vor Lachen."

„Wie gefährlich! Ich hatte vor, mit Lisbeth hinzufahren; nun werde ich wohl aufs Zusehen verzichten müssen. Also — warten wir ab, bis der Erfolg da ist. Und bis Sie Ihre Haare geschnitten haben. Sie wissen, daß ich keine Hochzeit mitmache, wenn der Bräutigam an einen vorsündflutlichen Haarmenschen erinnert." So viel aber setzte Lisbeth durch, daß der Vater ihr versprach, zur Uraufführung mit ihr nach Berlin zu fahren; an demselben Abend sollte, wenn es keinen „Reinfall" gäbe, Verlobung sein. Im andern Falle: „Wir wollen sehen."

Müller tröstete Lisbeth. „Damit ist die Sache fix und fertig, Lieb. Denn der Erfolg ist uns sicher.

„Uns — ja, uns!" triumphierte sie. „Es ist auch mein Stück." —

So vergingen die Wochen. Für Müller in ungeduldigem Warten, Arbeiten und heimlichem Kosen mit Lisbeth in schattigen Parke von Blumeneck. —

„Sie könnten uns auch mal eine Kostprobe aus Ihrem Stücke geben," meinte der Amtsrichter eines Tages, da er mit Müller und Wacklich im „Roten Ochsen" saß. „Ihren Freunden gegenüber brauchen Sie wahrhaftig nicht so geheimnisvoll zu tun."

„Einverstanden. Übermorgen abend. Hier." Er lud noch einige Bekannte dazu ein. — Es wurde ein heiterer Abend. Ganz besonderen Beifall fand die Szene, da junge Leute beim Polizeiamte Fensterläden aushoben und in die Redaktion der sozialdemokratischen Zeitung brachten; da wurden sie mit roter Farbe angestrichen, mit revolutionären Inschriften versehen und wieder am Polizeibureau aufgehängt. Der dicke Amtsrichter bekam Erstickungsanfälle vor Lachen, und Resi, der Kellnerin, die selbstverständlich zuhörte, liefen andauernd Tränen die Wangen hinunter. Da die lustigen Gesellen beim Nachhausegehen in sehr vorgerückter Stunde allerhand Lärm machten, beschwerten sich die Anwohner bei der Polizei. Infolgedessen erschien Polizeiwachtmeister Bäcker im „Roten Ochsen", um „der Sache auf den Grund zu gehen".

Der Ochsenwirt wußte von nichts. „Ich bin schon um neun Uhr ins Bett gegangen. — Aber damit Sie nicht umsonst hergekommen sind, Herr Polizeikommissar, setzen Sie sich mal hin. He, Resi — einen Humpen für den Herrn Polizeikommissar! Und eine Knackwurst dazu . . . Und eine Zigarre. Mit Leibbinde! Auf Wiedersehen, Herr Polizeikommissar!"

Bäcker machte zwar abwehrende Handbewegungen und brummte etwas von Amt und Dienst in den Bart, setzte sich aber trotzdem wartend an den Tisch. Den schäumenden Humpen betrachtete er mit tiefsinnendem Ernst; als die Zigarre kam,

räusperte er sich wohlwollend, vor der Knackwurst schwand die eisige Amtsmiene, und mit dem ergebenen Seufzer: „Na, wenn's denn sein muß!" begann er zu schmausen. Allzuschnell waren die Herrlichkeiten vor ihm verschwunden, und seine Miene wurde wieder eisig. „Es hilft nischt; ich muß rauskriegen, wer die Polizeistunde übergetreten hat. Fräulein Resi — wer waren die Herrn?"

„Einen Augenblick, Herr Polizeikommissar," rief diese, stellte einen neuen Humpen vor Bäcker und verschwand in der Tiefe des Lokals. — „.... wenn's halt sein muß," stellte Bäcker abermals ergebungsvoll fest und leerte auch dieses Glas. Dann aber wollte er durchaus wissen, wer Spektakel gemacht habe.

„Machen Sie sich nicht lächerlich, Herr Bäcker," sprach ihm Resi gutmütig zu, „der Herr Amtsrichter und der Herr Referendar waren da. Die machen doch keinen Spektakel, nicht wahr?"

Bäcker wurde es ungemütlich. „Der Herr Amtsrichter waren da? Nee, der machen keinen Radau, nee. Den frag' ich lieber nicht. Hm. Wer war außerdem noch da?"

Resi wurde ernst. „Herr Müller war noch da und andere."

Bäckers Auge blitzte in Haß. Er konnte die ausgehobenen Fensterläden nicht vergessen. „Der Müller? Der Dichter? Ah der! Der hat schon einmal Spektakel gemacht, ja, sogar Unfug verübt!" fuhr er los.

„Herr Müller war mit Herrn Amtsrichter, verstehen Sie! Und einen Rat will ich Ihnen geben, Bäcker, weil Sie hie und da anständig zu uns sind, nur darum: Lassen Sie den Mann in Ruh', sonst kommen Sie nochmal in ein Theaterstück rein. Es ist genug, sollt' ich meinen, daß Sie im neuen drin sind. Wissen Sie: mit den ausgehobenen Fensterläden, wo der Schultz geschlafen hat. Und das wird in Berlin aufgeführt."

„Wie? Im... im Theaterstück... ich? Mit die Fensterläden? Ich bin doch gar nicht dabeigewesen."

„Naja, die Polizei ist drin. Zu lustig ist das. Wir haben so

furchtbar gelacht — das war die ganze Ruhestörung. Der Amtsrichter hat am meisten gelacht."

„Hm, da will ich lieber nichts sagen..." Er schwieg nachdenklich. Resi füllte den Humpen von neuem. Da fragte er mit sorgenvoller Miene: „Fräulein Resi, ist das wahr — das mit die Fensterläden im Theaterstück? Wirklich und wahrhaftig?"

„Ich hab' mit meinen eigenen Ohren gehört, wie Müller es vorgelesen hat, und die anderen vor Freude Ruhestörung gemacht haben."

„Dann darf das Stück nicht aufgeführt werden," entschied Bäcker. „Das geht doch nicht; wir sind die Obrigkeit, nicht wahr! Die Polizei hat Gewalt dadrüber; das weiß ich genau. Sie hat ein Recht. Wie heißt es doch gleich?... Es ist wie ein Kellnerinnennamen, grad' so... Na, wie heißt denn eine Kellnerin? Das müssen Sie doch wissen!" fuhr er Resi an.

„Herrje, was Sie einen heut' erschrecken! Wie kann ich wissen, was Sie meinen. Anna heißen die Kellnerinnen, oder Minna oder Zensi..."

„Richtig! Zensi — das ist's! Die hat die Polizei über die Stücke. Und wir werden sie ausüben, unsere Zensi. Das Stück wird zensiert, so wahr ich hier sitze."

Hastig trank er sein Bier aus und stolzierte von dannen. Nach eingehender Beratung mit seinen Kollegen schrieb er eine Anzeige an den Landrat: „Da nachgewiesenermaßen — Zeugnis der Kellnerin Resi im ‚Roten Ochsen' — die ‚löpliche Polizei' im neuen Stücke des pp. Hilfslehrers a. D. Ernst Müller verhöhnt werde, und mit dieser Polizei, die hiesige gemeint sei, so mache diese das Recht ihrer Zensi geltend, bitte, die Aufführung zu verbieten und diesen Antrag an das hohe Ministerium und die Polizei in Berlin weiterzugeben und zu befürworten." — Eine Abschrift dieses Schriftstückes ward der Presse zugesandt mit der „Maßgabe, obiges zu veröffentlichen".

Krüger vergnügte sich köstlich, als er das Schreiben las. Goliath war nicht zu Hause, als es ankam. Eben fortgegangen.

Zur Vorstandssitzung des Schuhevokuviulit. In Villa Blumeneck fand sie statt. Ein neuer Antrag Ochsberg sollte beraten werden, „den erfolgreichen Dichter Ernst Müller in den Vorstand aufzunehmen". —

Gerade hatte Müller einen Brief bekommen, der ihn nach Berlin rief, „das Nähere für die Uraufführung zu verabreden", wie es hieß. Gleich darauf brachte die Post das erste Exemplar des Stückes, noch feucht vom Kleister der Buchbinderei. Der Verleger hatte es ihm durch Eilboten zugestellt. Es zu nehmen und zu Lisbeth zu rennen, war für Müller eine Selbstverständlichkeit. Er traf sie im Garten, wie sie eine lange Tafel zurichtete, während Bussinek Biergläser herbeischleppte.

„Habt ihr Gesellschaft?" fragte er das junge Mädchen.

„Weißt du nicht, daß der Schuhe und so weiter Vorstandssitzung hat?"

„Woher soll ich das wohl wissen!" Er zog den Hut vor den leeren Stühlen. „Meinen Gruß, verehrte Damen und achtenswerte Herren! Möge der Herr Kunst und Wissenschaft vor Ihnen als Beschützern schützen."

Lisbeth zog ihn am Ohr. „Mehr Respekt, Ernst Müller — wo du doch jetzt auch in die Schar dieser Beschützer eingereiht werden sollst."

„Ich? Wieso ich?"

„Ja, du! Ochsberg will dich drin haben. Darum diese Sitzung."

Er schüttelte sich vor Grauen. „Nein, nein, nein!"

„Sie müssen übrigens gleich kommen," meinte sie mit einem Blick auf ihre Armbanduhr.

„Dann flink!" rief er: „Also Nummer 1: ich reise morgen auf einige Tage nach Berlin." Er setzte ihr auseinander, worum es sich handelte. „Dann Nummer 2!": er zog das Büchlein aus der Tasche und reichte es Lisbeth. „Das erste und vorläufig einzige Exemplar. Für dich!"

„Du lieber Mensch! Tausend Dank!" rief Lisbeth und küßte ihn.

„Du! Niemand soll es vorerst haben. Das nächste bekommt Klüger. Dann erst kommt Goliath dran."

„Nur über meine Leiche geht der Weg zu dem Buche. Soll ich schwören?"

„Unnötig. Aber ein Kuß besiegle den ungeleisteten Schwur."

„Unersättlicher!" Sie küßte ihn. Nicht nur einmal.

„Hier Nummer 3," sagte Müller nach einer Weile und holte ein kleines Manuskript aus der Tasche.

„O, eine neue Arbeit?" rief sie erstaunt; „davon hast du ja nichts gesagt."

„Nicht von mir. Mein Freund Cursen in Stockholm — ich habe dir ja schon öfters von ihm erzählt — ist der Verfasser. Eine ganz verrückte Komödie, glänzend geschrieben. Ein Genuß war es mir, sie ins Deutsche zu übersetzen."

„O, wie schade, nicht von dir!"

„Weine nicht, klage nicht — sie ist fast ebensogut, als ob ich sie gemacht hätte," scherzte Müller.

Lisbeth schlug das sauber gebundene Manuskript auf. „Gut, daß es mit der Maschine geschrieben ist; deine Klaue kann man bald nicht mehr lesen. Wie ich deine Stenographin beneide! Alles, was du denkst und sinnst, genießt dies Fräulein Meyer zuerst!"

„Auf meine Meyer darfst du mir nie eifersüchtig werden, hörst du!" warnte Müller. „Sie ist eine Perle. Darum habe ich ihr zu Ehren die Stenographin in diesem Stück Meyer genannt, haha. Wozu ausländische Namen, wenn man so poetische deutsche wie Meyer hat, haha."

Lisbeth wurde ernst. „Du, das laß bleiben. Du weißt, wie dumm die Menschen sind. Da sagen sie gleich, es sei deine Meyer."

„Aber, Lisbeth, ich bitte dich! Im schwedischen Stücke!" spottete er.

Bussinek trat herzu und meldete: „Will sich Herr nicht fortgehen?"

„Welcher Herr?" fragte Lisbeth.

Und schon trat — Direktor Schöppenstedter auf sie zu. Schnell versteckte sich Müller hinter einen Busch; aber der Direktor hatte ihn schon gesehen und fuhr auf ihn los: „Herr Müller — gottbegnadeter Dichter natürlich — herrlich, daß ich Sie hier treffe, da ich Herrn Brandes seine von mir vollzogene Ernennung zum Mitglied der Theaterkommission des Theaters Schöppenstedter überreichen will! Herr Ernst Müller — überlassen Sie mir Ihr Stück!"

Und wie immer antwortete ihm Müller: „Geht nicht, erhabenster Jünger der göttlichen Thalia!" Aber er ward seinen Quälgeist nicht los. Der flehte, rang die Hände, führte seine talentvollen Künstler, die Gage haben müßten, und seine hungernden Kinder vor, weinte sogar, daß Tränen aus seinen Augen flossen, um sich schließlich hilfesuchend an Lisbeth zu wenden, die den gerissenen Komödianten ernst nahm und weich geworden war. „Darf ich?" fragte sie ihren Verlobten, indem sie in ihrer Rührung das geschenkte Büchlein herauszog.

Dieser ärgerte sich darüber. Wie konnte sich das kluge Mädchen so fangen lassen! Achselzuckend entgegnete er: „Wenn du willst..."

Lisbeth stutzte bei dem Tone der Antwort. Wollte das Büchlein wieder fortstecken; aber schon hatte es Schöppenstedter an sich gerissen und deklamierte seinen heißen Dank.

So verdutzt stand das Mädchen da, daß Müller laut auflachte. Und er machte gute Miene zum bösen Spiel. „Also — Sie haben's! Gut — aber nur zum Lesen, hören Sie! Vorläufig! Keinem Menschen geben, sonst ist es auf immer aus mit Ihrer zweiten Uraufführung, so wahr ich hier stehe!"

„Aber ich..." warf Lisbeth traurig ein. Sie wollte ihr Büchlein wiederhaben. Sie ärgerte sich über den Schauspieler, ihren Verlobten, sich selbst.

Doch Schöppenstedter ließ sie gar nicht zu Worte kommen. Er hob die Hand zum Schwur und rief: „Bei Thalia, der Göttlichen, schwöre ich: Ich werde es natürlich behüten, wie nur je ein Drache seinen Schatz behütet hat!"

Von der Straße her hörte man eine polternde Stimme. Müller spitzte die Ohren. „Das ist Goliath," sagte er leise zu Lisbeth; „du, ich drücke mich zur Hinterpforte hinaus... Wiedersehen..." Er stürmte fort, um mit — Brinkmann zusammenzuprellen, der zur Hintertür hereingekommen war. Dieser streckte ihm sofort beide Hände entgegen. „Sieh, Herr Müller, hier!... Guten Tag, Fräulein Brandes!"

„Herr Müller war so freundlich, mir... das heißt meinem Vater sein neues Stuck zu bringen," erklärte diese verlegen.

„Jawohl, Herr Brandes hatte mich darum gebeten," bekräftigte Müller ihre „Notlüge". Und schlüpfte hinaus. Mittlerweile war auch Goliath mit Wanderer und Ochsberg erschienen. Schöppenstedter benutzte die günstige Gelegenheit und begann großspurig und demütig zugleich: „Nicht wahr, Sie werden mein Theater empfehlen und schützen. O, sicher werden Sie es tun. Sehen Sie, die neuesten Schlager, echt klassische Stücke, führe ich auf, acht talentvolle Künstler schreien..."

„Nach Gage. Wissen wir schon längst!" wehrte Goliath ab. Aber Brinkmann nickte ihm huldvoll zu: „Wir werden uns Ihrer annehmen, Herr Direktor!"

„Meine Wohltäter — leben Sie wohl!" rief Schöppenstedter, mit theatralischer Gebärde den Hut schwenkend. Und verschwand.

„Darf ich die Herren bitten, sich zu setzen? Vater wird gleich erscheinen," forderte Lisbeth die Schuhevokuwiulitaner auf.

Wanderer kratzfußte förmlich vor ihr. „Setzen Sie sich doch ein Weilchen zu uns," bat er sie liebenswürdig. Lisbeth tat, als hörte sie es nicht.

„Pyramidaler Erfolg, dieser Müller!" nahm Goliath das Wort.

„Sie sollten als Schriftsteller doch mehr auf die Reinheit der deutschen Sprache sehen," ermahnte ihn Brinkmann. Er kam schlecht an. Denn Goliath rief gekränkt: „Wenn Sie mir jetzt noch einmal mit Ihrer Fremdwörteritis kommen, sind Sie die

längste Zeit Mitarbeiter am ‚Anzeiger' gewesen. Das kriegt man dicke, das!" —

Unterdessen war Brandes gekommen und auch Süß erschienen, und die Vorstandssitzung begann, da der letztere, wie gewöhnlich, keine Zeit hatte und wie ein Rohrspatz über „Unpünktlichkeit" zeterte. Auch jetzt noch fand Ochsbergs Antrag hartnäckigen Widerspruch bei Goliath. Brandes war ebenfalls nicht dafür, weil er nichts von „Vorschußlorbeeren" wissen wollte; auch kenne man das Stück nicht.

„Ich begreife Ihr Widerstreben nicht," wandte sich Brinkmann an ihn. „Besonders da Herr Müller jetzt so freundschaftlich in Ihrem Hause verkehrt."

„Verkehrte, wollen Sie sagen," verbesserte Brandes trocken.

„So? Eben noch war er hier und wartete auf Sie!" gab Brinkmann zurück.

„Der Müller?" fragte Brandes erstaunt. Er konnte seinen Ärger darüber, daß er ständig übertölpelt wurde, nicht verstecken.

„Gewiß, der Müller. Er hat Ihnen doch sein neues Stück gebracht!"

Alles horchte auf. Und Goliath rief: „Wie fein! Leihen Sie mir das Stück, verehrter Herr Brandes, dann kann ich Ihnen darüber berichten und — meine Konkurrenz um einige Pferdelängen schlagen."

„Geben Sie's mir, lieber Freund Goliath," bat Brinkmann, „ich arbeite es noch heute abend durch und bringe Ihnen morgen ein feines Essai."

„Machen wir!" schrie Goliath begeistert. „Aber nicht wahr — Essai ist kein Fremdwort, nicht wahr?"

Lisbeth trat an den Tisch. „Entschuldigen Sie — es ist ein Junge hier, der Herrn Chefredakteur unbedingt sprechen will."

„Der Setzerlehrling!" rief dieser. Und wichtigtuend klagte er: „Ach, niemals hat der Mann der Presse Ruhe. Es muß eine wichtige Neuigkeit sein!" Er nahm dem Jungen, der hinter Lisbeth hergeschlichen war, das Papier aus der Hand und las.

Dann wandte er sich an die Versammlung und verkündete: „Meine Damen und Herren! In der Tat — eine große Neuigkeit! Die hiesige Polizei behauptet, in Ernst Müllers Stück vorzukommen, fühlt sich, weil sie verhöhnt wird, wie man ja verstehen kann, beleidigt und stellt den Antrag, die Aufführung des Stückes zu untersagen. Sie nehme das Recht der — haha, Zensi, steht hier, soll natürlich heißen, Zensur, in Anspruch."

Man erregte sich, sprach durcheinander. „Ernsts Stück?" rief Lisbeth erschrocken aus.

„Herrn Müllers Stück!" verbesserte sie Brandes.

„Welches Glück, welches Glück!" rief Ochsberg neidisch, „und ich habe mir damals so große Mühe gegeben, daß mein Roman verboten würde!"

„Er ist ja gar nicht erschienen, Ihr Roman," fertigte ihn Wanderer ab. Man sah ihm an, wie wichtig er sich fühlte. Und er begann: „Meine sehr verehrten Damen und Herren! Nun haben wir Arbeit für unseren Verein! Er, der so lange daran krankte, daß wir keinen Protest loslassen konnten — nun kann er seine richtige Bedeutung erlangen. Bestände er nicht — in dieser Stunde müßte er gegründet werden. Ich beantrage einen flammenden Protest gegen Polizeiwillkür, die mit täppischen Händen in die feinen Fäden der Kunst eingreift und das ausgezeichnete Stück unseres jungen, talentvollen Mitbürgers strangulieren will, noch bevor es das Licht der Welt — das heißt der Bretter, die die Welt bedeuten — erblickt hat."

„Ein Prosit unserer Polizei, die unsern Verein hebt!" schrie Goliath, indem er sein Glas auf einen Zug leerte.

Süß, der bisher still und stumm dagesessen hatte, schrie: „Ich bin dagegen. Unsere Polizei ist eine Institution des Staates..."

Wanderer erhob sich in seiner ganzen Größe. Und sprach feierlich: „Mit dem Schwert in der Hand treten wir ein für die Freiheit der Kunst! Nachdem wir Herrn Müller zum Vorstandsmitglied ernannt haben..."

„Erlauben Sie, davon weiß ich nichts," unterbrach ihn Brandes.

„Nee, Herr Brandes," rief Goliath beschwörend, „jetzt dürfen Sie nicht mehr dagegen sein. Mein Liebling ist Müller auch nicht. Aber — über alles die Sache! Und jetzt, wo er eine solche Bedeutung durch die Polizeiwillkür bekommen hat..."

Und Wanderer fuhr unbeirrt fort: „Herr Müller wäre demnach Ehren- und Vorstandsmitglied unseres Schuhevokuwiulit. Ein Prosit der Kunst! — Und nun zu unserem Protest!"

„Ich bitte ums Wort!" bat Süß.

„Sofort, Herr Süß!" fuhr Wanderer fort. „Unsere Polizei fühlt sich getroffen. Meine Herren, das darf kein Grund sein, sich einem Kunstwerke gegenüber feindselig zu erweisen. Der Schriftsteller muß das Recht haben, seine Modelle zu nehmen, wie er sie braucht, und wo er sie findet."

„Nein," brüllte Süß, „dies Recht hat er nicht! Ich möchte Sie mal sehn, wenn er Sie zum Modell nähme!"

„Wenn er mich genommen hätte — ich würde mich geehrt fühlen, gewürdigt zu sein, der Kunst zu dienen," erklärte Wanderer, und Goliath stellte fest: „Alle großen Schriftsteller haben nach Modellen gearbeitet. Auch Goethe."

„Und Dickens," ergänzte Ochsberg.

„Müller ist weder Dickens noch Goethe," erklärte Brandes. Lisbeth, die das alles halb belustigt, halb ängstlich verfolgt hatte, legte beschwichtigend den Arm um ihn und schmeichelte: „Väterchen, sei doch lieb!"

Goliath belehrte ihn: „Mein lieber Herr Brandes! Damals war Goethe auch noch nicht der Goethe von heute!"

„Das mag ja alles richtig sein; aber solange wir das Stück nicht kennen, können wir auch nicht..."

„Ei, so leihen Sie es uns doch!" begann Goliath wieder. „Morgen haben Sie's wieder! Dann ist Ihr Gewissen beruhigt."

„Mein Stück?" wehrte Lisbeth ab. „Nein, daraus wird nichts!"

Brandes' Auge leuchtete auf. „Hatte er die Füchse, die ihn ständig bemogelt hatten, in der Falle? „Ich denke, Herr Müller hat das Stück für mich hergebracht? Sagten Sie nicht so, Herr Rektor?"

„Stimmt," bestätigte dieser, „er selbst hat es uns vorhin hier gesagt."

Brandes lachte fröhlich auf. „Also gib mir mein Stück heraus," wandte er sich, halb scherzend, halb im Ernst, an Lisbeth.

Sie wehrte sich. „Er... er hat mir ausdrücklich verboten, es vor der Aufführung irgendwem zu überlassen."

„Aber er hat es mir doch selbst gebracht, Kind!" lachte Brandes wieder. „Also heraus damit!"

„Ich... ich habe es gar nicht mehr! Ich habe es schon weitergegeben!" stotterte sie.

„Wer hat es?" fragte Brinkmann. „Sofort laß ich es mir von ihm geben!"

„Nein, nein!" rief Lisbeth. Sie besann sich plötzlich darauf, daß sie ja noch ein Stück hatte. Ja, auf diese Weise konnte sie die Lage retten und den Neugierigen zudem ein Schnippchen schlagen. Sie zog das Manuskript der Übersetzung aus ihrem Handtäschchen und überreichte es Brandes mit den Worten: „Hier ist das Stück!" Schnell lief sie, damit ihre Freude sie nicht verriet, davon.

Brinkmann stürzte sich förmlich auf das Manuskript, das Brandes ihm überließ. „Morgen mittag spätestens will ich es wiederhaben; dies Wunder muß ich auch genießen!"

„Der Protest ist also beschlossen," stellte Wanderer fest.

„Nee! Ich protestiere gegen den Protest!" widersprach Süß mit der ganzen Kraft seiner starken Lungen, und auch Brandes wollte nicht mitmachen.

„Nun, die Mehrzahl ist dafür," stellte Wanderer fest.

Da erhob sich Süß würdevoll und sprach zornig: „Leben

Sie wohl, meine Herren! Ich mache nicht mehr mit. Gegen die Polizei nicht, nee, ich bin kein Sozi und will keine Strafmandate." Ohne weiter Abschied zu nehmen, stampfte er verärgert davon. Wanderer stand wie versteinert da und blickte ihm verstört nach. „O, unser armer Verein," stöhnte er dann auf. Aber Goliath meinte: „Wir müssen auch Opfer bringen können für unsere Sache. Süß ist das Opfer, das wir auf dem Altar der Kunstfreiheit darbringen."

Da raffte sich Wanderer auf und sprach mannhaft gefaßt: „So ist es. Aber wir wollen Süß doch nicht aufgeben, nein! Ich werde mit ihm reden. Vorläufig aber tragen wir diesen Verlust mit Würde; seien wir Männer! Wir wollen von neuem uns vornehmen, alles Persönliche als kleinlich aus unseren Bestrebungen auszuschalten und einzig und allein an das Wohl der Kunst und der Wissenschaft zu denken. Scharen wir uns dichter um unsere Fahne! Auf zum Kampf gegen Banausentum, gegen Unterdrückung der Freiheit von Kunst und Wissenschaft. Es lebe unser geliebter Schuhevokuwiulit!"

32. Der Stich in den Ameisenhaufen.

Gedankenvoll saß Goliath am Schreibtisch. Zu dumme Sache das. Unerhörte Geschichte, ganz unerhört!... Gestern war er nach der Sitzung des Schuhevokuwiulit in den „Roten Ochsen" gegangen. Da hatte er von Resi gehört, daß nicht nur die Polizei in Müllers Lustspiel vorkäme, auch eine Redaktion, in welche Fensterläden der Polizei geschleppt würden. Und einer der Herren habe gesagt: „Wenn das Goliath sieht, haha!"

Er — im Lustspiel! Als komische Figur! Entrüstung hatte ihn gepackt! Für diesen Menschen hatte er sich nun eingesetzt! Er mußte Gewißheit haben, ob Müller solche Frechheit wirklich besessen hatte! Wo nur Brinkmann blieb!

Unruhig ging er im Zimmer auf und ab. Dann schnaubte er Setzer an, zankte mit dem Metteur und machte seiner Frau eine Szene, daß sie keine Kinder hatte. Endlich klopfte es. Aber zu seiner Enttäuschung trat nicht Brinkmann, sondern

Dr. Wacklich ein. Gramgebeugter denn je war seine lange Gestalt, käsefarbig das Gesicht, schwarze Schatten unter den Augen; ein Bild des Jammers, daß Goliath ihn verwundert fragte: „Nanu, sind Sie krank?"

„Nein, Herr Hauptschriftleiter," antwortete Wacklich. „Nicht eigentlich. Oder doch... ich kann nicht schlafen. Vor schweren Sorgen. Herr Goliath, Sie hatten mir doch versprochen, mit meiner zukünftigen Schwiegermama..."

„Jajaja!" unterbrach ihn Goliath, der jetzt keinen Sinn für derartiges hatte. „Ich habe auch Sorgen! Und habe es darum vergessen. Ich will es demnächst nachholen."

„Demnächst, sagen Sie! O, lassen Sie's bald sein. Geht es nicht noch heute, geht es wirklich nicht?"

„Hat es denn solche Eile? — — Ach so...!" Ein verständnisinniges Schmunzeln zog über Goliaths Gesicht, und er pfiff bedeutsam durch die Zähne.

Wacklich errötete wie ein Backfisch. „Sie meinen... doch nicht etwa... daß ich... daß wir... meine Braut..." stotterte er verlegen.

Goliath hatte unterdessen seine ganze Würde wiedergewonnen. „Herr Doktor," rief er aus, „ich will nichts meinen. Ich darf nichts meinen. Aus moralischen Gründen nicht. Wo, frage ich Sie, Herr Doktor, sollte die Sittlichkeit unseres Volkes bleiben, wenn wir, seine Führer, sie nicht betätigten? Ein furchtbarer Zusammenbruch wäre die Folge. Darum darf ich in Ihrem Falle nichts meinen." Er hatte sich erhoben und stand wie ein bußpredigender Prophet da, die Arme weit ausgestreckt, daß es Wacklich angst und bange wurde. Eben wollte dieser mit neuen Bitten einsetzen, da stürzte Brinkmann in die Redaktion. Er stürzte herein — in wahrem Sinne des Wortes, während Wacklich die Gelegenheit wahrnahm, zu verschwinden.

„Haben Sie den Aufsatz über das Stück?" fragte Goliath erstaunt den Rektor, der wie ein gefangener Löwe im Käfig umherraste.

Und Brinkmann begann zu stöhnen und zu schelten und

wieder zu stöhnen. „Der Teufel soll einen Aufsatz schreiben! Ein ganz gemeiner Kerl ist dieser Mensch, dieser Müller. O, o, o! Resi hat recht gehabt, mehr als recht, o! Von der Polizei habe ich sonderbarerweise nichts gefunden..."

„Nicht? Sonderbar!" Goliath schüttelte den Kopf.

„Aber dafür sind wir drin. Alle! Gemein, sage ich Ihnen."

„Wir?" Goliath erbleichte.

„Jawohl. Er selbst ist der Held des Stückes. Und wir sind drin."

„Wieso? — So reden Sie doch!"

„Sie zu allererst sind drin. Sehen Sie, hier steht im Personenverzeichnis: Redakteur Mördler. Mördler, schon der Name! Das ist die Person, die spielt. Aber, was hat er daneben geschrieben? Mit Bleistift?"

„Zeigen Sie her!" rief Goliath in Angst und nahm ihm das Manuskript aus der Hand, das Lisbeth ihm tags zuvor gegeben hatte. „Wahrhaftig, da steht's: ‚Der reine Goliath!' steht da. Und sechs Ausrufezeichen dahinter... Hat er... nennt er... schreibt er... ja, was will er eigentlich, der gemeine Kerl!"

„Hören Sie diese Stelle!" erläuterte Brinkmann. „Da sagt der ständige Mitarbeiter des Blattes — das bin ich natürlich —: ‚Eine Wetterfahne ist dieser Mördler, zweimal ist er durchs Examen gefallen, bildet sich ein, von Literatur was zu verstehen, und kann doch nur mit Kleister und Schere arbeiten...'"

„Haben Sie sowas gesagt?" fragte Goliath in Angst und Entrüstung.

„Brinkmann entsetzte sich. „Ich? Das ist ja das Gemeine, daß er mich etwas sagen läßt, was ich nicht gesagt habe. Aber daß Sie das sind, das ist sonnenklar."

„Zweifellos. Nur daß ich dreimal durchs Examen gefallen bin. — Was habe ich diesem Menschen nur getan!" Er wischte sich den Angstschweiß von der Stirn.

„Und ich! Ich, der ich immer so wohlwollend zu ihm war!

Von mir sagt er, ich hätte ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau!"

„Das ist Auguste Fischbach!" stellte Goliath fest. „Gemein, das zu verraten!"

„Nicht? Wenn nun meine Frau dahinter kommt...! Und hier, sehen Sie, ist Doktor Wanderer gezeichnet."

„Das muß er sofort wissen!" rief Goliath voll Eifer. Er nahm den Hörer zur Hand. „Bitte, Fräulein: 236... Hier Chefredakteur Goliath. Guten Morgen, Herr Doktor! Wissen Sie schon, daß Müllers Stück ein ganz unverschämtes Schlüsselstück ist? Wir sind alle darin gezeichnet... Jawohl, auch Sie! ...Was er von Ihnen sagt? Einen Augenblick, hier ist Brinkmann, der hat es bearbeitet..." Er übergab dem Rektor den Hörer, der nun seinerseits hineinrief: „Sie sind als Säufer dargestellt... Jawohl... Doktor Wunderlich sind Sie genannt. Das klingt schon an Ihren Namen an: Doktor und W, der Anfangsbuchstabe, dann Wan—Wun, die mittlere Silbe, und das Dreisilbige! Ganz klar ist es ja! Wun—der—lich — — Wan—der—er. Sie werden auch beschrieben: ‚durch Trunk entstelltes Gesicht...' Wie?... Nein, das haben Sie allerdings nicht! Das ist ja die Gemeinheit, daß er Unwahres von uns erzählt... Sofort eine Sitzung? Einverstanden... hier in der Redaktion... jawohl."

„Jetzt zu Ochsberg!" schrie Goliath. „Fräulein, bitte 147... Lieber Ochsberg, wir müssen sofort eine Vorstandssitzung abhalten... hier bei mir. Sofort... Keine Zeit? Aber das Stück Müllers ist ein Schlüsselstück, in dem Sie auch vorkommen."

„Sie sind als Freund eines Säufers, des Doktor Wanderer, gekennzeichnet," ward er von Brinkmann abgelöst. „Gemein, nicht...? Ja, das ist niederträchtig... Sie kommen, gut!"

Goliath hatte keine Ruhe mehr. Er ergriff den Hut. „Zu Brandes will ich persönlich gehen; der wird sich wundern über seinen Schützling!"

„Und ich eile zu Frau Fischbach. Was wird nur die Arme sagen!" jammerte der Rektor. Und beide rannten durch die Stadt.

33. Frau Goliath bekommt unerwarteten Besuch.

Wiederum suchte der Setzerlehrling vergeblich Manuskript. Schließlich klopfte er bei der „Frauenfreude" an. Nachdem sich Frau Goliath darüber gewundert hatte, daß ihr Gatte verschwunden war, gab sie etwas aus ihrer Mappe heraus: etwas recht Radikales, und sie freute sich, daß sie es einschmuggeln konnte. Dann setzte sie sich in den Redaktionssessel und sah die „Provinz" durch. Einer mußte doch die Arbeit verrichten, wenn das Blatt herauskommen sollte.

Eine alte Bäuerin trat ein. „Ist Herr Goliath da?" fragte sie.

„Leider nicht. Aber ich kann's auch annehmen; ich bin seine Frau." Sie meinte, es handle sich um eine Anzeige.

„Ich weiß nicht..." meinte die Frau unschlüssig und musterte sie mißtrauisch. „Wenn Sie von der Sache wüßten... aber..."

„Von welcher Sache?" fragte ahnungslos Frau Goliath.

„Ich will doch lieber warten, bis der Herr selber da ist."

Frau Goliath wurde ungeduldig. Welches Wesen wegen einer Anzeige! „Da können Sie unter Umständen lange warten," sagte sie, und man hörte den Ärger heraus. „Sie können mir ruhig vertrauen; wir haben wahrhaftig keine Geheimnisse voreinander, mein Mann und ich."

Der Bäuerin imponierte der Ton. Ganz erleichtert sagte sie: „Keine Geheimnisse? O, dann wissen Sie es natürlich, das von dem Kind."

Da wurde Frau Goliath urplötzlich hellhörig und — unruhig. Aber sie zeigte es nicht. Freundlich lächelte sie die Frau an und erklärte: „Natürlich weiß ich's. Sie meinen das Kind, nicht? Das meinen Sie doch." Ihre Stimme zitterte nur ein ganz klein wenig, wenn auch ihr Herz aufgeregt pochte.

Das Weib hörte nur, daß sie „es" wüßte! Und ging in die Falle. Ihr Gesicht leuchtete freudig auf. „Also, Sie wissen es doch! Die Männer sagen ja ihren Frauen sowas nicht immer,

wissen Sie. Ich bin also die Frau Stumpe, die Nachbarin von Frau Kreutzer."

Frau Goliath wollte der Atem stocken. Kein Zweifel: ihr Mann hatte ein Kind! Möglichst harmlos fragte sie: „So so! Und ... wie geht es denn jetzt der Frau Kreutzer?"

Da wurde die Frau wieder unruhig. „Aber ... sie ist doch gestorben; wir haben es ja geschrieben. Haben Sie den Brief ...?"

„Richtig!" unterbrach sie Frau Goliath, „richtig! Sie haben's ja geschrieben! Wissen Sie, in unserem Betriebe geht es so toll her, daß man alles wieder vergißt; Sie dürfen das nicht übelnehmen."

Die Frau war wieder zufriedengestellt und erzählte: „Also — das Kind ist jetzt noch immer bei mir, und ich wollte fragen, ob wir es nicht behalten können. Wissen Sie, richtig gern tun wir's haben, das Mädchen. Aber für das bißchen Geld können wir's nicht mehr machen, wo jetzt alles so teuer ist."

Frau Goliath war erschüttert. In ihr begann das mütterliche Empfinden mit der fanatischen Frauenrechtlerin und der — Richterin des Mannes zu kämpfen. Nur um etwas zu sagen, preßte sie heraus: „Natürlich ... das ... das geht so nicht mehr, nein ..." Und plötzlich durchbrach die Mutter im Weibe die rauhe Schale der gefühlsarmen Nur-Reformerin, in die sie sich einstmals verzweifelnd, um sich vor sich selbst zu retten, verkrochen hatte. Wenn sie ... wenn sie das Kind zu sich nähme, das vater- und mutterlose Kind, sein Kind ...? Und unwillkürlich formten sich diese Gedanken langsam zu den Worten: „Wissen Sie ... gute Frau ... ich habe schon ... ich denke schon lange daran ... ja, hm ... wenn ich selbst das Kind ..." Sie stockte wieder; denn allerhand Bedenken stiegen in ihr auf. Als aber Frau Stumpe voller Angst ausrief: „Was wollen Sie?", da stand plötzlich ihr Entschluß unwiderruflich fest. Und mit Festigkeit erklärte sie: „Ich werde das Kind zu mir nehmen." Da Frau Stumpe das Gesicht schmerzlich verzog, fuhr sie eifrig, beinahe bittend, fort: „Ich werde Ihnen

das Geld, das Ihnen dadurch verlorengeht, weiterzahlen. Fordern Sie, was Sie wollen... O Gott — ein Kind... mein Kind soll es sein... mein Kind...! Wo wohnen Sie? Seit wann ist es bei Ihnen? Sagen Sie doch: was für Augen hat es? Ist es blond oder braun? Ach, wenn es blond ist — das liebe ich so sehr... So reden Sie doch, reden Sie, gute Frau...!"

Da merkte Frau Stumpe, daß sie das Geheimnis verraten hatte. Sie knurrte mürrisch vor sich hin: „Wir sind arme Leute, wir... und nun geht uns das bißchen Verdienst auch wieder verloren. Naja, ich kann nichts dagegen tun..."

„Sie werden es nicht bereuen," sprach ihr Frau Goliath gut zu. „Ich werde gleich mit Ihnen kommen und das Kind holen..."

„Ich muß Manuskript haben," unterbrach der Setzerlehrling frech, indem er den Kopf zur Tür hereinsteckte. Aber sie wies ihn fort. „Was kümmert mich eure Zeitung! Zu meinem Kinde will ich..." Eiligst warf sie einige Zeilen auf einen Briefbogen, darin sie ihrem Manne mitteilte, daß sie abgereist sei. Sie habe es tun müssen und werde in ein paar Tagen wiederkommen. — Mochte er denken, was er wollte — sie würde ihm ja bald Aufklärung geben. Und während sie das Notwendigste zusammenpackte und mit der Frau davonging, malte sie sich Goliaths Freude beim Anblick seiner Tochter aus, der sie eine liebe, gute Mutter sein wollte. Ach ja, Mutter sein...

34. Das Strafgericht.

„Wo ist meine Frau?" fragte Goliath den Setzerlehrling, als er nach einiger Zeit zurückkam. Er hatte Brandes nicht getroffen und war schlecht gelaunt.

„Sie ist verreist!" bekam er zur Antwort.

„Dummer Lümmel, du! Wo ist sie?" schrie er.

„Da hat sie's ja aufgeschrieben!" Er zeigte nach dem Schreibtisch.

Goliath riß den Umschlag auf und las den Zettel. Wahr-

haftig, verreist. Unglaublich, sowas; ohne ihn zu fragen, ohne zu sagen, warum, wohin... Toll! Er trat stets für die Selbständigkeit der Frau ein, jawohl. Aber dies — dies war Frechheit! O, diese Tatmenschen! — Er wurde durch Brandes' Eintritt in seinen Betrachtungen unterbrochen, und während man noch mitten in der Begrüßung begriffen war, kamen auch Brinkmann und Ochsberg angestürmt.

„Finden Sie es nicht toll?" redete der letztere sogleich den Fabrikanten an, „uns alle hineinzubringen?"

„Wo hinein?" fragte dieser verständnislos. Er wandte sich, ohne sich auf weiteres einzulassen, an Goliath: „Ich habe gar keine Zeit, will nur schnell Ernst Müllers Stück abholen. Meine Tochter will es durchaus wiederhaben."

„Wir sind ja alle drin!" erklärte ihm nun auch Goliath.

„Um des Himmels willen: wo drin?" fragte Brandes ungeduldig.

„Im Stück. Alle sind wir drin!" Brinkmann schrie es geradezu. Seine Augen funkelten vor Wut.

„Sie auch!" unterstützte ihn Goliath.

„Wieso ich auch? Ich verstehe kein Wort!"

„Müller hat uns als Modelle benutzt; verstehen Sie, Herr Brandes?" klärte ihn nun Ochsberg auf. Und Brinkmann erläuterte: „Sie sind der ‚Schlaufuchs'. Hier drin! Hören Sie: ‚Zum Schlaufuchs laßt uns gehen; es leben seine Zigarren, seine Weine und sein Bier — vor allem sein holdes Töchterlein!' Damit können nur Sie gemeint sein."

Brandes starrte einen nach dem andern an, als zweifelte er an ihrem gesunden Menschenverstand. „Ich fühle mich nicht getroffen," erklärte er dann kopfschüttelnd.

„Da hört aber alles auf!" empörte sich Ochsberg. Und Brinkmann begann wieder voll Eifer: „Ich habe das Stück durchstudiert, ich. Gründlich, sage ich Ihnen. Die ganze Nacht; denn ich habe nicht schlafen können nach meiner Entdeckung. Und ich habe herausgebracht, daß Müller selbst der Held ist. Ein trauriger Held, sag' ich Ihnen! Er ist der talentvolle junge

Mann, den sein alter, griesgrämiger Vorgesetzter, der für sein höheres Streben kein Verständnis hat, tyrannisiert. Das bin ich natürlich, wenn er der Held ist. Mich so hinzustellen! Ein Redakteur — damit ist unser Freund Goliath gemeint — verfolgt ihn. Der Präsident eines Vereins — das ist Doktor Wanderer — wird als Trunkenbold geschildert. Und so geht es weiter!"

Brandes schüttelte nun erst recht den Kopf und sagte: „Ich kann immer noch nicht einsehen, wieso ich das sein soll, und Sie und der Doktor und so weiter."

„Aber, Herr Brandes!" stöhnte Goliath, ob solcher Verständnislosigkeit die Hände ringend, und Brinkmann wiederholte mit doppeltem Eifer: „Wenn er doch der Held ist, liebster, bester Herr!"

„Beweise!" rief Brandes.

„Der Held, sehen Sie, hat eine Sekretärin. Wissen Sie, wie sie heißt? Im Stück heißt sie Meyer, und in der Wirklichkeit heißt sie — auch Meyer. Dann erzählt er schamlos, daß er ein Verhältnis mit ihr hat, das nicht ohne Folgen geblieben ist. Und zum Schlusse heiratet er das Mädchen."

„Dies gefallene Mädchen!" ereiferte sich Ochsberg.

„Um die Spießer zu ärgern! Das sind wir natürlich," erklärte Brinkmann.

„So unlogisch ist das alles. Spießer saufen doch nicht," stellte Wanderer fest, der sich unterdessen ebenfalls eingefunden hatte.

Brandes ergriff das Wort. „Liebe Freunde, machen Sie sich nicht lächerlich; das alles ist ja vollkommener Unsinn — verzeihen Sie das Wort!" Aber statt ihm zu folgen, war man über seine Worte schwer beleidigt und widersprach sehr entrüstet: man sei nicht auf den Kopf gefallen und verstehe auch etwas von Literatur. Man redete sich in immer größere Erregung hinein, bis Brinkmann schließlich den Antrag stellte: Müller wieder aus dem Schuhevokuwiulit auszustoßen und den Protest gegen die Polizei zurückzuziehen. Man sei ja gerade so

schön beisammen und könne darum ohne weiteres eine Vorstandssitzung abhalten.

„Aber, meine Herrn," ereiferte sich nun Brandes, „haben Sie mich nicht gestern abend erst dahin belehrt, daß der Schriftsteller das Recht hat, seine Modelle überallher zu nehmen, und daß es für Sie eine Ehre bedeuten würde, Modell zu sein?"

„Das Recht hat er. Aber er darf niemand so zeichnen, daß man ihn erkennt. Er soll seine Modelle in Berlin suchen, aber nicht in unserer Stadt," entschied Goliath dagegen weisheitsvoll.

„Und dann — derartige Dinge von uns zu behaupten!" entrüstete sich Brinkmann. „Hören Sie, was er zum Beispiel Goliath sagen läßt: ‚Was ist dabei, wenn ich ein uneheliches Kind habe?'"

Goliath erblaßte und stammelte: „Woher ... woher mag er ... o, der gemeine Mensch! Wenn meine Frau es erfährt..."

Brinkmann fuhr fort, die Rollen zu verteilen. Er wandte sich an Wanderer und sagte: „Sie, Herr Doktor, antworten darauf: ‚Nichts; ich habe auch eins.'"

Wanderer brüllte auf wie ein verwundeter Stier. „Wenn das keine Gemeinheit ist, keine Niederträchtigkeit..."

„Stimmt es denn?" fragte Brandes.

Worauf Dr. Wanderer in noch größerer Wut: „Das ist ja das Niederträchtige, daß es nicht stimmt!" —

Man redete noch lange hin und her. Brandes war nicht zu überzeugen. Da brach Wanderer endlich kurz ab und ließ über den Antrag Brinkmann abstimmen. Alle waren ‚dafür'. Bis auf Brandes.

So wurde Ernst Müller wieder aus dem Schuhevokuwiulit ausgestoßen.

35. Theateranfang!

Mariechen Meyer, Müllers Stenographin, saß eifrig tippend in ihrem Arbeitszimmer, das neben des Dichters Studierzimmer lag, als Frau Richter, die arme Witwe, die hoch oben

unterm Dache wohnte, mit ihrem vierjährigen Klein-Heini eintrat. Der Knabe, sowohl Mariechens als auch Müllers ausgesprochener Liebling, wurde öfters von der Mutter gebracht, wenn sie irgendwelche Besorgungen zu machen hatte, bei denen sie den Kleinen nicht brauchen konnte. So auch jetzt wieder.

Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als Müller eintrat, ermüdet von der Nachtfahrt von Berlin nach Kleinwinkelsheim, ohne Ahnung von alldem, was in seiner Abwesenheit über ihn beschlossen worden war, auch ohne zu wissen, daß die wildesten Gerüchte über sein Stück und seinen Lebenswandel mit teuflischer Bosheit in Umlauf gesetzt waren. Er war mit dem Erfolge seiner Reise sehr zufrieden und erzählte stolz, wie hoffnungsvoll sich Direktor und Regisseur über sein Stück ausgesprochen, dem sie mehr als hundert Aufführungen prophezeit hätten. Dabei sah er die eingelaufenen Briefe durch. Und plötzlich lachte er laut auf: „Hören Sie bloß, Meyerchen, der Verein für Schutz und Hebung von Kunst und Wissenschaft hat mich am 10. — das war vorgestern — in den Vorstand kooptiert und zum Ehrenmitglied ernannt! Diese Ehre, haha!" Er war fröhlich wie ein Kind.

„Fräulein Meyer gratuliert Herrn Müller!" spöttelte das Mädchen.

„Danke für Ihr Beileid," lachte Müller. „Ich habe übrigens das Gefühl, als ob etwas nicht stimmte. Eben traf ich Doktor Wanderer. Und was meinen Sie? Er sah an mir vorüber. Das stimmt doch nicht zu diesem Brief!"

„Er hat Sie gewiß nicht gesehen," meinte Fräulein Meyer.

„Aber freilich hat er mich gesehen. Seine versoffenen Äuglein schillerten grün vor Haß, und sein Näslein flammte wie eine Glühbirne. Na — lassen wir uns darüber keine grauen Haare wachsen — die Hauptsache ist, daß wir in Berlin Erfolg haben. — Komm, Klein-Heini, spielen wir mal 'n bißchen!" Und während Fräulein Meyer sich wieder an ihre Arbeit setzte, spielte er mit dem Kind, daß es laut aufjauchzte. Bis Wacklich eintrat und das schöne Idyll störte.

„Wer — — — wer ist der Kleine?" fragte er argwöhnisch, kaum daß er den Freund begrüßt hatte.

„Du, Heini — das weiß der nicht!" lachte Müller. „Unser lieber kleiner Heini ist das!" Und er ließ Heini auf seinen Knien reiten: „Hoppe—hoppe—hopp!"

Dr. Wacklich, dem das Gerücht über Müllers „Verhältnis" brühwarm von der Schwiegermama überbracht worden war, erstarrte. War dies nicht die Bestätigung dessen, was erzählt wurde? War — der Knabe nicht der lebendige Beweis? Und er rief begeistert: „Lieber Müller, ich muß dir sagen, daß ich deinen Mut bewundere. Laß dir die Hand drücken, tapferer Freund!" Und er preßte ihm die Hand wie ein Schraubstock.

„Hast du Bier oder Schnaps getrunken?" fragte ihn der also Gefeierte.

Wacklich hörte es nicht, sondern rühmte weiter: „Du gewinnst kolossal in meinen Augen, weißt du. Ich — ich hätte den Mut nicht, das gesteh' ich offen ein. Es wäre mir etwas genierlich, wenn der Junge schon so groß wäre... oder das Mädel..." Er stockte, stotterte, nahm einen Anlauf und stieß heraus: „Ja, es kann ja auch ein Mädel sein... das... das... das wir glauben erwarten zu müssen..." Und mit einem Seufzer der Erleichterung stöhnte er auf: „So! Jetzt ist's heraus! — Gott sei Dank! — Du bist der erste Mensch, dem ich mich anvertraue!"

Müller war vor Schrecken aufgesprungen. „Mensch, Wacklich — du hast doch mit Helene... Ihr habt doch nicht etwa Dummheiten gemacht?" Und als Wacklich ergebungsvoll nickte — er bot das wahre Bild des reuigen Sünders — da mußte Müller lachen: „Du! Ausgerechnet du, Wacklich? Hahaha!"

Das kränkte Wacklich. „Erlaub' mal, ich... ich bin auch nicht aus Holz... und wenn man so lange verlobt ist..." verteidigte er sich.

„Verzeih," beruhigte ihn Müller; „es ist allerdings für dich nicht zum Lachen, aber für mich. — Dann müßt ihr so schnell als möglich heiraten, Mensch!"

„Das ist es ja!" erklärte der Referendar kläglich. „Wir sollen noch einige Monate warten, verlangt meine Schwiegermutter... Und, weißt du, so ganz sicher ist es ja nicht... Wir haben nur solche Angst... und da fürchte ich mich vor der alten Dame."

„Sei ein Mann, Wacklich!"

„Um Gotteswillen, das bin ich doch zu sehr gewesen... Ich wollte dich deshalb herzlich, innig bitten, an meiner Statt mit ihr zu sprechen..." Er sah Müller so jammervoll an, daß dieser weich wurde und nach einigem Überlegen erklärte:

„Also — ich will dir den Gefallen tun und mit der verrückten Alten reden. Auf, in den Kampf, Torero!"

„Sei aber ja vorsichtig, damit sie nichts merkt...!"

Aber Müller schüttelte den Kopf. „Das wird nicht gehen, mein Lieber. Reinen Wein muß ich ihr schon einschenken, wenn's auch gerade kein süßer Taragona sein wird. Aber tröste dich! Der Kampf mit dem Drachen fesselt mich."

Beruhigt, getröstet schied Wacklich. Müller überließ Klein-Heini Mariechen Meyer und machte sich auf den Weg zu Lisbeth, ihr die frohe Kunde aus Berlin zu überbringen. Kaum war er fort, als Ochsberg eintrat. Gerade spielte die Stenographin mit dem Kinde; wie versteinert blieb Ochsberg stehen ... da... war ja der lebendige Beweis für die Wahrheit der Gerüchte... „Sie lieben das Kind wohl sehr?" fragte er, um sich zu vergewissern.

„Freilich. Ist er nicht ein süßes Kerlchen?" gab sie arglos zurück.

Ochsberg schnitt eine Grimasse, und sein Ton war unverschämt, als er sagte: „Hm, Sie haben Mut, das so zu sagen, wahrhaftig."

Verwundert blickte sie ihn an. „Was soll denn für ein Mut dazu gehören? — Wenn Sie zu Herrn Müller wollen, müssen Sie später wiederkommen oder Platz nehmen." Damit ging sie mit Klein-Heini in ihr Zimmer und setzte sich an ihre Arbeit. Der Kleine kam sofort zurück und strich nach Kinderart um

den „fremden Onkel" herum. Ochsberg lockte ihn zu sich heran und fragte mit süßlicher Miene: „Ei, du Kleiner, du! Wie heißt du denn, wie?"

„Heini."

„So! Ei, welch schöner Name! Und wie heißt du noch?"

„Prinz Heini heiß ich noch."

„Ei, ei! Prinz Heini, sieh mal einer an!... Kennst du wohl Herrn Müller, wie?"

„O du," sagte das Kind geringschätzig, „das heißt nicht: Herr Müller, das heißt: lieber Onkel."

Lieber Onkel? — Ha, Onkel! Bedurfte es noch eines klareren Beweises? Er musterte den Jungen. Nein, stellte er fest, diese Ähnlichkeit! Genau seine Nase, und derselbe Zug um den Mund — so etwas höhnisch... Und in Ochsberg empörte sich alles gegen Müllers Sittenlosigkeit, deren Produkt er — in der eigenen Wohnung offen zur Schau stellte. Er selbst war ja auch kein Heiliger; aber daß er sowas... nein! Unbegreiflich war es ihm. Bis ihm plötzlich ein Licht aufging: Müller mußte verrückt sein. Natürlich war er's. Das kam ja öfters bei Dichtern vor... Gott sei Dank, daß er selbst kein so großer Dichter war! Er verfügte sich zu Mariechen Meyer und fragte sie: „Sagen Sie mal, liebes Fräulein, hat Herr Müller wohl oft Kopfschmerzen?"

Sie schaute erstaunt von ihrer Arbeit auf. „Kopfschmerzen? Nicht, daß ich wüßte," gab sie zur Antwort.

„Er trägt wohl sehr oft ein besonderes Wesen zur Schau?"

„Das sind aber merkwürdige Fragen!" gab Mariechen ablehnend zurück.

Doch unbeirrt fuhr Ochsberg in seinem Verhöre fort: „Ich meine, ob Sie nicht auch schon bemerkt haben, daß er..." Er tippte sich mit dem Zeigefinger auf die Stirn und beschrieb mehrfach einen kleinen Kreis.

Da fuhr Mariechen auf: „Nun machen Sie aber Schluß, sonst könnte ich auf den Gedanken kommen, daß Sie..." Und sie tippte sich selbst auf die Stirn.

Heini unterbrach dadurch die Unterhaltung, daß er emsiglich mit ängstlichem Gesichte zu trippeln begann: „Komm schnell, komm schnell!" rief er, und Mariechen rannte mit dem Schreckensruf: „Achherrjeh!" mit ihm davon.

36. Müller erlebt Überraschungen.

Ochsberg stürzte sich, sowie sich die Tür hinter den beiden geschlossen hatte, auf Müllers Schreibtisch und durchschnüffelte ihn. Er war ja nicht neugierig, nicht die Spur — er tat es lediglich im Dienste der Wahrheit, um eine Bestätigung des Gerüchtes und seines Verdachtes zu erhalten. Er fand nichts! Nun schlich er sich ins Arbeitszimmer der Stenographin und begann hier umherzusuchen. Plötzlich ging die Tür. Wie gelähmt blieb er stehen und blinzelte hinaus. Müller war's, der eingetreten war. Er ging elastischen Schrittes zum Spiegel, schleuderte in großem Bogen den Hut in die Ecke und fing laut an zu lachen. Über sein Spiegelbild. Er hatte sich nicht nur die Dichterlocken abnehmen lassen, er war ratzekahl geschoren; dazu war jedes Härchen aus dem Gesichte wegrasiert. „Reizend sehen Sie aus, Herr Müller," redete er sein Spiegelbild an.

Und Ochsberg sah mit starrem Schrecken zu. Sein Verdacht war gerechtfertigt, Müller war tatsächlich verrückt! In das Bedauern, das er mit dem Unglücklichen empfand, mischte sich die größte Hochachtung vor sich selbst: er hatte es herausgefunden — er! „Guten Tag, Herr Müller!" rief er plötzlich, daß der Angesprochene zusammenfuhr und stotterte: „Herr Gott, was haben Sie mich erschreckt!... Sie sehen mich verwundert an? Ja, ich habe mein Vlies auf dem Opferaltar der ... ja, auf einem Opferaltare dargebracht... Aber was ist Ihnen? — Sie sehen so — so feierlich drein, als kämen Sie zu meinem Begräbnis oder als Gesandter Ihres wunderbaren Vereins mit dem herrlichen Namen, um mir die Mitteilung zu machen, daß ich..." — „Ehrenmitglied geworden bin" — wollte er sagen. Aber Ochsberg unterbrach ihn voll Angst, er könnte einen Wutanfall bekommen und sich an ihm rächen

wollen, und beeilte sich zu versichern: „Ich kann nichts dafür, Herr Müller, ich habe dagegen gestimmt." Er meinte: gegen die Ausstoßung!

„Hahaha," lachte belustigt der Dichter, der nur von der Ehrenmitgliedschaft wußte: „Sie sind doch wenigstens ehrlich!"

„Ich komme Ihres Stückes wegen," begann Ochsberg; „ich will es in meinen Verlag nehmen. Aber Sie müssen dafür alles herausstreichen, was sich auf mich bezieht."

„Wie meinen Sie?" fragte Müller verständnislos.

„Ich rate Ihnen gut, lieber Freund. Nehmen Sie alles Beleidigende heraus."

Müller schüttelte den Kopf. „Also — ich verstehe kein Wort. Übrigens ist das auch ganz gleichgültig, da das Stück längst gedruckt und verlegt ist."

Was sagte der Narr? Hatte Ochsberg nicht noch vor kurzem selbst das Manuskript, das ungedruckte, in der Hand gehabt? „Gedruckt? Das weiß ich besser!" sagte er mit mitleidigem Lächeln.

Müller sah ihn wieder verdutzt an. War der Mann krank? „Wenn Sie es halt besser wissen..." Und besänftigend fügte er hinzu: „Sprechen wir lieber ein andermal darüber, Herr Ochsberg, ich bin... ich habe etwas Kopfschmerz heute..."

Kopfschmerz? Also — es stimmte. Es stimmte alles! Und er, Ochsberg, er hatte es herausgefunden... Er! Befriedigt und doch mitleidsvoll ging er hinaus. Und Müller dachte mitleidig: „Er ist offenbar verrückt geworden; schade um ihn, er war immer halbwegs anständig."

„Aber, Herr Müller, wie sehen Sie denn aus," kreischte Mariechen auf, als sie gleich darauf mit Klein-Heini hereinkam.

„Das hat die Liebe getan. Sie hat die Locken verschlungen, weil sie dem zukünftigen Schwiegerpapa anstößig waren und ich mich etwas verändern wollte, haha," lachte Müller. „Ehre ihrem Andenken, Amen!"

„Na, wenn ich Ihre Braut wäre!... Wie konnten Sie nur, Sie sind ganz entstellt." Sie erzählte von Ochsbergs Besuch;

so komisch sei er gewesen. „Denken Sie nur, er hält Sie für verrückt."

„Da haben wir's," sagte Müller; „ich habe auch sowas gemerkt. Es ist ein sicheres Zeichen der geistigen Umnachtung, wenn einer andere für verrückt hält." Der Fernsprecher weckte. Müller ergriff den Hörer, und Fräulein Meyer hörte ihn sagen: „... Sie, Herr Goliath... Ja?... Was?... Wie sagen Sie?... Sie haben mich aus Ihrem Verein ausgestoßen? Ich hätte Sie verhöhnt? Herr!... Und Herrn Brandes? Aber ich bitte Sie, wo denn, wo denn!... Nichts weiß ich... Sind Sie noch da...?" Er hängte ab und schaute Mariechen ratlos an. „Der ist, scheint's, auch verrückt geworden, der Goliath," sagte er dann. „Lesen Sie dies Schreiben. Steht da nicht drin, daß ich Ehrenmitglied des Schuh... — wie der verrückte Name lautet — geworden bin? Und nun erzählt mir Goliath, ich sei ausgestoßen worden..."

„Der muß auch verrückt geworden sein!" platzte sie nach einer Weile aus, nachdem sie ihn angestarrt hatte.

„Eine merkwürdige Sache. Alle Menschen können doch nicht von einer Stunde zur andern verrückt geworden sein!" Er ging aufgeregt im Zimmer auf und ab.

Plötzlich trat, ohne anzuklopfen, eine tiefverschleierte Frau ein. Ohne Umschweife begann sie: „Eine tief unglückliche, vom Leid gebeugte..." Sie hielt jäh mit Reden inne und schrie verwundert auf: „Sind Sie... wirklich Herr Müller?"

„Zum größten Teile wenigstens. Mein kleinster liegt in der Barbierstube. — Was wünschen Sie?" — Mariechen Meyer zog es vor, mit Heini das Zimmer zu verlassen.

„Dann entschuldigen Sie," rief die Tiefverschleierte und begann wieder: „Eine tief unglückliche, vom Leid niedergeworfene Frau fleht Sie um Gnade an! Barmherzigkeit! Zu Ihren Füßen niedergesunken, flehe ich Sie an..." Sie warf sich vor ihn auf die Knie und hob bittend die Hände zu ihm empor; er war entsetzt. War dies Weib wahnsinnig? „Stehen Sie

auf!" rief er, „es muß eine Verwechslung vorliegen. Mit wem habe ich die Ehre?"

Der Schleier ward zurückgeschlagen: es war Auguste Fischbach! Und sie deklamierte: „Wer anders könnte, Gnade heischend, Ihnen zu Füßen liegen, als ich? O, Herr Müller, was haben Sie getan! O, lassen Sie mich reden!... Ich bin wohl frei, sehr frei sogar in meinem ideellen Wollen; aber in meinen Taten habe ich mich immer an die alten Sitten gebunden gefühlt... o, lassen Sie mich reden... Wie konnten Sie das unschuldige Seelenbündnis zweier Freunde so in die Öffentlichkeit zerren! O, lassen Sie mich bitte ausreden! Wenn wir noch die Freuden sinnlicher Liebe genossen hätten; aber ‚nein' haben wir immer gesagt, wenn die Versuchung ihre Polypenarme nach uns ausstreckte..."

„Hören Sie doch auf, ich verstehe von alledem kein Wort!" schrie Müller nun so laut dazwischen, daß er ihre Stimme übertönte. Doch sie ließ sich nicht stören. Deklamierte vorwurfsvoll noch lauter weiter: „Ich könnte Sie ja verklagen, aber der Skandal, der Skandal! Darum bitte ich Sie, ändern Sie es! Bitte..."

„Was soll ich ändern? Wo soll ich ändern," brüllte Müller wieder dazwischen.

„Das in Ihrem Stück!"

„Es muß ein Mißverständnis vorliegen. In meinem Stücke steht nichts von Ihnen."

„Aber Brinkmann hat es doch selbst gelesen."

Müller stutzte. „Brinkmann? Unmöglich, ganz unmöglich!"

„Geben Sie mich nicht der Schande preis; sehen Sie, ich bitte Sie ja auf den Knien!"

Müller wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Es liegt zweifellos ein Mißverständnis vor. Beruhigen Sie sich! Alles, was von Ihnen im Stücke steht, kommt heraus, alles!"

Auguste traute dem Versprechen nicht und jammerte: „Das sagen Sie nur, um mich loszuwerden!"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!" versicherte er.

Nun war Auguste beruhigt. Sie erhob sich und sagte in aufrichtiger Dankbarkeit: „Könnte ich Ihnen doch auch einen Gefallen erweisen! Alles würde ich opfern, da Sie mir diese Angst genommen haben, ich ..."

Vor Müllers Auge stand plötzlich der arme Wacklich. So unterbrach er sie und sagte: „Gut, beweisen Sie es. Ich wollte Ihnen sowieso eine Bitte vortragen."

„Eine Bitte?" flötete Auguste. „Edler Mann, sie ist Ihnen im voraus gewährt!"

„Dann danke ich Ihnen im Namen Ihres zukünftigen Schwiegersohnes."

Ihre demütige Haltung verlor sich sofort. „Meines — Schwiegersohnes?" fragte sie ebenso streng wie verwundert.

„Jawohl, Ihres Schwiegersohnes, meines Freundes Wacklich. Er darf also jetzt recht bald heiraten."

„Möglichst schnell, das kennen wir," spöttelte Auguste. „Nein, daraus wird nichts. Was würden die Leute sagen!" Sie hatte ihre gewöhnliche königliche Haltung wiedergefunden; hart klang ihre Stimme.

„Und ... wenn die Leute recht bekommen, was dann?"

„Mein Herr!" schrie ihn Auguste da an, „Sie beleidigen mich. Meine Tochter liebt, wie ich, nur seelisch."

Müller ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Dann frage ich mich nur, woher Ihre Tochter seinerzeit gekommen ist," spöttelte er. Aber ernst fügte er hinzu: „Also nochmals: lassen Sie Ihre Tochter heiraten, wenn Sie nicht wollen, daß die Leute recht bekommen."

Da merkte sie, daß es so war. „O, der Tagedieb, der! Der Mucker!"

Müller mußte lächeln. Aber er wollte die günstige Lage für seinen Freund ausnutzen, und nach einigem Hin- und Herreden, wobei er durchblicken ließ, daß ja auch er Gnade vor Recht ergehen lasse und alles ändern werde, gab sie schließlich nach. „So mögen sie denn heiraten — um der Reinheit meines Rufes willen. O, wie ich diesen Menschen hasse, wie ich ..."

Mitten in diese Herzensergüsse hinein gellte die Klingel. Auguste fuhr auf. Vergaß die Fortsetzung ihrer Rede. „Um Gottes willen, es darf mich niemand hier sehen," rief sie und schlug den Schleier vors Gesicht. Müller wies sie in das Zimmer der Stenographin und öffnete die Tür. Und herein trat Frau Brinkmann. Sofort begann sie: „Mein Mann ist so furchtbar aufgeregt, Herr Müller, daß ich — als Bittende zu Ihnen komme. Ich fürchte, er wird noch seinen Verstand verlieren."

„Da haben wir die Quelle aller Verrücktheiten," fuhr es Müller durch den Sinn. Dieser Brinkmann war es, der offenbar das ganze Durcheinander verschuldet hatte. Aber er tat ihm jetzt trotzdem leid. Darum lag ein Ton aufrichtigen Bedauerns in seiner Stimme, als er fragte: „Wie schnell kann doch etwas einem Menschen ankommen. Ich bedauere es aufrichtig, Frau Brinkmann. Es sind offenbar Halluzinationen?"

„Halli—Hallo—Hallozu...? Das weiß ich nicht. Er droht sich zu erschießen," jammerte sie.

„Der Arme! Haben Sie bereits den Arzt um Rat gefragt?"

Sie sah ihn verwundert an. „Den Arzt? Wozu!" Und händeringend klagte sie: „O, warum haben Sie das getan! Warum haben Sie es bekanntgegeben!"

„Ich? Ich habe doch bis jetzt nichts von seiner Krankheit gewußt! Sie sagten doch selbst, daß sie ihn plötzlich erfaßt habe..."

„Welche Krankheit?" fragte Frau Brinkmann kopfschüttelnd.

„Nun — seine Aufgeregtheit, von der Sie eben noch sprachen, seine Halluzinationen, sein Irrsinn..."

„Nein," kreischte sie auf, „mein Mann ist nicht irrsinnig! Aufgeregt ist er, weil Sie ihn in Ihr Stück hineingebracht haben."

„Das ist ja sein Irrsinn," rief Müller aus. Da stürzte Frau Fischbach aus dem Nebenzimmer, schlug den Schleier zurück und sprudelte triumphierend heraus: „Beruhigen Sie sich, liebste

Freundin, Ihr Mann ist gerettet! Herr Müller hat mir versprochen, alles aus dem Stücke auszumerzen, was von uns beiden handelt."

Frau Brinkmann stand erst wie vom Schlage gerührt. Dann fuhr sie auf Auguste los wie eine Furie: „So! Sie sind mit im Spiel? O, dann weiß ich, was im Stücke steht! Also Eure Sünden sind ans Tageslicht gekommen!"

Sie hob den Schirm, um auf die verhaßte Nebenbuhlerin einzuschlagen. Aber Müller trat dazwischen und rief: „Ruhe! Zum Donnerwetter nochmal!" — Da besann sich Frau Brinkmann und schrie: „Rächen will ich mich an ihm! Ja, Auge um Auge, Zahn um Zahn!" Und raste davon. Verdutzt blickten sich die Zurückgebliebenen an. Auguste kreischte auf: „Sie tut sich und ihm was an, o, diese Tatmenschen!" Und rannte hinter ihr drein.

Müller schüttelte in einem zu den Kopf. Was war in diese Weiber hineingefahren! Und in die andern? Wer war verrückt? Diese alle? Oder — er selbst? Sein Auge traf sein Spiegelbild. Er erschrak. Ein fremdes Gesicht starrte ihn an. „Bin ich — ich? Oder ist Müller aus mir ausgefahren? Haben mich mit der Haarschur die Kräfte des Geistes verlassen wie einstmals Simson die Kräfte des Körpers?" In Aufregung ging er hin und her. Was war nur dies! Was! Er ließ sie alle an seinem geistigen Auge vorüberziehen, die an diesem Morgen bei ihm gewesen waren, einen nach dem andern, und überdachte jedes Wort, das sie gesprochen hatten. Geheimnisvoll hatten alle getan. Mit unverständlichen Andeutungen um sich geworfen. Sogar Wacklich. Ja, auch der. Ha, der sollte ihm Rede und Antwort stehen. Er riß den Hut vom Kleiderständer und ging. Um auf dem Flur auf — Lisbeth zu treffen, die er in der Eile beinahe umgerannt hätte. Träumte er? „Lisbeth — du — hier?" War sie es wirklich?

Sie war es wirklich. Starrte ihn an, schüttelte den Kopf, starrte ihn wieder an und rief — es rief geradezu aus ihr heraus: „Ernst — was hast du getan!"

„Fängst du auch an?" fragte er vorwurfsvoll, unsicher werdend.

„Deine Locken! Du bist ja ein fremder Mensch geworden!"

Er atmete auf. „Ach, das meinst du! Ja, ich habe meinen Skalp auf dem Altar unserer Liebe geopfert."

Sie seufzte auf. „Wenn es nur nicht umsonst gebracht ist, das Opfer! Ja, sieh mich nicht so erstaunt an, es ist so." Sie streichelte ihn sanft und liebevoll.

Er hielt ihre Hand fest. „So sage doch gerade heraus, was los ist!" rief er gequält.

„Das will ich eben von dir wissen; dazu komme ich her. So sonderbar ist alles. Erst nimmt mich heute morgen Bussinek beiseite und flüstert mir zu: ‚Armäs Freilein, sind sich betrügt von schlechtes Mensch.' Dann tuscheln die Dienstmädchen hinter mir her. ‚Was ist los?' frage ich sie. ‚Was, das wissen Sie nicht, wo es doch die ganze Stadt weiß? Fragen Sie mal Herrn Müller, der sagt es Ihnen,' gibt mir die eine, die kleine Freche, zur Antwort... Nun bin ich hier."

„Da haben wir's! Alle Menschen reden heute morgen unverständliches Zeug. Entweder bin ich verrückt — oder die Leute sind's." Und er erzählte ihr, was er alles erlebt hatte. Er war noch nicht zu Ende, als Mariechen Meyer hereinstürzte. „Ich muß Sie stören," rief sie aufgeregt, „eben steigt Herr Brandes aus seinem Auto... er kommt herauf!" Da ertönte auch schon die Flurklingel. „Er darf mich hier nicht sehen, sonst zürnt er mir," rief Lisbeth erschrocken. Da geleitete Mariechen sie ins Nebenzimmer.

„Es tut mir leid, daß ich Sie stören muß," begann Brandes, sowie er eingetreten war; „aber ich mußte..." Urplötzlich brach er ab und starrte den jungen Mann an. „Mensch, Müller, sind Sie..."

„... verrückt geworden, wollen Sie sagen. Beinahe glaube ich, daß es so ist," fiel Müller bitter ein.

Brandes schüttelte sich vor Lachen. „Wo sind denn Ihre

herrlichen Dichterlocken geblieben, die Sie so... na, sagen wir einmal ‚distinguiert' aussehen ließen?"

Müller kam, als er seines Gönners Lustigkeit bemerkte, sofort das Selbstvertrauen wieder. Er machte ihm eine zierliche Verbeugung und erwiderte fröhlich: „Da sie Ihnen ein Ärgernis waren, habe ich sie Ihnen zum Opfer gebracht."

„So! Mir! — Und der Zweck der Übung?"

„Herr Brandes — jetzt oder in einer Stunde — denn ich war gerade auf dem Wege zu Ihnen. Mein Stück wird, wie ich in Berlin erfahren habe, in nächster Zeit aufgeführt. Alle prophezeien ihm einen durchschlagenden Erfolg..."

„Einen einschlagenden, wollen Sie sagen," witzelte Brandes. „Wie eine Bombe in eine Hammelherde."

„Ganz gleich. Dann bin ich ein gemachter Mann. Daraufhin bitte ich Sie nochmals um die Hand Ihrer Tochter. Gestatten Sie uns doch, unsere Verlobung zu veröffentlichen, Herr Brandes."

Brandes setzte sich aufs Sofa und steckte sich eine Zigarre an. Langsam und bedächtig, und während Müller in Aufregung zappelte, sprach er langsam und bedächtig: „Ehe wir hierüber reden — etwas anderes. Also: Ihres Stückes wegen bin ich hier. Sie müssen es zurückziehen."

Müller schüttelte den Kopf. Und bat den Fabrikanten, indem er ihm die Hand hinstreckte: „Bitte, fühlen Sie meinen Puls."

Brandes tat gemütlich das Gewünschte. „Normal," stellte er fest. „Merkwürdig, wirklich merkwürdig!"

„Gut. Ich bin also bei klarem Verstand," atmete Müller auf.

Da fuhr Brandes unerwartet los: „Sie sind derselbe unbesonnene Mensch, der Sie von jeher gewesen sind. Wie konnten Sie derartige Sachen in Ihr Stück bringen. Ich begreife Sie nicht."

„Ich verstehe Sie nicht, ich verstehe nichts von dem ganzen Gerede, nichts, nichts, nichts!" Er schrie es in halber Verzweiflung heraus.

„Die Leute bilden sich doch ein, sie seien darin abkonterfeit," stellte Brandes ärgerlich fest.

„Sie müssen verrückt geworden sein, die Leute!"

Brandes wurde wieder vollkommen ruhig. „Möglich," gab er zu. „Aber das ist jetzt ganz gleich. Sie meinen es eben. Darum gebe ich Ihnen meinen Rat: Ziehen Sie das verfluchte Ding zurück, sonst kriegen wir einen Skandal schlimmster Art."

„Banausen weiche ich nicht," brauste der junge Dichter auf.

„Sie sind der alte Eigensinn," sagte Brandes, indem er sich erhob. Und während Müller aufgeregt in der Stube auf und ab rannte, sagte er beinahe bittend: „Ich bin auch um eines anderen Menschen willen hergekommen, der uns beiden teuer ist."

Müller rannte weiter schweigend auf und ab. Da ergriff Brandes den Hut. Bitterkeit lag in seinen Worten, als er sprach: „Sie wollen nicht hören? So leben Sie wohl."

Müller stellte sich dem Fabrikanten in den Weg. Und rief in beschwörendem Tone: „Das kann Ihr Ernst nicht sein, Herr Brandes."

„Sie schreiben einfach ein anderes Stück. Was ist dabei!" begann dieser darauf von neuem.

Müller lachte bitter auf. „Einfach ein neues Stück, sagen Sie. Wissen Sie, was das heißt? Wissen Sie, wie ein solches Stück, auch wenn es ein Lustspiel ist, mit Herzblut geschrieben ist? Wissen Sie, welch unendliche Mühe es ist, es dann bei einer Bühne anzubringen?"

„Das mag sein," entgegnete Brandes ruhig. „Doch meine Tochter soll nicht im Mittelpunkt eines Skandals stehen, der sicher kommt."

„Eines Skandals?" rief der Dichter ungeduldig aus. „Ich sage Ihnen doch, daß alles dies ein haltloses, unsinniges Gerede ist. Kein wahres Wort ist daran!"

Brandes wurde hitzig. „Donnerwetter nochmal. Ich weiß, was ich weiß."

„Sie werden mir doch nicht sagen wollen, was ich geschrieben habe?"

„Sie werden mir nicht abstreiten, was ich gelesen habe."

„Nichts, gar nichts haben Sie gelesen!" Wie zwei erbitterte Gegner standen sich nun die beiden Männer gegenüber. Bis Brandes losbrach: „Wollen Sie mich absolut zum Dummkopf machen?" Und in höchstem Zorn verließ er das Zimmer.

„Herr Brandes!" rief ihm Müller zwar beschwörend nach. Als ob er dadurch gerührt worden wäre, erschien Brandes nochmals. Aber nur um ein Paket auf den Tisch zu werfen. „Dies vergaß ich Ihnen zurückzugeben." Kühl kamen die Worte von seinen Lippen. Und draußen war er wieder.

37. Des Rätsels Lösung.

„O, Ernst, nun ist alles aus," rief Lisbeth klagend, und stürzte dem Geliebten um den Hals. Das gab ihm die Besinnung wieder. In ohnmächtiger Wut ballte er die Faust und schrie: „Aus? Nein, nun fängt's an! Laß sehen, ob Dummheit und Banausentum siegen!"

„Alle sind gegen dich," klagte das Mädchen, „sonst hätte Vater dir solchen Rat nicht gegeben. Er ist nicht feige, Vater. Ach, nun wird er nicht nachgeben!"

„Dann heiraten wir ohne sein Nachgeben!" Er schlug zornig auf den Tisch.

Lisbeth begann zu schmeicheln. „Sieh, Lieber, wenn es sein muß, dann soll es geschehen. Aber denk' doch — ich hänge so sehr an Vater und er an mir..."

„Wie? Du verlangst dies Opfer von mir?" rief der Dichter peinlich berührt. Seine Lisbeth — sie verlangte dies, sie, die mit ihm durch dick und dünn gehen wollte? — Sie spielte an seiner Uhrkette. Und leise sprach sie mit fester Stimme: „Nein, Ernst, ich verlange nichts. Du sollst dir überlegen, ob du das Opfer bringen kannst. Ist es möglich, dann will ich jubeln — und weinen zugleich; denn sieh, ich bin ehrgeiziger als du, das weißt du ja selbst, und es ist doch mein Stück mit. Kannst du es aber nicht tun — und du mußt wissen, ob du es

darfst — dann zürne ich dir nicht. Und folge dir! Denn du — du bist mir doch der Allerliebste."

Da packte sie der junge Mann, hob sie hoch in die Luft, wirbelte sie im Kreise herum und bedeckte ihren Mund und ihre Wangen mit Küssen. „Liebes Mädel, du," stammelte er selig; „ja, dein Stück ist es. Denn nur an dich hab' ich gedacht, da ich es schrieb; dich sollte es mir erringen. So sei es der Preis, den wir für unser Glück bezahlen."

Mit geschlossenen Augen trank sie in Seligkeit seine Worte und Küsse und jubelte sodann: „Du lieber Mensch, dies will ich dir nie, nie vergessen. Ich weiß, welches Opfer du mir bringst. Aber nun schnell zu Vater; ich kann es nicht mehr erwarten, vor der ganzen Welt zu dir zu stehen."

„Ja, komm," rief er. Da fiel sein Auge auf das Päckchen, das Brandes auf den Tisch geworfen hatte. „Laß uns zuvor sehen, was dein Vater hierher gelegt hat." Er wickelte das Umschlagpapier ab. Die Übersetzung des schwedischen Stückes kam zum Vorschein. Er traute seinen Augen nicht. „Wie kommt dies zu deinem Vater?" wollte er wissen.

„Das habe ich dir ja noch gar nicht erzählt," sagte Lisbeth. Sie erklärte ihm den Hergang. „Weil sie sonst dein Stück bei Schöppenstedter geholt hätten, so gab ich ihnen dieses Stück."

„Diese Übersetzung? Als — mein Stück?" Es begann ihm zu dämmern. „Und dein Vater — der hat es Brinkmann gegeben..."

„Und Brinkmann hat es Goliath gebracht..." lachte Lisbeth, die nun auch hinter das Geheimnis kam.

„Und der hat Mariechen Meyer darin gefunden..."

„Und darum — dich... Und sich selbst! Ich habe es dir prophezeit; du wolltest nicht hören!"

Laut auf lachte da der junge Mann. „Ihr Götter, ihr kämpftet fürwahr vergebens! Denke dir, Lisbeth, das Bild, wie sie da sitzen und mit Wut und Angst im Herzen ihr Konterfei suchen — in dem Stück, das mein Freund in Schweden drüben geschrieben hat... hahaha..." Er konnte sich nicht

halten vor Lachen, und das glückliche Mädchen lachte mit, daß ihm die Tränen die Wangen herunterrollten.

„Du Bösewicht, du!" sprudelte sie dazwischen heraus und zog ihn am Ohrläppchen.

„Au!" schrie er auf, „hör' auf. — Und komm — schnell zum Vater!"

Sie hing sich an seinen Arm, selig lachend, alles um sich herum vergessend. So zogen sie durch die Straßen von Kleinwinkelsheim, daß die braven Bürger, die Köpfe schüttelnd, nachblickten. Wie? Fräulein Brandes mit diesem... Ausgerechnet mit diesem? Arm in Arm? Also war es wahr, was man munkelte? Und auch jetzt noch hing sie an ihm? O! — Und viele nahmen großes Ärgernis an den beiden jungen glücklichen Menschen — wegen der allgemeinen Sittlichkeit...

38. Der Schlußakt.

Im Herrenzimmer der Villa Blumeneck schritt Brandes sorgenvoll auf und ab. Zum Kuckuck, war denn kein Mensch im Hause? Er drückte so lange auf den Knopf der elektrischen Klingel, daß Bussinek schnellen Schrittes — das geschah sonst nie — ankam. Brandes fuhr ihn übelgelaunt an: „Vor einer Vietelstunde schon sollten Sie mir Fräulein Lisbeth rufen!"

„Is sich doch gneddiges Freilein ausgegangen," verteidigte sich der Alte. „Hat doch Freilein geheert, was sich erzällen die Leite. Is sich da losgefegt."

„Losgefegt?" wiederholte Brandes. „Meine Tochter fegt nicht los, merken Sie sich das. Waren Sie es, der den Schnabel nicht halten konnte, wie?"

Man merkte dem Diener an, daß er sich in seiner Haut nicht wohlfühlte. Er wollte gerade zu einer längeren Verteidigungsrede ausholen, als die Flurklingel ertönte — und da stürzte er fort, um gleich darauf Wanderer hereinzugeleiten. „Ich muß Sie in einer dringenden Angelegenheit sprechen," begann dieser sofort, indem er sich aufgeregt über den Schädel fuhr. Und auf das verbindliche „Bitte!" des Fabrikanten be-

gann er in wohlgesetzter Rede: „Herr Brandes! Wir haben also mit Herrn Theaterdirektor Schöppenstedter verhandelt. 10 000 Mark will er haben, der Halunke, als Schadenersatz, wenn er das Stück nicht aufführen soll. Denken Sie nur! Wir haben nun beschlossen, ihm diese Summe zu bezahlen. Was bleibt uns anders übrig, wenn wir einen Skandal verhüten wollen? Nun bitten wir Sie..."

„... auch in den Beutel zu greifen, nicht wahr?" fiel der Fabrikant ein. „Ich habe Ihnen nicht verhehlt, mein verehrter Herr Doktor, daß ich das Ganze für eine Narretei halte. Ich kann nicht finden, daß irgend jemand von uns als Modell gedient hat. Ich vor allem nicht. Aber weil es Ihnen solchen Spaß macht, will ich 2000 Mark beisteuern. Jetzt! Vor einer Stunde hätte ich's nicht getan. Aber das ist ja nebensächlich..."

„Geht es wirklich nicht, daß Sie etwas zulegen, Herr Brandes?"

„Keinen Pfennig mehr!"

„Ja, wir müssen alle schwer bluten!" seufzte der Studienrat. „Herr Süß will die ganze Summe auslegen und dann von den einzelnen einkassieren. Solche Ausgaben und Scherereien wegen dieses Müllers, dem wir alle so wohlgesinnt waren. — Nun die zweite Angelegenheit, deretwegen ich hier bin — die wichtigste für mich. Herr Brandes, Sie wissen, wie tief und heiß ich Ihr Fräulein Tochter liebe. Könnten Sie jetzt, wo Müller doch gar nicht mehr in Betracht kommen kann, nicht eine Entscheidung treffen...?"

„Müller dürfte allerdings ausgeschaltet sein," entgegnete Brandes sehr kühl; „aber es sind doch noch andere Gesichtspunkte zu erwägen, Herr Doktor."

Dieser wurde verlegen. „Sie meinen," stotterte er, „was Müller in seinem Stück verraten hat? Herr Brandes, wir sind doch Männer, nicht wahr? Jedem kann sowas passieren."

Der Fabrikant machte eine abwehrende Handbewegung und sagte achselzuckend: „Ich bin nicht Ihr Richter. Auch habe ich dieses nicht gemeint, sondern: ob meine Tochter einver-

standen ist." Bussinek trat in diesem Augenblick ein und flüsterte ihm etwas zu. Brandes machte ein verdutztes Gesicht, faßte sich aber sogleich und ordnete an: „In den blauen Saal. Ich komme sofort." Und während der Diener sich entfernte, wandte er sich wieder an Wanderer. „Meine Tochter soll Ihnen die Antwort selbst geben; sie wird sogleich erscheinen. Mich entschuldigen Sie bitte einen Augenblick: eine wichtige geschäftliche Angelegenheit..." Er ging.

Im blauen Saale standen Hand in Hand Müller und Lisbeth. „Es ist ja alles gar nicht wahr, Vater!" rief das Mädchen jubelnd und fiel dem Vater um den Hals.

„Ein Mißverständnis! Lassen Sie es mich aufklären!" bat Müller.

„Gut!" entschied Brandes. „Klären Sie auf. Du, Lisbeth, laß uns allein. Doktor Wanderer will dich sprechen; er wartet im Herrenzimmer." Lisbeth ging.

Es bedurfte nicht vieler Worte, um den Fabrikanten aufzuklären. Eine tolle Lustigkeit erfaßte ihn. „Glänzend, einfach glänzend," schrie er lachend ein über das andere Mal. Und als der junge Mann seine Bewerbung von neuem vorbrachte, da gab Brandes ohne weiteres nach; denn er wußte, daß ein weiteres Widerstreben sinnlos gewesen wäre.

Unterdessen unterhielt sich Lisbeth im Herrenzimmer mit Dr. Wanderer.

„Was haben Sie denn auf dem Herzen?" fragte sie ihn schnippisch, so daß er die Fassung fast ganz verlor. Er nahm sich aber zusammen und begann in feierlichem Tone: „Mein liebes, sehr verehrtes gnädiges Fräulein! Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze. Und auch inniglich liebe. Bei mir, einem Mann in angesehener Stellung, von gesetztem Wesen..."

„... und Alter," fiel das junge Mädchen ein.

Dr. Wanderer war offensichtlich durch diesen Zwischenruf peinlich berührt. „Hm... hm... ich bin erst vierundvierzig," wehrte er ab und fuhr im vorigen feierlichen Tone fort: „Bei mir, wollte ich sagen, werden Sie alles finden, was ein Mann

seinem geliebten Weibe nur immer zu bieten vermag. Was nun dieser Müller über mich geklatscht hat..."

„Wo hat er das getan?" fragte Lisbeth mit heuchlerischer Unschuld.

„In seinem Stück!" klagte der Gefragte an. „Da bin ich als Säufer geschildert, der Abstinenz predigt. Und dann — nein, das kann ich Ihnen — einer jungen Dame — gar nicht sagen, es ist zu abscheulich."

„Sollten Sie wirklich damit gemeint sein, Herr Doktor?"

Er ereiferte sich gewaltig bei ihrem Zweifel. „Ganz gewiß; alle haben mich sofort erkannt."

Lisbeth entnahm das Manuskript ihrem Handtäschchen. „Sie meinen doch dieses Stück hier, Herr Doktor, nicht wahr?"

„Jawohl, das ist das Sudelwerk. Das sollten Sie lieber gar nicht in die Hand nehmen, mein liebes Fräulein!"

Da lachte sie und sagte mit bedauerndem Spott: „O, Herr Doktor, der Mann, der dies Stück geschrieben hat, kennt Sie gar nicht."

Aber Dr. Wanderer wußte es besser. „Ob der mich kennt! Und wie kennt er mich, dieser Denunziant!" grollte er mit Donnerstimme und rollte die Augen in höchster Entrüstung. Wild fuchtelte er mit den Armen in der Luft umher, als wollte er den verhaßten Dichter packen und würgen. Aber Lisbeth lächelte ihn freundlich an und stellte mit einer Stimme, die so liebenswürdig war, daß Wanderer erstaunt aufhorchte, fest: „Merkwürdig ist das! Der Verfasser wohnt doch in Schweden!"

Da merkte er, daß etwas in der Rechnung nicht stimmte. Und stotterte: „In... in Schweden? Der Verfasser? Sie... scherzen, mein Fräulein! Das ist ganz und gar unmöglich, jawohl, das geht gar nicht an; er hat mich zu genau geschildert. Ich..."

Lisbeth lachte ihr glockenhellstes Lachen und rief: „Ihr schlechtes Gewissen ist es gewesen, das Ihnen Ihr Bild in diesem Stücke vor Augen geführt hat... O, Herr Doktor!"

Er schüttelte noch immer zweifelnd, verlegen, gegen diese Erkenntnis mit aller Kraft sich wehrend, den Kopf: „Es ... es haben's doch alle gesagt," murmelte er, als spräche er zu sich selbst. Einen Augenblick war es ganz still im Zimmer. Lisbeth war grausam genug, sich an der Verwirrung und dem Schrecken ihres unangenehmen Verehrers zu weiden. Da ertönte von weitem Brandes' heiteres Lachen, und im nächsten Augenblicke schon trat er mit Müller ein. „Hahahahahaha," lachte er, „denken Sie nur, Doktor, das Stück ..."

Da erfaßte der Angeredete die ganze heikle Lage, in der er sich befand. Und lachte ebenfalls laut auf und ergänzte: „Ich weiß, es ist in Schweden geschrieben, hahahahaha." Es klang aber durchaus nicht so, als ob es von Herzen käme, sein Lachen.

„Und die Herren haben sich darin gefunden," lachte Brandes, der sich gar nicht fassen konnte vor lauter Lustigkeit. Und Wanderer lachte immer lauter mit und prustete: „Ich — — ich habe es ja gleich gesagt, wie sich die andern darin finden wollten. Ich habe auch sofort lebhaft dagegen protestiert!"

„So! Davon habe ich aber nichts gehört," stellte Brandes trocken fest.

Müller hatte sich zu Lisbeth gewandt und ihre Hand ergriffen. Und sagte: „Vater hat seine Einwilligung gegeben — meine Braut bist du jetzt."

„Ernst!" schrie sie auf in jäher Freude und flog ihm an die Brust. Doch sofort riß sie sich wieder von ihm los, um den Vater zu umarmen. „Väterchen, liebes, gutes, du! Sei bedankt!"

Brandes streichelte ihr sanft das Haar. „Wenn du glücklich wirst, ist's mein Glück," sagte er bewegt. Dr. Wanderer stand wie auf Kohlen. Er hatte verspielt und — sich mächtig blamiert, das sah er ein. „Darf ich ... hm ... zur Verlobung gratulieren ... und mich zugleich empfehlen. Ich muß schnell zu den andern Herrn unseres Vorstandes. Sie interessieren sich gewiß dafür, daß ... daß ..."

Brandes unterbrach ihn. „Ganz recht, laufen Sie, eilen Sie. Sofort muß eine neue Sitzung stattfinden, damit der gestrige Beschluß rückgängig gemacht werde."

„Freilich," eiferte nun der Studienrat, „sonst sind wir blamiert. Und unser schönes Geld, das Schöppenstedter schlucken will..." — Er lief, was er konnte.

39. Die neue Vorstandssitzung.

Während Dr. Wanderer wie ein gehetzter Hase herumlief, um die Vorstandsmitglieder des Schuhevokuviulit zusammenzurufen, verhandelten Süß und Brinkmann mit Direktor Schöppenstedter, damit er gegen Geld und gute Worte auf die Aufführung des Müllerschen Stückes in Kleinwinkelsheim verzichtete. Schöppenstedter wußte genau, daß er alle Trümpfe in der Hand hielt. Darum beharrte er trotz aller Bitten und Versprechungen eigensinnig bei seiner unverschämten Forderung und gab auch dann nicht nach, als Süß eine andere Taktik einschlug und alle Register seiner bäuerlichen Grobheit zog. Erst als die beiden Unterhändler tatsächlich ehrlich entrüstet das Zimmer verließen, rief er sie zurück und begann neue Verhandlungen... Aber diesmal hatte Süß Oberwasser; denn nun hatte er erkannt, daß dem Herrn Direktor an der sofortigen Auszahlung einer größeren Summe alles gelegen war. „Also, wollen Sie oder wollen Sie nicht? 10 000 Mark und keinen Pfennig mehr."

Schöppenstedter begann zu jammern. „Meine Kinder schreien nach Brot..." Aber Süß fiel ihm ungerührt ins Wort: „Für dies Geld können Sie einen ganzen Bäckerladen aufkaufen, mein Lieber." Er zog seine Banknotentasche heraus, zählte die Scheine auf den Tisch und verlangte eine Quittung. Und Schöppenstedter unterschrieb, raffte die Scheine zusammen und empfahl sich hastig, als ob er fürchtete, man würde ihm das Geld wieder abnehmen. Süß lachte. „Sehen Sie, 5000 Mark

haben wir gespart; wir hätten wahrscheinlich noch mehr sparen können! Wir sind leider immer zu nobel, wir Bauern."

Verabredungsgemäß verfügten sich die beiden sodann zur Villa Blumeneck. „Sie sind doch auch im Stücke drin?" fragte der Fabrikant Brinkmann, sowie er seiner ansichtig wurde.

„Geradezu photographiert bin ich," entrüstete sich der Gefragte.

Da klärte ihn Brandes auf. Süß begriff sofort. Und ward von der Komik der Sachlage so erfaßt, daß er in wilder Lustigkeit wie ein Jüngling umhersprang. „Und alle haben sich drin gesehen," krähte er und schlug sich auf die Schenkel, daß es klatschte.

Brinkmann war blaß wie der Tod. „Aber die Tatsachen, die Tatsachen," murmelte er vernichtet.

„Abphotographiert seid ihr darin, haha!" heulte Süß, „nicht wahr, abphotographiert!" Er wischte sich die Tränen aus den Augen und schnupfte.

Schließlich machte auch Brinkmann gute Miene zum bösen Spiel und lachte gezwungen mit. Und stellte die Behauptung auf, er habe gleich darauf aufmerksam gemacht, daß es niemals stimmte...

Da er die gleiche Behauptung wieder aufstellte, als die Schuhevokuwiulitaner später in sehr gedrückter Stimmung am Beratungstisch in der Villa Blumeneck zusammensaßen, fuhr ihn Goliath entrüstet an: „Sie? Sie haben ja die ganze Suppe gekocht!" In diesem Augenblicke haßte er seinen Mitarbeiter, seine „rechte Hand".

Einer nach dem andern suchte nun zu beweisen, daß er an „diesem Skandal" ganz und gar unschuldig sei. „Sie haben auf meine Warnungen nicht hören wollen," klagte Wanderer, und Ochsberg jammerte: „Ich wollte von Anfang an nicht. O, wäre ich doch fest geblieben! Nur aus Kameradschaftlichkeit habe ich schließlich widerstrebend nachgegeben."

„Ja, meine Herrschaften, es nützt nichts, daß wir es nicht

gewesen sind. Soviel ich weiß, sind wir es doch gewesen. Mag aber dem sein, wie ihm wolle — es bleibt uns nun nichts übrig, als unsern gestrigen Beschluß wieder umzustoßen — genau wie wir es gestern mit dem vorgestrigen gemacht haben," erklärte Brandes.

Alle beeilten sich, dem Vorschlage zuzustimmen. Nur Goliath widersprach mit Eifer. „Meinen Namen hat Müller auf alle Fälle mißbraucht. Er hat ihn mit Bleistift neben die Person im Verzeichnis der Spielenden geschrieben und mich als den „reinen Mördler" bezeichnet — oder den Mördler als den reinen Goliath. Und hat uns weiter mit dem Namen seiner Stenographin irregeführt. Warum mußte er sie gerade Meyer nennen, wo es doch viel poetischere Namen gibt? Nein, ich bin gegen die Aufhebung unseres Beschlusses. Reiner Tisch soll werden zwischen uns."

„Jawohl, reiner Tisch!" stimmte auch Auguste bei.

„Wie ist es denn mit dem Geld, das wir Schöppenstedter gegeben haben, wie?" wollte Süß seinerseits wissen.

Man schwieg allseits und blickte abwartend auf Brandes. Da trat Bussinek ein. Und meldete: „Eine Dame ist im Garten und wünscht sich gleich auf die Stelle Herrn Goliath zu sprechen."

„Eine Dame?" rief dieser. Er bekam einen roten Kopf, sprang auf und ging hastig hinaus.

40. Abrechnung!

Draußen saß — Frau Brinkmann. Auf einem Gartentisch und baumelte ungeduldig mit den Füßen. „Sie sind es?" rief Goliath, da er sie erblickte. Man hörte ihm an, daß ihm diese Begegnung keine Freude bereitete.

„Jawohl, ich!" gab sie spitz zurück. „Du scheinst nicht sehr angenehm berührt zu sein, wie? Und siezen tust du mich auch?"

Goliath blickte sich angstvoll um. „Aber ich bitte dich!"

flüsterte er, „hier im fremden Hause — wo noch dein Mann anwesend ist!"

„Vorhin warst du wahrhaftig liebenswürdiger zu mir!" mir!"

„Um Gotteswillen, schweig davon; willst du uns beide verderben?"

„Wieso verderben? Hast du mir nicht versprochen, es meinem Mann zu sagen, damit er weiß, daß ich mich an ihm gerächt habe?"

„Das... das ist doch nicht dein Ernst!" rief er, und Entsetzen sprach aus seiner Stimme. War denn dies törichte Weib dermaßen in ihren Mann verliebt, daß sie solches zu tun vermochte, nur um ihn eifersüchtig zu machen, um sich an ihm zu rächen?

„Nicht mein Ernst?" wiederholte sie. „Ich verstehe dich nicht! War nicht ausdrücklich verabredet, daß wir es ihm sagten? Du — du willst doch nicht etwa kneifen? Ein Mann, ein Wort!" Sie faßte ihn beim Arm. Kalter Schweiß brach ihm am ganzen Körper aus. War dies fanatische Weib wirklich gewillt, aus Rache und Eifersucht alles zu verderben?

Brinkmann war unterdessen drinnen von Neugier geplagt worden, wer wohl die Dame sein möchte, die Goliath herausrufen ließ. Er trat ans Fenster und blickte hinaus, um — seine Frau, wahrhaftig seine Frau zu erkennen! Was — war das? Er hastete hinaus und kam gerade recht, um zu sehen, wie der fortstrebende Goliath festgehalten wurde. „Da ist er," rief dieser leise, als er den Rektor kommen sah, und versuchte sich mit einem energischen Rucke von Frau Brinkmann loszureißen. Aber sie hielt ihn mit beiden Händen fest und schrie mit lauter Stimme: „Bleib, Goliath, geliebter Seelenfreund, bleibe!"

„Was soll das?" rief der bestürzte Gatte, indessen sich Goliath wie ein Wurm wand und stotterte: „Sie spaßen, gnädige Frau, Sie spaßen!"

Sie ließ ihn nicht los. „Er fürchtet sich nur, es dir zu sagen, lieber Mann. Du kämpfst ja für die Gleichberechtigung von Mann und Weib," rief sie frohlockend dem Gatten zu. Aber der schlug mit geballter Faust auf den Tisch und schrie: „Zur Dirne erniedrigst du dich; eine anständige Frau ist nur... ist nur theoretisch für Freiheit... Weißt du das nicht, du?"

„Gedankenleiber wollen wir bauen, meine Verehrte, nicht Tatleiber," erklärte ihr der Redakteur sehr kleinlaut.

Da ließ sie ihn endlich los. Mit unsagbarer Verachtung blickte sie von einem zum andern. Und sagte mit bebenden Lippen: „So steht es also. Zum Narren habt ihr mich gehalten. Aber du, Goliath, du bist der größte Lump; du hast mich mit euren Idealen geködert — die nichts sind als Schwindel!"

Brinkmann maß den allmächtigen Mann der Presse mit drohenden Blicken. „Mein Herr, wir haben noch miteinander zu reden," sagte er feindselig zu ihm. Dann wandte er sich an seine Frau: „Und wir zwei, wir sprechen uns zu Hause. Dirne!"

Da bäumte sie sich gegen ihn auf wie eine Schlange und zischte ihn an: „Das wagst du mir zu sagen, du, dessen Verhältnis zu diesem... diesem Plättbrett von Auguste auf der Bühne aller Welt vor Augen geführt werden soll? Ah, deine Freiheit war nur das Feigenblatt für deine Liederlichkeit? Nun habe ich dich erkannt. Wißt ihr, wer ihr seid? Alle beide? Esel in der Löwenhaut, aber keine Männer. Pfui über euch!" Ließ sie stehen und schritt stolz davon.

41. Goliaths Bekehrung.

Goliath schlich geknickt fort. Aber je mehr er sich seinem Hause näherte, um so mehr kam ihm der Mut zurück, den er zwischen dem Ehepaar Brinkmann ganz losgeworden war. Ja, er steigerte sich allgemach zur richtigen Wut. Diese Weiber! Nur niemals mit einem sich einlassen! — Er mußte seinen Zorn an jemand kühlen.

Als er die Redaktion betrat, saß seine Frau am Fernsprecher. Seine Frau — die mirnichtsdirnichts fortgelaufen war... Er wollte sie anfahren. Da legte sie, sowie sie seiner ansichtig wurde, den Hörer hin, sprang mit den Zeichen größter Freude auf und stürzte ihm in den Arm. „O lieber Goliath, überall habe ich hintelephoniert; ich mußte dich schnell haben, damit du meine Freude endlich mitgenießen kannst."

Er stieß sie zurück und fragte schroff: „Wo bist du die beiden Tage gewesen? Haus und Zeitung hast du im Stiche gelassen..."

Sie kümmerte sich nicht um seine häßliche Zurückweisung; das Glück lachte ihr aus den Augen. „Was kümmerte mich noch die Zeitung, da ich endlich Mutter sein konnte!" gab sie zurück.

„Mutter? Mutter!" Höhnisch, wütend, verständnislos stieß er das Wort heraus.

„Ja," bestätigte sie, „gelt, jetzt staunst du! Ja, dank deinem Einflusse habe ich endlich den Mut gefaßt, mein Herz an das Kind zu hängen. Es war ja von jeher dein Wunsch. Bist du nicht stolz auf dein Weib? Lieber Goliath!"

Sein Gesicht verzerrte sich. Er brüllte, daß seine Stimme sich überschlug: „Das wagst du! Deine Schande willst du allen Menschen offenbaren?"

Sie wich entsetzt zurück. „Du hast doch nicht die ganzen Jahre hindurch nur leeres Stroh gedroschen, da du dich bemühtest, in mir das Mütterliche erwachen zu lassen?" Angst sprach aus ihrer Stimme; sie rang bittend, verzweifelnd die Hände. Doch er fuhr sie wieder hart an und stieß sie von sich: „Schweig! Wie kannst du es wagen, mit einem Kind, mit deinem unehelichen Kind oder was weiß ich was für einem Kind..." Er schnappte nach Luft. Die Frau verfärbte sich. Mit weitaufgerissenen Augen starrte sie ihn an, als sähe sie ihn in dieser Stunde zum erstenmal. Dann sprach sie langsam, jedes Wort betonend: „Wer sagt, daß es mein leibliches Kind ist?

Als Mutter bekenne ich mich. Ja, Mutter will ich dem armen, mutterlosen Mädchen sein, will überhaupt nichts mehr sein als Mutter. Aber höre, du Apostel der Freiheit, es ist dein Kind. Das du nicht kennst, weil du es feige verleugnet, weil du es gewissenlos vernachlässigt hast."

Da zuckte er zusammen, als habe ihn ein Peitschenhieb getroffen, sank gebrochen auf den nächsten Stuhl, verbarg das Gesicht in den Händen und stammelte in einemzu: „Mein Kind... mein Kind..." Ganz still war es im Zimmer. Da trat sie erschüttert zu ihm, strich ihm leise verzeihend über das Haar und sagte mit sanfter Stimme: „Ich bin so glücklich, daß ich dich nicht unglücklich sehen kann. Komm, begrüße dein Kind."

Da nahm er ihre Hand und drückte in Dankbarkeit einen Kuß darauf.

42. Wacklich darf heiraten!

Goliath war nicht der einzige, der zu Hause Überraschungen vorfand. Als Auguste Fischbach in ihr Zimmer eintrat, kam ihr Dr. Wacklich entgegen, im Auge die Dankbarkeit des geprügelten Hundes, der wieder gestreichelt wird. Und demütig sagte er mit zitternder Stimme: „Ich danke dir vieltausendmal, liebe Schwiegermama, daß du mir deine Einwilligung zu unserer Hochzeit gegeben hast."

Sie sah ihn erstaunt an: „Ich? Dir? Ich weiß nichts davon," entgegnete sie höhnisch.

„Aber doch, durch Ernst Müller. Er hat mich sofort von deiner großen Güte benachrichtigt. Ich sollte dich ja daran erinnern; es könnte sein, daß du es wieder vergäßest; er würde es aber dann nicht vergessen. Komisch, das, nicht, hehehe?" Er merkte in seiner Harmlosigkeit nicht, wie sie zusammenzuckte. Ja, gerade in sich zusammensank. Sie sah sich im Geiste wiederum vor dem jungen Manne knien — ohne jede Ursache knien! Wenn er plauderte... Nein, er würde schweigen, wenn

sie ihn nicht reizte. O weh, sie mußte ihr gegebenes Wort halten, obwohl es ihr, das merkte sie deutlich, abgeschwindelt worden war — allerdings durch ihre eigene Schuld! Wie unsagbar dumm war sie gewesen! An alledem war allein Brinkmann schuld. In dieser Stunde bekam das Seelenbündnis einen schlimmen Knax. — Helene flog herein und fiel der Mutter um den Hals. „Liebe Mama," schmeichelte sie und flüsterte ihr selig ins Ohr: „Denk' nur, wir müssen gar nicht heiraten!"

„Welches Glück!" seufzte Auguste und wischte sich eine Träne der Rührung aus den Augen. „Weißt du — wegen der Leute. Aber heiraten dürft ihr nun doch; es ist wohl besser."

„Sicher, liebe Schwiegermama. Und nicht wahr: recht, recht bald," flötete Wacklich, der Helene verliebt umfaßte...

43. Die Mäntel der Liebe.

Wohl war Müller wieder als Ehrenmitglied in den Schuhevokuwiulit aufgenommen worden. Aber Ochsberg war immer noch nicht damit zufrieden. Er bestand auf einer neuen Sitzung, die am folgenden Tage stattfand. Da hielt er vom Standpunkt der vollkommenen, „in unserer Vaterstadt unbedingt notwendigen Sittlichkeit" aus eine längere Rede über Freiheit und Moral. Sie war gespickt mit mehr oder weniger zarten Andeutungen über allerhand Verfehlungen, die durch Müllers Stück ans Tageslicht gekommen seien, und schloß mit den Worten: „Ich sehe mich daher zu meinem allergrößten Bedauern gezwungen, eine strenge Untersuchung dieser Angelegenheit zu beantragen. Alle Schuldigen müssen aus unserem Verein ausgeschlossen werden; denn er vertritt zwar Fortschritt und Freiheit, aber nur im Sinne des alten, ehrwürdigen, an Sitte und Zucht hängenden besseren Bürgertums unserer geliebten Vaterstadt."

„Geben Sie acht, daß Sie nicht mit herausfliegen, wenn eine Untersuchung kommt," warnte ihn Süß erbost in seiner groben Manier.

Ochsberg blickte ihn verächtlich an und erklärte kalt: „Ich muß auf der Untersuchung bestehen; reiner Tisch muß werden..."

„Wie war denn die Sache, Herr Ochsberg? Haben Sie sich nicht auch im Stücke gesehen?" fragte ihn Brandes.

„Nein!" leugnete der Gefragte kühn, „ich bin nicht drin."

„Sie haben mir gestern noch das Gegenteil gesagt," schrie ihn Süß an, daß er zurückfuhr, „seien Sie ganz still, Sie, und mucksen Sie nicht!" Er maß den Buchdruckereibesitzer mit einem so feindseligen Blicke, daß dieser sich in sich selbst zu verkriechen strebte, besonders als Brandes den Trumpf ausspielte: „Und bei meinem Schwiegersohn sind Sie auch gewesen und haben um gut Wetter angehalten." — Alle schwiegen still. Es war etwas peinlich. Keiner mochte dem andern ins Auge blicken. Da ergriff Brandes wieder das Wort und sagte: „Seien wir doch duldsam! Wodurch ist die ganze Verwirrung entstanden? Doch nur dadurch, daß wir meinten, wir seien im Stück. Das ist aber gar nicht der Fall. Dann ist aber das andere auch nicht gewesen; das ist doch logisch, nicht wahr? Es war eben ein Irrtum unsererseits, durch den wir veranlaßt worden sind, allerhand Fehler zu begehen, größere und kleinere. Da aber die Voraussetzung dieser Fehler ein Irrtum ist, so sind auch alle Fehler Irrtümer oder doch irrtümlich begangen worden, und doppelte Verneinung bejaht bekanntlich. Es ist auch keiner hier, der nicht etwas verbockt hätte..."

„Ich bin dagegen, ich habe keinen Fehler begangen!" krähte Süß.

Brandes lachte. „Stimmt, Süß. Sie sind der einzige Fehlerlose. Nur die 10 000 Mark haben Sie verplempert. Denn fort sind sie. Oder wissen Sie nicht, daß Schöppenstedter mit seiner ‚ersten Liebhaberin' ausgerückt ist und uns sowohl seine talentvollen Künstler, die nach Gage, wie seine hungrigen Kinder, die nach Brot schreien, samt dem echten Sekt, der auf der Bühne getrunken werden sollte, vermacht hat? Aber trotz-

dem, Süß, Sie sollen sündenrein sein. Wir anderen aber sind allzumal Sünder, auch ich, auch mein Schwiegersohn, den wir wieder als Ehrenmitglied aufgenommen haben. Sie sind doch auch damit einverstanden, Herr Goliath, wie?"

„Ich ... ich bin mit allem einverstanden," entgegnete dieser kleinlaut.

„Gut!" fuhr Brandes fort, „mit dieser Ernennung oder ... Wiederernennung haben wir bewiesen, daß wir einander unserer Irrtümer wegen nicht grollen. Wir wollen vielmehr den Mantel der Liebe auf etwaige Fehler unserer Freunde decken."

„Da werden aber die Mantelhändler gute Geschäfte machen," quietschte Süß und belachte seinen Witz selbst, während sich nur ein gezwungenes Lächeln auf die Lippen der andern legte.

„Ich bin noch nicht fertig," fuhr Brandes fort. „Meine Damen und Herren, ich lade Sie hiermit auf Sonntagabend zur Verlobung meiner Tochter mit Herrn Ernst Müller herzlichst ein und hoffe, daß Sie alle erscheinen werden."

„Bravo!" rief Goliath. Und „Bravo!" auch die übrigen. Es war ihnen eine große Last von der Seele genommen, und in aufrichtiger Dankbarkeit umdrängten sie den großzügigen, menschenfreundlichen Fabrikanten, um Glück zu wünschen.

Und alle vertraten die Überzeugung, daß er einen ganz vorzüglichen, seltenen Menschen und zukünftigen großen Dichter, soweit er es nicht jetzt schon wäre, zum Schwiegersohn bekäme. Herr Ochsberg bezeichnete sich wiederum als langjährigen Gönner des „berühmten jungen Mannes", und Brinkmann nannte ihn seinen „lieben Kollegen und jugendlichen Freund".

44. Schluß.

Und sie kamen alle zur Verlobungsfeier.

Es war ein großes, herrliches Fest. Der Amtsrichter nahm daran teil und die beiden Vertreter der Kleinwinkelsheimer Presse. Außer vielen anderen Größen der Stadt, unter denen

besonders die Vorstandsmitglieder des Schuhevokuwiulit als Sterne erster Helligkeit strahlten. Selbst Dr. Wanderer fehlte nicht. Obwohl er im Herzen tiefes Leid um sein verlorenes Glück und das entgangene Vermögen trug, so konnte er es doch nicht über sich gewinnen, Herrn Brandes diesen Kummer anzutun, sein Bier nicht mitvertilgen zu helfen. Und je mehr er von den guten Weinen und dem Bier schluckte, je glühender seine Nase ward, je tänzelnder sein Gang auf den Romanbeinen, um so mehr schwand sein Groll gegen den Bräutigam, der ihm die Braut weggeschnappt hatte, daß er sogar eine Rede auf ihn hielt, obwohl der Amtsrichter — als der Höhere im Rang! — bereits vorher eine gute Rede auf das Brautpaar gehalten hatte.

Seinen Höhepunkt aber erreichte das Fest, als die Freiwillige Feuerwehr mit der Brandesspritze anrückte und im Garten ein „Freuden- und Ehrenspritzen" veranstaltete, das alle Tische und Stühle so netzte, daß man sich in die weiten Säle der Villa Blumeneck zurückziehen mußte.

Und wieder gab es nach vollbrachtem Spritzen im Rathaussaal Freibier und Freiwürstchen für die tapferen Löschmänner, die mit rührendem Eifer sich der Vertilgung der Vorräte und dem Löschen des Durstes widmeten. Und wieder spielte die Kapelle den berühmten Spritzenmarsch unter Trumms genialer Leitung, daß Wanderer in erregte Rufe des Beifalls ausbrach, während Klüger bösartig grunzte und etwas von „Idiotie" in den Bart murmelte. Auch das Tanzbein wurde geschwungen. Dabei verlobte sich Betti Fein mit dem Spritzenmeister Rund, dessen Frau vor drei Monaten gestorben war, und hatte so die Genugtuung, Hurtigs „Vorgesetzte" zu werden. Emil schmetterte auf das bekannte „allgemeine Verlangen" hin seine Trompetensignale so laut und rein und siegesbewußt in den Saal, daß man ihm anhörte, wie glücklich er verheiratet war — was man auch dem Bäuchlein ansah, das sich zart zu wölben begann. „Das Blasen bekömmt dich gut, und die Leute haben dir gern, und die Uniform steht dich auch gut!" hatte Amanda

den Gatten aufgemuntert. „Man zu! Werde wieder Trompeter! Soll ich mit Herrn Ochsberg reden, wenn du dir scharnierst?" Es war nicht nötig! Auf seine bloße Andeutung hin hatte man ihn gern wieder in die Feuerwehr aufgenommen, besonders nachdem er jetzt selbständiger Meister geworden war.

Nie war Kleinwinkelsheim stolzer gewesen als an diesem Festtage. Stolz war man auf den großen Sohn der Stadt, Herrn Brandes, den „reichen Brandes". Stolz auf den „Schuhevokuwiulit", der sehr volkstümlich und sogar beliebt geworden war, weil man seinen Namen so schön zu Sprechübungen beim Pfänderspiel benutzen konnte. Stolz war man auf die Feuerwehr. Stolz vor allem auf das schöne Fest, das Herr Brandes — der „reiche Brandes" — dem „armen Schullehrer" zu Ehren gab, der es verstanden hatte, mit seinen Gedichten und seinem Theaterstück, über das so viel gemunkelt wurde, dem Goldfischchen, der hübschen Lisbeth Brandes, den Kopf zu verdrehen. Aber da Brandes — der „reiche Brandes!" ihn zum Schwiegersohn erwählt hatte, mußte doch wohl etwas an seinen Gedichten sein, nichwahr?

Ganz, ganz zum Schlusse kam noch die Polizei zum Fest. Zuerst Schultz, der Nachtwächter, damit Müller sehen könnte, daß er nicht immer schlief, um Feierabend zu gebieten. Dann kamen auch Koch und sogar Bäcker an, und alle geboten sie Feierabend. Aber weil man so vergnügt beisammensaß, so setzten sie sich dazu und beschwichtigten ihr Dienstgewissen mit Bier und Würstchen. Und als sie recht viel und gut gegessen und getrunken hatten, standen sie alle drei auf, marschierten durch den Saal und wünschten Herrn Müller und seiner Braut recht viel, viel Glück. Ja, sie kamen sich schließlich als die Stifter und Beschützer des Glückes der hübschen Braut vor, weil sie damals den bösen Müller nicht angezeigt hatten, als er den „groben Unfug" verübt hatte...

Ende.

16 Bg.

V

A. J. FOCKEN
Buchbinderei
BREMEN
Brautstrasse 10

